Tonleben.

Novellen

und

vermiſchte Aufſätze

von

Auguſt Kahlert.

H 1914 . AA52

Breslau,
bei Georg Philipp Aderholz.

1838.

Muſik iſt Geiſtes- und Empfindungsfreiheit. Je höher und reiner ſie iſt, je weniger liegen ihre Zuſtände auf ihr.

Rahel.

Die Welt ahnt nicht, daß Muſik höhere Offenbarung iſt, als alle Weisheit und Philoſophie.

Bettina.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Frau

Auguſte Nowack geb. **Clemens**

empfange geneigteſt

die Widmung dieſes Buchs.

Inhalt.

I. Novellen.

	Seite
1. Reinholds Wanderjahre	1
2. Die Dilettanten	159

II. Beiträge zur Aesthetik der Tonkunst.

1. Die Bedeutung des Romantischen in der Musik	199
2. Ueber Liedertexte	213
3. Die Genrebilder in der modernen Musik . .	230
4. Das musikalische Element in der Sprache .	241
5. Das Oratorium und sein Verhältniß zur neueren Kunst	260

III. Oratorien.

1. Tobias	269
2. Bonifacius, der deutsche Apostel	289

IV. Poetischer Anhang.

Trost in Tönen. 1 — 5	313
Das Glöcklein	316
Die Memnonssäule	317

Seite

Das Abendlied 318
Musikantenbegräbniß 318
Einer Sängerin 319
Einer jungen Klavierspielerin. 1 — 5. . . . 320
Musikalisches A. B. C. 324
Denksprüche für Künstler. 1 — 28. 326
Neujahrslied für Musiker 333
Bekenntniß 335

Reinhold's Wanderjahre.

Novelle.

Ce n'est pas la tête, qu'il faut se casser pour avancer dans la carrière de la verité, c'est le coeur.

Saint Martin.

I.

Das Städtchen N... hat eine ungemein reizende Lage in einem von Rebenhügeln umgürteten Thale, deſſen Schönheit ſchon von manchem Dichter geprieſen worden iſt. Ein kleiner, friedlicher Fluß, an deſſen maleriſchen Ufern zahlreiche Obſtgärten prangen, erhöht die Anmuth der Landſchaft, in welcher viele begüterte und betriebſame Menſchen wohnen. An dem weſtlichen Ende des Städtchens auf einer kleinen Anhöhe ſteht die Stadtkirche, in bedeutſamerem Style aufgeführt, und reicher und geſchmackvoller verziert, als man dies in einer ſo kleinen Stadt erwarten ſollte; einige treffliche Gemälde altdeutſcher Schule, und eine wohlerhaltene ſchöne Orgel zeigen von dem Geiſte höherer Bildung, der überall erfreulich und wohlthätig anregt. Ganz in der Nähe des Gotteshauſes befindet ſich ein niedliches Häuschen, von einem ſorgfältig gepflegten Garten umſchloſſen, die Wohnung des Organiſten und Schulhalters. Dieſes behagliche Beſitzthum, das ſeinen Bewohnern die weiteſte Ausſicht auf die Umgebungen der Stadt vergönnt, gewährt bei dem erſten Anblick ſchon den Eindruck des

Friedens und ruhigen ungetrübten Glückes, und in der That hatte dies binnen dreißig Jahren, welche sein Bewohner, der weit und breit geliebte und geachtete Redlich, darin verlebt, sich demselben treu bewährt. Der Segen der Religion, übergegangen in That und Gesinnung, hatte gedeihen lassen, was er gesäet; mancher tüchtige Mann bekannte sich noch dankbar als seinen Schüler. Die Mitglieder der Gemeinde hatten durch manchen schönen, thätigen Beweis ihm ihre Anhänglichkeit zu erkennen gegeben, und selbst in der Entfernung war hier und da sein Name als in der Kunstwelt achtungswerth bekannt, nicht als ob er viel komponirt hätte, das sich allgemeinere Gunst verschaffte, dazu fehlte ihm, wie er selbst anerkannte, aller reichen technischen Erfahrung ungeachtet, ein ergiebiger Quell der Phantasie, aber sein Fleiß, sein Geschick, seine Treue als Lehrer hatte nicht unbemerkt bleiben können. Dennoch war von ihm mancher ehrenvolle Ruf zu erweiterter Thätigkeit, glänzenderer Wirksamkeit abgelehnt worden. „Man müsse nicht mehr übernehmen, als man vollständig ausführen könne, pflegte er lächelnd zu sagen, und es könne immer nicht schaden, wenn man etwas mehr verstehe, als gerade zu dem bestimmten Berufe durchaus erforderlich sei.“ Mit solchen Gründen hatte er seine treue Gattin, die nur zuweilen einer vorüberfliegenden eitlen Regung nicht widerstehen konnte,

oft beſchwichtigt, wenn dieſe etwa durch empfangene Kunde von einer Freundin aus der fernen Reſidenz, nach deren Reizen und geräuſchvoller Ergötzlichkeit neugierig ſich bezeigte. Wußte er doch durch viele Beweiſe ihrer unwandelbaren Liebe zu ihm, daß ſie ihr höchſtes und einziges Glück von ſeiner Zufriedenheit mit ihm und der Welt unzertrennlich erachtete. So war es denn auch die härteſte Prüfung, die die ewige Vorſicht ihm auferlegte, daß er den Schmerz, das geliebte Weib im zweiten Kindbette zu verlieren, ertragen mußte. Auch der Sohn, deſſen Geburt ihr das Leben koſtete, überlebte die Mutter nur um wenige Tage, und ſo ward denn des Vaters liebereiches Herz jetzt ganz der Tochter, die, ein dreijähriges Kind, noch nicht begriff, warum er neben der ſchlafenden Mutter in Thränen zerfloß, zugewendet. Er erzog das Mädchen mit Hülfe einer älteren, wohlgeſinnten Baſe, die weder der Erfahrung noch der Liebe zu der verlaſſenen Kleinen entbehrte. Es dauerte freilich lange, bis die Frauen des Städtchens von ihren Verſuchen, ihn zu einer Wiederverheirathung zu bewegen, abſtanden, und ſich darauf beſchränkten, ihn als ein Muſter von Treue, die ſich über das Grab hinaus beharrlich bewähre, zu rühmen.

Marie war zehn Jahre alt, als ihr Vater ſeinen kleinen häuslichen Kreis ziemlich unerwartet durch Zuziehung eines neuen Mitgliedes erweiterte. Eine arme

Predigerswittwe war plötzlich gestorben, und hatte einen dreizehnjährigen aufgeweckten und von seinen Lehrern geliebten Sohn, von allen Hülfsmitteln entblößt, zurückgelassen. Der alte Bürgermeister des Städtchens, ihr treuer Freund und Beschützer, sann auf Hülfe für den Verwaisten. Mildthätige verbanden sich gern, dem hoffnungsvollen Knaben Unterstützungen zu verschaffen, nur über die Wahl seines Lebensberufes schwankten sie. Der einsichtige Redlich gab endlich den Ausschlag. Er erkannte schnell in dem jugendlichen Geiste eine hervorbringende Liebe zur Tonkunst, verbunden mit auffallend günstigen Naturanlagen. Der Knabe sollte zum Organistenamte und nebenher, damit nichts übereilt werde, auch für das Schulfach ausgebildet werden. Gegen eine ziemlich unbedeutende Entschädigung an Jahrgeld nahm er den offenen und fröhlichen Reinhold in sein Haus, der unter seiner erfahrenen Leitung sehr schnelle Fortschritte in der Kunst machte, dabei aber auch bei einem benachbarten Prediger, einem leidenschaftlichen Pädagogen, sich gelehrig und fleißig in wissenschaftlichen Bestrebungen bewies. Ein Seminarium für Schullehrer, das in der Stadt angelegt worden war, vollendete seine Bildung, nachdem er drei Jahre lang wie ein Sohn in dem Hause des treuen Freundes gehalten worden. Vielfache Anlagen zeigten sich schnell entwickelt in allen Arbeiten Reinholds, nichts aber trieb

er lieber als die Tonkunſt.| Mit raſtloſem Fleiße übte er, was der beſonnene Lehrer von ihm forderte, vertrat denſelben auch zuweilen im Amte, und zeigte ſich ſehr bald als Klavierſpieler ſo tüchtig und in kleinen Kompoſitionen ſo gewandt, daß ſeine Gönner wohl berechtigt ſein mochten, ihm zur höhern Ausbildung ſeiner Kunſt, worin die Mittelmäßigkeit vor Allem zu überwinden Noth thut, Mittel zu reichen. Reinhold ſollte, ein zwanzigjähriger Jüngling, ein Amt, wie es ſeinen Kräften zuſagte, in einer Nachbarſtadt erhalten; die Stelle war nicht geringfügig, die er einnehmen konnte, ſelbſt das damit verknüpfte Einkommen nicht kümmerlich. Aber der Vater Redlich ſchüttelte den Kopf. Er meinte, der Geiſt des Jünglings ſei zu unruhig, zu weitſtrebend, um von den Feſſeln eines Amtes jetzt ſchon gezügelt zu werden, es ſtecke mehr in ihm als man denke, der Anſpruch auf Höheres; er könne es in der Kunſt zur Meiſterſchaft bringen, wenn er andere und beſſere Anleitung erhielte, als er ſelbſt ſie ihm nunmehr noch zu geben vermöchte. Was helfe das liebe Auskommen, wenn Einer das Recht habe, ſich nicht mit dem Alltäglichen zu begnügen? das frühzeitige Aufhören in der Fortbildung bringe eine Diſſonanz in das Gemüth, die nichts mehr löſen könne, kurz, Reinholden fehle jetzt, da er Bach'ſche Fugen und Mozartſche Sonaten richtig und mit| Auffaſſung des

darin wohnenden Geistes vorzutragen wisse, nichts mehr als Gelegenheit, große Meister der Gegenwart kennen zu lernen, welche ihrer Zeit Ehre machten, und sich auf den Rang empor zu schwingen, den die Zeit von der Kunst fordere. Dürfe doch diese selbst nie stehen bleiben, wenn sie nicht zurückgehen wolle, um wie viel mehr habe der Einzelne solche gefährliche Begnügung zu scheuen.

Dergleichen verhandelte Redlich oft mit seinem dankbaren Schüler, und auch wohl auf Abendspaziergängen mit dem Bürgermeister, der sich seines jungen Schützlings fortdauernd gern annahm. Aber wie war zu helfen? Die Wohlthäter hatten schon so viel geopfert, und ein zweijähriger Aufenthalt in der sehr entfernten Residenz war sehr kostspielig, doch aber, nach Redlichs Ansicht, das einzige Mittel, was Reinhold zum Ziele führen könne. Wie so oft, sorgte auch hier der Zufall. Das Testament einer reichen, aus der Stadt stammenden Kaufmannsfrau enthielt eine Stiftung, wonach immer einem jungen, der Tonkunst beflissenen Manne zu einem ähnlichen Zwecke, als ihn Reinhold vor Augen hatte, auf einige Jahre eine nicht glänzende, doch genügende Unterstützung gereicht werden solle. Wer war froher als Redlich! Er segnete die alte, verstorbene Musikdilettantin, deren Kunstgeschmack er im Leben oft gemißbilligt hatte, im Grabe, denn

wem konnte der Stadtrath die Unterſtützung, die er zu vertheilen hatte, mit größerem Rechte angedeihen laſſen, als dem talentbegabten und geachteten Reinhold! Der Bürgermeiſter brachte denn auch die Sache bald in Ordnung. Die Zeit des Abſchiedes, der Reinholden aus ſogleich näher zu erörternden Gründen doppelt ſchwer werden mußte, nahte heran, und damit einer der wichtigſten Abſchnitte ſeines Lebens.

Neben den erwähnten Gründen, die Vater Redlich zur Unterſtützung ſeines Bemühens, den lieben Schüler zu einem längeren Aufenthalte in anderen Umgebungen zu bewegen, weitläufiger, als es hier nöthig ſcheint, ausführte, fühlte er ſich noch durch einen, welchen er geheimer hielt, beſtimmt. Neben Reinhold war Marie herangewachſen. Ein ſchönes Mädchen von nicht gewöhnlicher Bildung, vor Allem durch zartes, frommes Gemüth ausgezeichnet, ſo ſah ſie der glückliche Vater mit ſtiller Freude heiter und liebenswürdig im Hauſe walten, und der etwas kränklich gewordenen, ſchnell gealterten Baſe zur Hand gehn. Soviel ihr an Zeit zu erſparen möglich war, wandte ſie der Beſchäftigung mit der Tonkunſt zu, worin der Vater ſie und Reinhold zugleich unterrichtet hatte. Kaum blieb merklich, wer ſchnellere Fortſchritte gemacht habe: faßte Reinhold das Wiſſenſchaftliche der Kunſt leichter und feſter, ſo überraſchte dagegen Marie durch

jene zarte und unbewußte Auffassung mancher verborgenen Schönheit eines Meisterwerks, durch jenen unbefangenen Blick, der den poetischen Geist aus den Noten heraus zu lesen weiß, durch eine stille, heilige Begeisterung für die himmlische Natur des Tones. Diese Begeisterung, oft durch ein an innerem Leben reiches Kunstwerk entzündet, zeigte das ganze Mädchen im vollen Glanze ihrer Schönheit. Der reine Ausdruck seligen Entzückens malte sich dann in den edeln Gesichtszügen, gab dem blauen Auge einen überirdischen Glanz und erhöhte das zarte Roth ihrer Wange. Mehr zum Scherz und aus Nachahmung, als einem anmaßenden Selbstvertrauen folgend, hatte sie das Orgelspiel erlernt und ganz besonders lieb gewonnen. Der Ton des Pianos kam ihr gar so arm an Seele und Bildsamkeit vor, nachdem sie mit dem der Verehrung Gottes geweihten Instrumente sich vertraut wußte. Wenn sie dann zuweilen Abends in der Kirche schüchtern erbebend, aber von innerster Freude glühend, einen Choral nach der Bearbeitung irgend eines Meisters spielte, wenn dann die Abendsonne durch die bunten Glasscheiben der Kirchenfenster auf den ätherischen Kopf, den das dunkle Haar üppig umfloß, strahlte, trocknete Vater Redlich unbemerkt wohl manche Thräne, die Rührung seinen Augen entlockt hatte. Glich sein theures Kind nicht einer heil gen Cäcilia in solchem Augenblicke? Und, wenn

dann der Tongenuß vorüber war, wie heiter und anmuthig wandte ſie ſich ſogleich wieder zu ihren kleinen häuslichen Geſchäften, keine Spur irgend krankhafter Ueberſpannung, weinerlicher Schwärmerei verrathend, ſondern geiſtig geſammelt und glücklich in dem kleinen Kreiſe, welchen ſie ſchmückte.

Bei ſo vielem Liebreize der jungen Kunſtgefährtin wird es Niemand überraſchen zu erfahren, daß der raſche, blühende Jüngling, deſſen Entwickelungsgang wir bereits kennen gelernt haben, eine glühende Neigung zu ihr gefaßt hatte. Schon früh hatte dieſelbe ſich verrathen, von dem Vater nicht ſogleich, wohl aber von der klugen Baſe Sara bemerkt. Dies galt denn freilich lange für Kinderpoſſen. Aber an Mariens ſiebenzehntem Geburstage hatte der Vater eine geheime Unterredung mit der Tochter gehalten, nachdem einige Tage zuvor eine ähnliche mit Reinhold ſtattgefunden. Seit dieſer Zeit gewann Alles im Hauſe ein anderes Anſehn. Die Beiden, die ſeit Jahren einander nur verſtohlen beim Mondlichte in dem Gärtchen am Hauſe auf Augenblicke ihr Herzensgeheimniß hatten verrathen dürfen, ſtanden einander als Verlobte gegenüber, und vor des Vaters Augen ſchloß der ſelige Jüngling die ſchöne, keuſche Braut an ſeine Bruſt, und drückte den Kuß unwandelbarer Liebe und Treue auf die unentweihten Lippen. Wäre es freilich ganz nach des Va-

ters Willen gegangen, so möchten die jungen Liebesleute diesen seligen Augenblick wohl nicht so schnell erlebt haben; nur dem langen Zureden, Trösten und Beschwichtigen der treuen Sara, welche das geheime Leid des lieben Mühmchens so gerne lindern wollte, verdankten sie die Erfüllung ihres Wunsches. Das Gefühl sichern gegenseitigen Anspruches mochte der Nachgiebige der sehnsuchtsvollen Jugend nicht länger vorenthalten, keineswegs übrigens geneigt, eine baldige eheliche Verbindung zu gestatten. Und hierin äußerte sich nur die weise Vorsicht des Alters, die von dem Rausch erster Liebe noch nicht auf deren beglückende Dauer schließen wollte. Redlich pflegte zu sagen: „Ihr Beide, meine Lieben, kennt die Welt noch nicht, den kleinen Kreis Eurer täglichen Erlebnisse haltet Ihr für die Welt, die Euch ewig befriedigen werde. Es ist ganz hübsch, daß Ihr jetzt so denkt. Wird aber Eure Ansicht sich nicht ändern? Ihr schüttelt die Köpfe, weil Ihr noch nicht wißt, daß keine Liebe diesen Namen verdient, die nicht durch Proben gegangen und drin bestanden ist. Reinhold, es bleibt dabei, muß fort, muß erst Etwas erleben, das ihn von dem liebetrunkenen Jünglinge zum Manne reifen läßt, und sich Deiner Liebe, meine Tochter, würdig zeigen. Ist er nach zwei Jahren noch der Alte, so wird nach der langen Entbehrung der Wiederbesitz Euch beiden nur desto besser schmecken, und uns Alle

beglückt dann, will's Gott, das Bewußtsein, daß der Forbildung seines Talentes durch frühzeitiges Nachgeben gegen schwächliche Gefühle kein Hinderniß in den Weg gelegt worden ist.

Die jungen Leute suchten ihn vergebens zu widerlegen. Selbst Reinhold, so ungestüm auch die Neigung, die Welt zu sehen und seine Kraft zu versuchen, ihn forttrieb, fühlte sich von dem seelenvollen Blicke Mariens wie von einem Zauberspruche gefesselt. Der Tag der Abreise, unwiderruflich festgestellt, erschien wie ein grausiges Gespenst, drohend und zerstörend, vor dem sich Alle, selbst der immer gefaßte Vater, fürchteten, und auch die äußere Ruhe des Hauses störten manche Vorbereitungen.

Am Vorabende des verhängnißvollen Tages, der Reinholden aus seiner theuern Umgebung reißen sollte, schritt Redlich gedankenvoll in dem freundlichen Wohnzimmer auf und nieder; blickte zuweilen, wie erwartungsvoll, zum Fenster hinaus, und wies die Liebkosungen seines treuen Pudels, der sich solcher Vernachläßigung ungewohnt bezeigte, etwas unmuthig ab. Plötzlich entschlüpften seinem Munde die Worte: Hab' ich recht gehandelt, daß ich ihn weg zu gehn, seine stille Genügsamkeit aufzugeben gezwungen? Wird Er-

weiterung ihn glücklich machen, war er es nicht jetzt schon in seiner Beschränkung? — Da blieb Redlich plötzlich an dem Claviere stehn, auf dessen Pult Bach's Choräle aufgeschlagen waren, und sein Blick fiel auf den Choral: In allen meinen Thaten. Paul Flemmings Worte riefen tröstend ihm zu, die heiligen Töne beschwichtigten sein unruhiges Gemüth, und in ihren Zauber versunken, bemerkte er kaum, daß Sara trippelnd in das Zimmer geschlichen war, und mit einer gewissen Feierlichkeit den Abendtisch bestellte. Endlich hatte er geendet, und, wieder im Besitz seiner gewohnten Geistesfreudigkeit, fragte er die geschäftige Alte:

„Nun, wo bleiben die Kinder? sie scheinen heut sich so viel zu erzählen zu haben, daß sie das Abendbrod drüber vergessen."

„Ach," war die Antwort, „die sitzen draußen in der Hollunderlaube, nachdem sie einen weiten Spaziergang zusammen vollendet haben, und können sich nicht satt plaudern. Sie weinen auch wohl und lachen dann wieder, sie küssen sich und drücken einander die Hände, — es ist recht rührend anzuschau'n."

„Das ist denn in der Jugend nicht anders," bemerkte Vater Redlich, „Scheiden und Meiden thut weh. — Wohl uns, Frau Base, daß wir nicht mehr schwärmen und träumen mit wachenden Augen. Es hat so Alles seine Zeit."

„Es thut mir ſelbſt gar ſo leid, daß er fort ſoll. Er konnte die Kantorſtelle annehmen, konnte heirathen, und Marie hätte ihm Alles erſetzt, was er da draußen finden wird.“ —

„Vielleicht, Frau Baſe, vielleicht auch nicht. Es ſteht geſchrieben, wer beharret bis an das Ende, nur der wird ſelig. Nun, wir wollen ſehen, ob er beharret.“

„Es heißt aber auch, ſorget, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, — ſolch ein junger Menſch,“ — hier öffnete ſich die Thür, das vermißte Pärchen trat herein. In Mariens Augen ſtanden Thränen. Sara ſchalt ſcherzend, daß ſie ſchon ſeit einer Stunde mit ihrem fertigen Gerichte Fiſche, Reinholds Leibeſſen, ihrer harre, und befürchte, es werde ihrer Kochkunſt jetzt keine Ehre mehr bereiten. Man ſetzte ſich zu Tiſch, man zwang ſich heiter zu ſcheinen; am Beſonnenſten zeigte ſich Vater Redlich, der noch Manches zu bedenken und zu berathen übrig fand. Er brachte einen Empfehlungsbrief zum Vorſchein an einen bejahrten Muſikmeiſter, Herrn Gabriel, deſſen Gelehrſamkeit unter den Tonkünſtlern viel galt, und erkundigte ſich, wie es mit den übrigen Empfehlungsſchreiben ſtehe, die von anderen Seiten her verſprochen waren. Reinhold erzählte von Briefen an einige große Handlungshäuſer, welche ihm Lectionen ertheilen zu können Gelegenheit

verſchaffen dürften. Auch dies billigte der Freund; es werde dies den Aufenthalt in der Reſidenz, wo die Kunſtgenüſſe ſo theuer ſeien, ihm ſehr verſchönern. Auch ſei bei allem Lehren, freilich bei gehöriger Beſchränkung, viel zu lernen.

„Auch an den Kapellmeiſter Conti hat mich der Graf von S... addreſſirt," fuhr Reinhold fort, „ich freue mich, den berühmten Mann kennen zu lernen, deſſen Werke ſo großen Beifall finden."

„Habe nichts dagegen", ſagte Redlich, „aber hüte Dich vor den Männern der Mode. Unſere Zeit hat ihre Vorzüge, die Talentvollſten aber gerade verwiſchen dieſelben durch ihren Leichtſinn und ihre Buhlerei um die Gunſt des Publikums. Gehe zu dem Kapellmeiſter, höre ſeine Compoſitionen und ſeinen Rath, aber glaube meinem werthen Freunde, dem Muſikmeiſter Gabriel, mehr als ihm, und laſſe Dich nicht irre machen, wenn die Unverſtändigen Dich auslachen. Doch, mein armes Mariechen ſitzt auch gar zu ſtumm da; ſei ruhig, liebes Kind, er iſt ein tüchtig erzogener Junge, der verdirbt nicht ſo leicht in der Fremde, und wird Dir eben ſo treu zugethan bleiben, als der Kunſt."

Ihr ſeid mir ja Eins und daſſelbe, rief Reinhold, die Kunſt iſt meine Braut, wie Du es biſt. Seit dem Augenblicke, wo ich mich von Dir, Marie, geliebt wiß, ſtrömen mir von allen Seiten Melodien zu, es

iſt mir, als klänge es in allen Wipfeln, als ſängen die Abendlüfte Dein Lob, mein Alles, mein Leben!"

Marie ſtand neben dem Geliebten, von ſeinem Arm umſchlungen, und ſtreichelte ſeine glühende Wange:

„Wirſt Du mich aber nicht vergeſſen, mich, die Dein Auge nun ſo lange nicht ſehen wird, die nun bald ſechzig Meilen von Dir trennen ſollen. Werden die ſchönen, vornehmen und gebildeten Damen der großen Welt Dir nicht beſſer gefallen, als ich unerfahrenes Kind? O, lieber, theurer Reinhold, ich kann es Dir nicht ſagen, wie ſchwer mir das Herz iſt, wie bange es bei dem Gedanken ſchlägt, Dich von mir zu laſſen. Ich mag wohl kindiſch und albern Dir wie dem Vater vorkommen, ich möchte mich wohl verſtellen, wenn ich es nur könnte." —

„Wie ſoll ich es Dir doch betheuern, Marie, daß Du mein Leben, mein Augenlicht biſt. Du haſt mein Wort und mein Herz. Was ich thun und erleben werde, gehört Dir, denn ohne den Gedanken an Dich würde das Paradies mir öde und ſchauerlich vorkommen. O, es wird ein ſeliger Augenblick ſein, wenn ich wieder in dies Zimmer, in dieſen Kreis, wo ich zum wahren Leben erwacht bin, treten werde."—

Mach ihm das Herz nicht ſchwer, meine gute Tochter," ſagte Redlich aufſtehend, „es wird ſpät, das

Abſchiednehmen muß einmal ein Ende haben, und Reinhold muß bald nach Hauſe, um der Ruhe zu pflegen, ſonſt verſchläft er morgen den Abgang des Eilwagens. Dieſer kömmt übrigens hier vorüber, da kannſt Du ihm noch aus Deinem Kammerfenſter zuwinken, denn eine Abſchiedsſcene vor den übrigen Paſſagieren verbitte ich mir." —

Alle Einwendungen waren vergebens. Der Vater ſiegelte die mitzunehmenden Empfehlungsſchreiben, Marie holte ſtill ein kleines Taſchenbuch, worauf ein Vergißmeinnicht geſtickt war, und legte die Briefe hinein. „Laß es nicht von Dir, Lieber," flüſterte ſie, „es liegt eine Locke von meinem Haare darin, ſie ſoll Dich beſchützen, wie mein tägliches Gebet, das der Himmel erhören wird."

Es war ſehr ſtill im Zimmer geworden. Die Lichter brannten düſter, Frau Sara ſah weinend dem Leide der Liebenden zu, die Wanduhr ſchlug elf. Vater Redlich ergriff mit tiefem Ernſte des Jünglings Rechte, und legte die eigene auf ſein Haupt: „Bleibe Gott getreu, mein Sohn, und gehorche ſeiner Stimme, die in Deinem Herzen reden wird, wenn es Zeit iſt. Ueberhöre ihre Warnung nie, ſo wird er Dich nie verlaſſen."

„Ich will ihn noch begleiten, wenn ich ihn morgen nicht mehr ſehen darf," ſagte Marie, und der Va-

ter konnte allen vereinten Bitten nicht widerstehen. Er umarmte den Sohn mit Heftigkeit und ging in seine Kammer. Die andern Drei wandelten hinaus durch den Garten, dessen Blumen bleich im Mondlicht glänzten. Der Pudel war ihnen gefolgt, und sprang an seinem scheidenden Freunde herauf, als verstehe er die Bedeutung dieses Ganges. An der Gartenpforte kam auch noch Hans, der treue Knecht des Hauses, Abschied zu nehmen. „Das wird eine traurige Zeit bei uns werden, bis Sie wieder zurück sind," sagte er.— Als nun die beiden Frauen und Reinhold stumm bis an die Kirche gelangt waren, bemerkten sie, daß die Thür offen stand und inwendig Lichter brannten. Sie erinnerten sich, daß des nahen Pfingstfestes wegen eine Reparatur in der Kirche angeordnet war, deren Vollendung Eile gebot, und daher in der Nacht fortgesetzt wurde. Sie traten hinein; durch die gothischen Fenster warf der Mond, dessen Scheibe durch vorüberfliegendes Gewölk getrübt wurde, seinen ungewissen Schein. Die langen Schatten der herumwandelnden Arbeiter hatten etwas Gespenstiges. Von dem Chore der Orgel sahen sie in stiller, andächtiger Stimmung hinab in den weiten überwölbten Raum, als plötzlich der beaufsichtigende Küster sich zu ihnen fand, um gutmüthig Reinholden, dem er immer von Herzen ergeben gewesen, zu fragen, ob er nicht noch einmal auf der

Orgel spielen wolle, er habe die Schlüssel gerade bei sich, und werde ihn wohl nie mehr hören, denn seine sinkende Gesundheit werde ihn wohl bald zwingen, sein Amt aufzugeben. Reinhold versuchte es, ohne hinlängliche Ruhe sammeln zu können. „Spiele Du mir noch einmal vor, Marie," bat er, und sie willfahrte ihm gerne. Auf den Schwingen der Andacht schwebte ihres Herzens Leid in der Verklärung der Töne empor; Frau Sara betete still in der Ecke, Reinhold kniete neben der herrlichen Gestalt, deren begeisterte Züge er so und nicht anders in seinem Herzen zu bewahren schwor. So war es Mitternacht geworden, ein feindlicher Nachtwind bewegte die klirrenden Fenster, durch die plötzlich eine Eule unheimlich rauschte. Der Küster mahnte daran, daß die Kirche geschlossen werden solle, Mariens Töne verhallten leise in frommer Beruhigung. Sie umarmte mit heiliger, sanfter Rührung den erschütterten Freund ihrer Seele: „Ich werde immer bei Dir sein, mein Heißgeliebter," sagte sie, und entschwand schnell mit der guten Alten. Reinhold entfernte sich wie ein Träumender.

II.

Eine Woche war ſeit den geſchilderten Ereigniſſen verfloſſen, als Reinhold, den die Menge der Eindrücke, welche das geräuſchvolle, öffentliche Reſidenzleben auf ihn hervor brachte, verwirrend bedrängte, ſeinen Empfehlungsbrief an den Geheimrath R... abzugeben ſich bei demſelben einfand. Der vornehme Mann empfing den angenehm gebildeten, beſcheidenen aber nicht blöden Kunſtjünger mit jener Sicherheit und Herablaſſung, die der Unerfahrene ſo leicht als Wohlwollen auslegt. In der That aber ſchien Reinhold dem neuen Gönner zu gefallen.

„Man ſchreibt mir viel Gutes von Ihren muſikaliſchen Kenntniſſen; Sie werden in der Geſellſchaft willkommen ſein," ſagte der Geheimrath.

Reinhold entſchuldigte ſich im Voraus, wenn er die Sitten der feinen Welt, unkundig, wie er noch ſei, nicht ſo ſchnell ſich aneignen ſollte, als er es wünſche.

„O, in der Jugend und bei irgend etwas angebornem Takt für das Schickliche, der Ihnen nicht zu fehlen ſcheint, lernt ſich dies ſchnell. Sie wollen hier Unterricht ertheilen. Meiner Tochter Empfehlung kann Ihnen dabei leicht nützlich werden. Welches Honorar fordern Sie?—

Reinhold nannte ein freilich sehr geringes, — „Dies ist natürlich zu wenig; man kann Sie ja dabei nicht empfehlen, Sie müssen das Zehnfache fordern, — doch, lassen Sie das jetzt noch unerörtert. Sie kennen allerdings die Launen der höheren Kreise noch nicht. Vorläufig will ich Sie meiner Tochter vorstellen, die Sie gern mit Rath unterstützen wird, da sie die Kunst sehr liebt."

Sie gingen durch einige Säle, deren Verzierungen Reichthum und Geschmack verriethen. Der Geheimrath klopfte an eine Thür und rief: „Adolphine!" — Die Thür öffnete sich, und eine anmuthige weibliche Gestalt, im weißen Morgenanzuge von eleganter Nachläßigkeit kam zum Vorschein. Die Vorstellung ward kurz abgemacht, und schloß mit den Worten: „Ich überlasse nun Dir, meine Tochter, diesen Schützling, sieh' zu, was aus ihm zu machen ist; wäre er ein angehender Jurist, so könnte ich allenfalls selbst ihm nützlicher sein. Bei einem Künstler vertrittst Du mich wohl, mein Töchterchen." Mit flüchtigem Gruße schied der Papa, und Adolphine lud mit einnehmender Freundlichkeit den etwas befangenen Sohn der Provinz in ihr Zimmer. Die Einrichtung desselben überraschte ihn freilich nicht minder, als sie ihn für die Bewohnerin einnehmen mußte. Es war ein mäßig großer Raum, dessen Wände mit schönen Bildnissen

ausgezeichneter Künſtler, größtentheils lebender, verziert waren. Alles Geräth im Zimmer war von zierlicher Form, manches davon freilich weniger Nutzen verſprechend, als wohl in Folge irgend einer Laune vorhanden. Ein treffliches engliſches Pianoforte ſtand in der Ecke; der Klavierauszug aus Bellini's: „Somnambula" lag aufgeſchlagen darauf.

„Es iſt doppelt ſchön, daß Sie gerade heut gekommen ſind," ſagte Adolphine, „ſo können Sie bereits morgen eine kleine Opernaufführung bei uns hören, womit ich meinen Vater überraſche. Lieben Sie Bellini?"—

„Ich kenne ihn kaum," ſagte Reinhold.

„Welche Meiſter kennen und lieben Sie denn, wenn man fragen darf, wohl nur ſehr alte und ehrbare?"—

„Ich habe Bach'ſche und Beethoven'ſche Compoſitionen ziemlich gleichviel geſpielt, und als die erſten und gediegenſten immer nennen hören, auch wohl ſelbſt als ſolche erkannt."

„Aber, mein Himmel, wer ſoll denn die Sachen dieſer Herren ſingen? Ich quäle mich in der Singakademie auch mit Bach herum, weil man es am Ende jetzt verlangt, denn ich ſehe dies manche Leute thun, die nicht einmal die Noten treffen, um nicht für ungebildet zu gelten. Doch unſer Direktor mag reden,

den was er will, auf lange hält ſich dieſe Mode nicht. Das iſt rococo, wie die Formen und Schnitte unſrer neuen Schränke und Kleider. — Bitte, Bitte, begleiten Sie mir einmal dieſe Arie der Amina, die ich noch ſehr ſtudiren muß.

Reinhold löſte die Forderung ohne Befangenheit. Adolphine bezeigte ihre vollſtändige Zufriedenheit mit der Art und Weiſe, wie er der Singſtimme zu Hülfe komme und ſich derſelben auch wieder unterordene, und als er nicht umhin konnte, die ſaubre Art, womit ſie die feinſten Verzierungen der Melodie zu ſingen verſtehe, mit Feuer zu preiſen, ſagte ſie lächelnd: „Ich glaubte, nur wir Kinder der großen Stadt verſtünden zu ſchmeicheln, ich merke aber ſchon, daß Sie ſich bei uns ſchnell einrichten werden. Sie müſſen mich öfters beim Geſange begleiten, dabei werde ich etwas lernen, und Sie werden etwas menſchlicher über die heutigen Meiſter urtheilen. Sehen Sie, aus Belliniſchen Melodieen kann ich doch etwas machen, die deutſchen haben mehr Gewicht, das mag wohl ſein, nur ſchade, daß daſſelbe einem wie Blei anhängt, und nicht duldet, daß man ſich ſelbſt dabei rühren möge."

„Aber, ich dächte doch, Mozart," —

„War freilich ein umgänglicherer Menſch, als ſeine Landsleute," fiel Sie lebhaft ein, „hatte er es doch von den Italienern gelernt, ſich des Lebens zu freuen. Drum

iſt er nicht lauter Geiſt, ſondern gönnt den Sinnen auch Etwas. So iſt es bei den Wienern heute noch. Leben Sie nur einen Winter in Wien, dort wird man Sie ſchon bekehren."—

„Wenn es Jemand vermöchte, ſo würden Sie es ſein, Fräulein!"

„Wirklich? Dies Vertrauen macht mich ſtolz. Wohlan, ich werde den Kapellmeiſter Conti bitten, daß er ſich mit mir dazu verbindet. Mich dünkt, es wird ſich bei Ihnen ſchon der Mühe lohnen, — ſetzte ſie mit einer gewiſſen Schalkhaftigkeit hinzu, die das anmuthige Mädchen ſehr wohl kleidete. Nun aber müſſen Sie mir etwas vorſpielen, am liebſten eine eigene Compoſition; ich werde recht aufmerkſam zuhören."

Reinhold begann ohne alle Ziererei den erſten Satz einer Sonate. Er hatte ſie in ſeligen Stunden geſchrieben, deren Bild ihm nun wiederkehrte, und die gegenwärtigen Umgebungen vergeſſen ließ. Mitten im Spiel berührten ſein Ohr die halblauten Worte: „Ein intereſſanter Kopf!" Er blickte in einen gegenüber hängenden Spiegel, und ſah Adolphinen neben einer ihm unbekannten Dame hinter ſeinem Stuhle ſtehen. Die Letztere zumal ſchien höchſt aufmerkſam. Als er geſchloſſen hatte, ward ihm reichlicher Beifall, und wie es ſchien, aufrichtiger. Die Fremde, die während des Spieles eingetreten, und von Adolphinen bedeutet, ſo-

gleich eine ſchweigſame Zuhörerin geworden, ward als Frau von F... eine der erſten lebenden Klavierſpielerinnen Reinholden bekannt gemacht. Sie konnte, vielleicht 25 Jahre, für ſchön gelten, und das Einnehmende ihrer Geſtalt ward durch die Art des Anzuges und der Haltung, die ganz eine Erſcheinung aus den höheren Kreiſen ankündigte, vermehrt. Dazu nicht unpaſſend mußte die feine Bläſſe des Geſichtes gefunden werden, welche freilich nicht eben jugendliche Friſche verrieth, und dennoch unwillkürlich einen feſſelnden Zauber ausübte. Reinhold bekannte, daß er die erſten Muſter in der Kunſt des Klavierſpieles niemals zu hören Gelegenheit gehabt habe.

„In Deiner Schule, liebe Julie, wird unſer junger Künſtler jene Bekanntſchaft nicht mehr vermiſſen," rief Adolphine. —

„Du biſt ein Kind," erwiederte die ſchöne Frau, „vom Piano weißt Du weiter nichts, als was zur Geſangbegleitung nöthig iſt. Mein Herr, ich bitte Sie, Ihre Schülerin werden zu dürfen, — keine Ausflüchte! Von Ihnen kann ich viel lernen, denn mir fehlt bei dem Einſtudiren unſrer heutigen verworrenen Klavierſtücke vor Allem die Hülfe eines Muſikers!"

Man plauderte noch, als plötzlich ein Herr Doktor Schnell angemeldet wurde.

„O, höchſt willkommen," ſagte Adolphine, „dieſe Bekanntſchaft iſt für meinen Schützling ſehr erſprießlich; dies iſt ein Mann, der Alles weiß, was in der Stadt vorgeht, der Alles gefällig beſorgt, und ſich für mich zumal ins Feuer ſtürzen würde."

Der Gelobte trat mit geſchäftiger Haſt herein, ein kleiner, dicker Mann, mit gutmüthig lachendem Geſichte, deſſen mehr als gewählter Anzug bewies, wie viele Zeit er auf Nebendinge zu verwenden habe. Er warf ſich abgeſpannt in einen Stuhl.

„Es iſt entſetzlich, — das überlebe ich nicht."—

„Sie ſehen wirklich einem Sterbenden ähnlich, was giebt es denn Schreckliches?"

„Ach, reizende Freundin, in wenigen Tagen flieſſen Ihre Thränen auf mein Grab." —

„Haben Sie Sich mit den Theaterleuten verfeindet? Oder hat man Ihre Schrift über die Homöopathie etwas ſcharf mitgenommen? Reden Sie doch, Sie ſind heute unausſtehlich."

„Ach, ſparen Sie Ihren Zorn, er kommt noch zurecht, wenn Sie Alles wiſſen. Ihre Aufführung der Somnambula wird zu Waſſer!"

„Das müßte ich mir verbitten. Es bleibt dabei." —

„Der pedantiſche Baron v. Jeſſen, dem Sie die Leitung am Piano, trotz meiner Warnung, anvertraut

haben, verlangt, Sie ſollen die Aufführung aufſchieben, weil ſeine Schwiegermutter geſtorben iſt, und er es für unſchicklich hält, vor ihrer Beerdigung in Geſellſchaft zu erſcheinen. Auſtern bei Chiarini zu eſſen, nimmt er keinen Anſtand, denn dort eben habe ich ihn geſprochen, beſtürmt, gebeten, alles umſonſt, er will nicht."

„So? Er will nicht; ganz recht, aber nicht der Trauer wegen, ſondern weil er ſich neulich in der Probe mit der Frau v. D. . . gezankt hat; dieſe reiſt in acht Tagen ab, ich verſtehe, — o nein, mein Herr, ſo fängt man mich nicht. Es bleibt dabei, Jemand anders muß die Direktion übernehmen."—

„Aber wer? ich bitte Sie; bei dem Akademie-Direktor bin ich zuerſt geweſen; nun, deſſen Beſcheid war ſehr kurz, er ſagte: laſſen Sie mich mit einer ſo ſündhaften Muſik in Ruhe. Ich bin herumgelaufen bei noch drei anderen Subjecten, Keiner hat Zeit oder Luſt, wie man will. Sogar bei Kapellmeiſter Conti war ich; wie immer ſehr höflich, (Sie können denken, daß ich es an Komplimenten nicht fehlen ließ) entließ er mich mit den Worten: Ick ſehr bedaure, Proben für meine Cantate zu, Sie wiſſen ja, — Vermählung, — Prinzeſſin, — ſo viel, mille compliments à Mademoiselle Adolphine, excusez moi, je vous prie, autant que vous voulez. Ick

wirklich nicks kann. — Nun bin ich mit meinem Latein zu Ende.“

„Gutes Doktorchen, tauſend Dank! Aber, das hätten Sie nicht nöthig gehabt. Ich gebe die Aufführung morgen, wie verſprochen, und weiß ſchon, wer uns nicht im Stiche laſſen wird.“ Und zu Reinhold gewandt, bat ſie ihn ſchmeichelnd, „nicht wahr, Sie helfen uns aus?“

„Wenn ich es vermag, in ſo kurzer Zeit mich zu orientiren; ſollte aber nicht Frau von F. . . die Aufgabe weit vollkommener löſen. Ich verſtehe von italieniſcher Muſik ſo wenig.“—

„Nichts davon! fiel Julie ein, ein Weiberregiment taugt ſelten etwas. Wir probiren heute und morgen; Sie werden ſich leicht einrichten.“

„Gewiß,“ fuhr Adolphine fort, „und es wird Alles herrlich ablaufen, Sie aber werden auf dieſe Weiſe am ſchnellſten in der Stadt bekannt und beliebt, wozu Sie ganz das Ihrige thun werden. Ich freue mich wie ein Kind.“

Doktor Schnell, kaum mit Reinholds Perſon und Talent bekannt gemacht, umarmte dieſen und verſicherte, nun lebe er wieder auf. Er bat, ihn auf einem Gange durch die Stadt begleiten und auf manchen intereſſanten Gegenſtand aufmerkſam machen zu dürfen.

Adolphine billigte dies, und bat nur noch um Reinholds Adreſſe. Als dieſer ſein Taſchenbuch hervorholte, um eine Karte herauszunehmen, betrachtete das liſtige Mädchen lächelnd das ſauber geſtickte Vergißmeinnicht auf dem Deckel, und ſagte: „das hat gewiß ſeine Bedeutung? nicht?“

Reinhold erröthete. „Still!“ fuhr ſie fort, „ich weiß alle Geheimniſſe ſo zarter Art zu ehren, aber das Ihrige ſchwatz ich Ihnen doch noch gelegentlich ab. Ich bin einmal ſehr neugierig.“

Man trennte ſich, gegenſeitig mit einander zufrieden, und nicht als habe man ſich zum Erſtenmale geſprochen, ſondern wie alte Bekannte. Frau von F. . . bat um Reinholds Beſuch, und ſo war denn Manches, was für die Folge bedeutſam werden konnte, eingeleitet.

III.

Gewiß konnte es nicht leicht einen Mann geben, der mit den Verhältniſſen der guten Geſellſchaft, mit ihren geheimen Beziehungen genauer bekannt geweſen wäre, als der unermüdlich gefällige Doktor Schnell. Binnen einer Viertelſtunde hatte Reinhold, der an ſeinem Arme die glänzenden, breiten Straßen durchwanderte,

und vor jedem Palaſte die Schickſale von deſſen Beſitzer in wenigen Worten lebendig genug geſchildert bekam, eine Menge von Stadtgeſchichten, Anekdoten und Zügen aller Art gehört, welche ihm den Blick in eine ganz neue Welt öffneten. Ein jugendliches Gemüth iſt für bunte Eindrücke jeder Gattung ſo leicht empfänglich, wird durch den Schein des Lebensgenuſſes und der Liebenswürdigkeit ſo ſchnell beſtochen, dazu war dem jungen Manne heute ſchon ſo hübſch geſchmeichelt worden, daß er diejenige Sphäre, die ihm früher als die der Eitelkeit und Gehaltloſigkeit geſchildert worden, bereits näherer Bekanntſchaft würdig fand. Auch die muſikaliſchen Notabilitäten der Stadt erſchienen ihm nach des Doktors Schilderung in einem andern Lichte, als wohl früher nach den Urtheilen des Vaters Redlich. Vor Allem hatte Herr Gabriel, der Direktor der Singakademie, ihm mehr Furcht als Vertrauen eingeflößt. Er hatte bei dem erſten Beſuche einen Mann in ſchlechtem Rocke, mit eisgrauem Haupte, unter beſtaubten Büchern und Muſikalien vergraben gefunden; ſo freundlich und angelegentlich Redlich den Sohn empfohlen hatte, ſo wenig war der mürriſche Empfang des ernſten Theoretikers eine paſſende Erwiederung geweſen. Die Arbeiten, die Reinhold mitgebracht, um ſie ſeinem Urtheile zu unterwerfen, waren zu vielen andern hingelegt, er ſelbſt aber auf einen andern Tag wiederbe-

ſchieden worden, und dies war nun noch dazu mit jener Gleichgültigkeit, die immer ſchlechte Hoffnungen erweckt, geſchehn. Nur von Redlich hatte der Direktor mit Wohlwollen geſprochen, wenigſtens anerkennend, immer jedoch, wie Reinhold dünkte, kühl genug. Adolphinens Schilderung des Mannes ſtimmte mit dieſen Erfahrungen vollkommen überein, und er verſchwieg dem geſprächigen Doktor dies keineswegs.

„Wertheſter Herr," ſagte dieſer, wenn Sie meinem Rathe folgen, laſſen Sie ſich mit dem alten Murrkopf nicht ſehr ein. Er grübelt über Dingen, die Niemandem heute mehr nützen. Wenn er ſeine alten Choräle ſingen läßt, geht man, weil es zum feinen Tone gehört, hinein, und bildet ſich aus Gefälligkeit ein, es ſei ſehr ſchön. Das bedenkt aber Keiner, daß die Alten auch ſchlechtes Zeug gemacht haben. Was irgend alt iſt, und noch mit ſo großen viereckigen Noten geſchrieben daſteht, findet der Direktor ſchön. Es muß ſchön ſein, er verlangt es; zu ſeinem Glücke fehlt nur noch, daß er nicht die Duetten wieder auffinden kann, die Adam und Eva im Paradieſe geſungen haben mögen. Laſſen Sie dem Pedanten ſeine Launen, wenn er dabei zufrieden iſt; Sie ſind jung, Sie müſſen Ihr Glück machen, und mithin die Forderungen der Zeit kennen lernen. Im einſamen Zimmer iſt dies unmöglich, dort entſtehen jene wunderlichen Ausgebur-

ten, die uns Deutſche anderen Nationen zum Geſpött Preis geben. — Doch, da ſtehen wir gerade vor dem Hauſe des Kapellmeiſter Conti, der Mann ſpeiſet erſt ſpät, ich gehe noch mit Ihnen hinauf, Sie vorzuſtellen. An den halten ſie ſich, wenn Sie fortkommen wollen."

Sie ſtiegen hinauf. Freilich, der Empfang fiel ganz anders aus', als bei dem Akademiedirektor. Die ſchriftliche Empfehlung ſowohl, die Reinhold mitbrachte, als die mündliche, die der Doctor hinzufügte, verfehlten ihre Wirkung auf den feinen Weltmann, deſſen ausgebreiteter Ruf als Tonſetzer ihn zu vornehmerer Haltung berechtigte, durchaus nicht. Conti war ungemein zuvorkommend gegen den jungen Künſtler, der ſich ſeinem Schutz empfahl, und beſchränkte ſich nicht auf Verſprechungen, ſondern ſchrieb ihm ſogleich einen Erlaubnißſchein zum freien Beſuche der Theatervorſtellungen, indem er meinte, man lerne doch einmal eine Kunſt nur einſeitig, wenn man nicht viele und mannigfache Kunſtwerke zu genießen Gelegenheit habe. Reinhold verließ ihn entzückt, um einer Einladung des Doctors, in einer der eleganteſten Reſtaurationen zu ſpeiſen, Folge zu leiſten. Der Glanz, die heitere Bequemlichkeit, die ihn auch hier umgab, die liebenswürdige Sorgfalt ſeines Wirthes, verſetzten ihn in eine Stimmung, die ſeine fröhliche Laune und natürliche

Lebendigkeit im vollen Lichte erſcheinen ließen. Der Doctor erklärte bald, er gewinne ihn immer lieber. An den kleinen Tiſch, woran ſie Plätze eingenommen hatten, traten einige Bekannte des Doctors, die mit Reinhold ſogleich bekannt gemacht wurden. Der Eine, ein magerer bebrillter Herr, ward als Herausgeber einer kritiſchen Kunſtzeitung bezeichnet. Er ſäumte nicht, zu verſichern, daß er die Ankunft eines hoffnungsvollen Talentes in der Reſidenz, dem Publikum anzeigen werde. Zugleich meldete er, daß Kalkbrenner heute angekommen ſei, und noch im Laufe der Woche ein Concert geben werde.

„Dies zu hören, freut mich außerordentlich," rief Reinhold, „ich kenne die berühmten Meiſter des Klavierſpielens ſämmtlich nur ihrem Namen und Rufe nach."

Ein ältlicher Mann, deſſen moderne Tracht ſeltſam gegen ſein graues Haar abſtach, mengte ſich in das Geſpräch: „Ich habe Alle gehört, die einen gewiſſen Ruf genießen, und ich bin doch noch unerſättlich, es hat ſo ein Jeder ſeine Eigenthümlichkeit; darum entſcheide ich mich für keinen Meiſter, mir iſt jede Blume lieb, aber nur Abwechſelung verlange ich, nicht immer daſſelbe."

„Herr von Trapp iſt ſelbſt Künſtler," berichtete Reinholden der Doctor.

„O, ich bitte recht sehr, ich bin nur Dilettant, ich habe aber viel gehört, ja wohl viel, ich habe mit Paganini und Weber Umgang gepflogen, die Malibran spazieren gefahren, und das erste Auftreten der Sontag in Paris befördert. Die Mara selbst habe ich in Riga noch gesprochen, und als Meyerbeer in Padua seine Oper: Romilda und Constanze zum ersten mal aufführte, mitgejubelt über den Beifall, den ein Deutscher in Italien erhielt. Ja, man bekommt dann so allmählig einen Ueberblick. In meiner Jugend habe ich auch mich, in Privatzirkeln natürlich, selbst produzirt, ich spielte ein Clavierconzert von Wanhal in Cdur, nun, Sie müssen es ja kennen, — (hier fing er das Hauptthema zu singen an), o, das ist köstlich!"

„Ich kenne es leider nicht," sagte Reinhold.

„Das ist Schade, — ja sehen Sie, da hat das Clavier im ersten Theile vier Takte zu pausiren, und bei dieser Stelle chicanirte mich jedesmal das Orchester; wir probirten drei, vier mal, die Musiker wurden grob und behaupteten, ich pausire falsch, es war die klare Chikane, sie selbst machten den Fehler, das lasse ich mir nicht nehmen; kurz, bei der Aufführung warfen wir um, die Schuld kommt auf mich, ich mag versichern was ich will, — dies war mir höchst ärgerlich, — und seit jener Zeit, es sind jetzt 27 Jahre her, spiele ich nie mehr vor Leuten."

„Aber doch, wenn Sie allein sind," sagte der Doctor, „läugnen Sie nicht, Falscher, ich weiß es von Ihrem Hauswirth."

„Ja, der Barbar behauptet, ich vertreibe ihm die Miether, nun, ich kann mich nicht bezwingen, wenn mir eine Melodie gefällt, so etwa die: „Wir winden Dir den Jungfernkranz" so spiele ich sie gleich drei bis vierhundert mal hinter einander. Bei jenem Liede ärgert mich nur der zweite Theil. Darin kommen statt der Achtel auf einmal Viertel, sehen Sie, das chicanirt mich, ich kann diese nicht noch einmal so langsam spielen, das streitet gegen mein Taktgefühl; das ist auch ein Fehler gegen den Rhythmus, den Weber auf der Seele hat."

Reinhold unterdrückte ein Lächeln, der Doctor schenkte Champagner ein, und rief: „Nun denn, es lebe die Kunst!"

„Und die Künstler!" setzte der Redselige hinzu, mit Reinhold anstoßend; „Sie besuchen mich doch bald, ich wohne unmittelbar neben dem Theater, — aber bald, denn ich muß Sie gehört haben, bevor das Publikum Sie hört, das erfordert meine Ehre."

„Ich denke kaum daran, öffentlich aufzutreten."

„Wie? nicht auftreten? Ich bitte Sie, sein Sie nicht blöde. Sehn Sie, wenn ich damals nicht den Unfall in dem Wanhal'schen Concerte gehabt hätte,

(unsere selige Fürstin konnte die Geschichte nicht vergessen,) ich würde —"

„Verzeihen Sie," sagte der Doctor, „es schlägt sechs Uhr, unser junger Freund muß zu Fräulein Adolphine, um die Probe zur „Somnambula" abzuhalten, also — das letzte Glas, — auf Wiedersehen!"

„Somnambula! O, ich freue mich so sehr auf morgen! Also gleich als Dirigent werden Sie sich bekannt machen. Das ist recht, nur nicht blöde, junger Freund, Sie werden hier Ihr Glück machen. Kann's doch gar nicht fehlen! Es sind lauter alte Leute, die hiesigen Musiker, — steif, verrostet, voll von Vorurtheilen, wir brauchen etwas Neues."

Der Doctor trieb zum Aufbruch. Man schied mit Wärme und vielem Geräusch.

„Aber, welch ein wunderlicher Schwätzer ist dies!" sagte Reinhold zu dem Doctor, als sie auf der Straße waren.

„Ein Mann, der die ganze Stadt belustigt, den alle Welt kennt, und den Sie zum Freunde behalten müssen. Dies ist auch leicht, denn er ist gutmüthig, und nimmt es höchstens übel, wenn man ihn nicht erzählen läßt. Uebrigens genießt alles Neue seine Protektion, und diesen Vortheil müssen Sie benutzen. Sie sind noch ziemlich unerfahren, hören Sie zuweilen auf meinen Rath, ich bitte Sie darum, denn ich meine es

gut mit Ihnen, weil Sie noch ein ehrliches Blut ſind. Nun, nicht viele Worte, wir ſind an des Geheimraths Hauſe. Nehmen Sie ſich zuſammen, und — (er betonte die Worte,) — hüten Sie Ihr Herz unter den ſchönen Frauen, die Sie heute umgaukeln werden. Beiläufig, wie ſteht es mit Ihrem Herzen?"

„Ich habe eine Braut!"

„Schon eine Braut? Sie ſind noch jung, hüten Sie ſich, daß dieſer Umſtand nicht ihre Fortſchritte hindere. Sie iſt wohl daheim in dem kleinen Landſtädtchen, aus dem Sie hergekommen?"

Reinhold entwarf ein flüchtiges, aber lebendiges Bild ſeiner Verhältniſſe und ſeines Liebesglückes.

„Hm!" ſagte der Doctor, „das klingt romantiſch, in Ihrem Alter denkt man gewöhnlich wie Sie. Werden Sie immer ſo denken?"

„Immer, immer! Ich liebe meine Marie wie mein Leben! O, daß ſie doch hier wäre!"

„Vielleicht iſt es gut, daß dies nicht der Fall ſein ſollte. Jedenfalls, verträumen Sie nicht die ſchönen Ausſichten, welche Sie ſich bereits eröffnet haben! Wir ſprechen noch öfter über dieſen Gegenſtand, ich bin neugierig, ob Sie einſt gern in Ihre früheren beſchränkten Verhältniſſe zurückkehren werden. Doch genug, Sie werden faſt weichmüthig, das paßt nicht in die Ge-

ſellſchaft, worin Sie heute erſcheinen und Andern imponiren ſollen. Adieu, bis auf Morgen!"

Der Doctor hatte Recht. Reinhold war zuerſt ſtill und etwas trübſeligen Ausſehns, was gegen das lebhafte, laute Treiben voll von Schalkhaftigkeit und Laune in dem Salon, worin Adolphine ihn mit bezaubernder Freundlichkeit empfing, ſehr abſtach. Doch ward er bald Herr der ſich aufdringenden Gefühle. Gab es doch ſo viel Liebliches und Reizendes zu ſehen! Vor allen weiblichen Geſtalten, die ſich um das Piano ſammelten, war Frau von F...., die insbeſondere dem Ankömmling auf liebenswürdige Weiſe begegnete, auszuzeichnen. In ihrem dunklen Auge lag etwas Magnetiſches. Sie war offenbar ſchöner als Adolphine, die aber durch Fröhlichkeit und Witz dennoch auf die Geſellſchaft weit belebender wirkte.

Die Probe begann. Alles hatte ſeinen guten Fortgang, die einzelnen Parthieen waren längſt ſtudirt, nur in den Enſemble's ſchwankte zuweilen die Wirkung. Reinhold zeigte ſich ſehr beſcheiden, aber energiſch, wo es galt.

„Seyn Sie nicht zu höflich gegen uns," rief Adolphine, „wir bedürfen ſtrenger Zucht!"

Die Oper war zu Ende. Man äußerte ſich befriedigt von den eigenen Leiſtungen, und wollte morgen früh nur Einzelnes wiederholen. Reinhold, den

man mit Lobsprüchen überhäufte, mußte eine Menge von Adreſſen und Namen aufſchreiben, und hatte für morgen viel zu thun.

„Vergeſſen Sie mich nicht," ſagte Julie, „ich rechne darauf, daß ich bald meine erſte Lection bei Ihnen nehmen werde. Laſſen Sie mir nicht Andere zuvorkommen!"

Er ſagte Gewährung ihres Wunſches zu, und konnte ein kleines Gefühl der Eitelkeit bei der ſichtlichen Auszeichnung nicht bemeiſtern. Er hätte noch vorgeſtern nicht geglaubt, daß er unter ſo vielen Perſonen der höhern Geſellſchaft ſich ohne Blödigkeit zu behaupten wiſſen werde, und dankte im Stillen dem Doctor, deſſen belebender Champagner allerdings ſeinen Muth geſteigert haben mochte. Die Unterhaltung ſprang, während man Erfriſchungen herumreichte, von einem Gegenſtande ſchnell auf den entgegengeſetzten; geiſtreiche Einfälle und Anekdoten kreuzten ſich bis zur Stunde des Aufbruches, und bewirkten, daß Reinhold, als er ſich in ſeinem einſamen Stübchen wieder zu ſammeln trachtete, noch der heiterſten Stimmung genoß.

Da lag ein Brief vor ihm auf dem Tiſche! von Vater Redlich! Er öffnete ihn haſtig, — ein zweiter lag darin, — von Marieen. Mit tiefer Rührung las er hier treue, ſorgliche Ermahnungen, dort kindlich-herzliche Freude über die Nachricht ſeiner glücklichen

Ankunft, neben den Aeußerungen feſter und wahrer Liebe, die ſich in der Beſchreibung wohlbekannter Einzelheiten des häuslichen Lebens ausſprach. Er las die lieben Zeilen wieder und wieder, er vergaß alle ſeine neuen Bekanntſchaften, — ach, er hätte Alles darum gegeben, hätte er jetzt nach Hauſe fliegen und Marien an ſein Herz ſchließen können. Raſch wurde die Feder ergriffen; eine ausführliche Beſchreibung der Tagsereigniſſe ward zu Papier gebracht. Adolphine, der Doctor, der Zeitungsredakteur, Kalkbrenner, der Kapellmeiſter Conti und Herr von Trapp wurden mit lebenswahren Zügen geſchildert; jetzt kam die Reihe an Julien, — warum ſtockte die Feder? — Eine kleine Pauſe trat im Schreiben ein, und der trockene Satz: „auch iſt eine Frau von F..... wie es heißt, eine geſchickte Dilettantin, ſehr gnädig gegen mich geweſen," nahm ſich wunderlich genug aus. Tiefſinniger, als er zu ſchreiben begonnen hatte, ſchloß er den Brief.

Am folgenden Tage blieb wenig Zeit zu Selbſtbetrachtungen übrig. Einige Sänger und Sängerinnen, die ſich geſtern noch etwas unſicher gezeigt hatten, mußten überhört werden. Dies bereitete ihm in einigen neuen Familien Eintritt; an einem Orte hatte ihn der Kapellmeiſter, an einem andern Herr von Trapp bereits empfohlen, Adolphinen's Schutz begünſtigte ihn nicht minder. Als er bei dieſer ſelbſt anlangte, hatte er be-

reits von mehreren übernommenen Lehrſtunden zu berichten.

„Sehen Sie wohl“ jubelte die hübſche Gönnerin, „mein Herr, es geht ſchneller, als Sie dem Doctor und mir glauben wollten. Nun Sie werden unſerem Protectorat ſchon Ehre bringen. Beiläufig, waren Sie bei Frau von F...?“

„Ich bin im Begriffe, zu ihr zu gehen,“ erwiederte Reinhold.

„Zeigen Sie ſich denn recht liebenswürdig,“ ermahnte ihn Adolphine, „doch, dort wird es Ihnen nicht ſchwer werden. Sie haben, wie ich an Ihrer Kleidung bemerke, ſeit geſtern ſchon auf die Moden unſerer jungen Herrn Acht gegeben. Verſäumen Sie dies überhaupt nicht, die Verdienſte thun es bei uns Weibern nicht allein. Mit Erlaubniß, Ihr Halstuch müſſen Sie weniger regelrecht falten, in der Schleife muß etwas Geniales zu ſehen ſein, — bemühen Sie ſich einmal zum Spiegel her, — ſo, jetzt iſt Alles vortrefflich, nun fort, und grüßen Sie meine Freundin!“

Reinhold hätte, als er bei Julien eintrat, den Gruß beinahe zu beſtellen vergeſſen; es war ihm ſo wunderlich als jetzt, noch nie zu Muthe geweſen. Die Mittagsſonne warf durch die dunkelrothen Gardinen ein zauberiſches Licht auf die herrliche Geſtalt, die im weißen Morgenkleide vor dem Inſtrumente ſaß, deſſen

wunderbare Klänge dem Winke der weichen, weißen Finger gehorchend, die Seele des jungen Tonkünstlers mit unwiderstehlicher Macht umfingen. Sie ließ sich bewegen, weiter zu spielen; es war eines jener, zunächst nur dem Studium gewisser Handvortheile bestimmten Musikstücke eines ganz neuen Meisters, dem aber doch ein sehr selbstständiges Gepräge zugestanden werden mußte, wenn anders man eine gewisse, die Nerven ziemlich ungewöhnlich reizende Färbung also nennen konnte. Das Ganze überraschte zunächst mehr, als es gefiel, aber es fesselte bei aller fast einförmig hinwogenden Gleichmäßigkeit der Bewegung und der Harmonie. Man fühlte sich beunruhigt, und doch wieder angezogen, in süße Gedankenlosigkeit eingewiegt, und dennoch nicht erfreut. Unzertrennlich aber schien sogleich die Art des Vortrages von dem Wesen des Musikstückes. Den Tönen des Instruments war eine unerwartete Dehnbarkeit und Gesangfülle zu Theil geworden, Juliens Finger schienen mit den Saiten in einem geheimnißvollen Einverständniß zu stehen; indem sie einander mit kaum sichtbarer Schnelligkeit ablösten, verbanden sich die entferntesten Tonfolgen so eng, und ward die kurze Dauer, welche dem Tone des Pianos gegönnt ist, so wenig fühlbar, daß die durch einander wallenden Tonfluthen zu einem unwiderstehlich bestechenden Ganzen verschwammen, dessen einzelne Um-

riſſe man nirgends entſcheidend hervortreten, dafür aber gleichſam verſtohlen durch einen magiſchen Schleier hindurchblicken ſah. In tiefes Sinnen verſunken, ſtand Reinhold, und ſtarrte auf die geſchäftigen und doch mit beſonnener Ruhe hinwaltenden Hände; ein ganz fremder Eindruck war ſeiner Seele geworden, er meinte jetzt zum erſtenmale verſtanden zu haben, was Muſik ſey.

Julie ſchloß mit einigen träumeriſch ſchwankenden, eher fragenden als beruhigenden leiſen Akkorden, und fragte: „Wie gefällt Ihnen Chopin?“

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, gnädige Frau, ich bin ſo ſeltſam angeregt, ſo gewaltig bedrängt, daß ich mindeſtens zugeben muß, das Werk einer höchſt eigenthümlichen Künſtlernatur genoſſen zu haben. Zu einem eigentlichen Urtheile bin ich noch lange nicht gefaßt genug.“

„Der Mann beängſtiget allerdings mit dem raſtloſen, unbefriedigten Suchen, das er aber nicht laſſen kann, weil es ſein Leben iſt. Er iſt krank, und doch liebe ich ſolch ein bleiches, nur hin und wieder wie von einem göttlichen Feuer überblitztes Antlitz mehr, als eines, deſſen langweilige Geſundheit uns mit ſeiner unerſchütterlichen Selbſtzufriedenheit beläſtigt.“

„Ich ſehe recht wohl ein,“ ſagte Reinhold, „und bin darüber bekümmert, daß ich mit meinen muſikali-

ſchen Anſichten gar ſehr hinter der Zeit zurückgeblieben bin. Ich habe viel nachzuholen."

„Sein Sie nicht zu beſcheiden, Sie wiſſen weit mehr, als Viele, die jetzt den Ton angeben. Aber, um keine Zeit zu verlieren, bitte ich, daß Sie Ihr Lehramt bei mir ſogleich antreten."

„Gnädige Frau, ich bin in Wahrheit zu beſchämt, Sie beſitzen bereits eine ſo große Fertigkeit —"

„Bringen Sie Ihre Komplimente bei Andern, als bei mir an; das Bischen Fertigkeit genügt mir nicht. Ich komme bei dem Studium ſchwieriger Sachen damit nicht aus. Alſo, wir fangen ſogleich an! darf ich Sie bitten, mit mir die Hummel'ſche Sonate zu vier Händen zu ſpielen?"

Reinhold konnte ſich nicht weigern. Er ſpielte ſeine Parthie mit großer Aufmerkſamkeit, und leiſtete, ungeachtet er das Werk nicht kannte, wenigſtens etwas Leidliches. Daß es ihm aber an techniſcher Ausbildung, an Geſchmack und Leichtigkeit fehle, fühlte er neben der geſchickten Schülerin, die manche Unbehülflichkeit ſeiner linken Hand zu überſehen ſchien, gar tief. Als er dies äußerte, beſchwichtigte ſie ihn lächelnd:

„Ein Bischen Uebung erſetzt ſolche Mängel ſchnell. Sie verſtehen den Bau des Muſikſtücks dafür ungleich beſſer, als wir armen Dilettanten, die wir doch nur aus Inſtinkt uns forthelfen. Wie gefällt Ihnen nun

dieſe Sonate, gegen die Compoſition von Chopin gehalten?"

„Ich finde ſie freilich ungleich faßlicher," ſagte Reinhold, „und zwar ſo abgeſchloſſen, gerundet, daß ich an Mozart erinnert werde. Nur iſt hier Alles glänzender, und darum auch ſchwieriger auszuführen."

„Das fühle ich wohl ebenfalls, aber das Stück iſt verklungen, und ich bin nun auch mit meinem Hoffen und Wünſchen zu Ende. Es bebt in mir keine Sehnſucht mehr, mein Durſt iſt gelöſcht, bei Chopin aber fühle ich mich nie geſättigt, und dabei immer wieder aufgefordert, mich auf's Neue in die Fluth der Töne zu tauchen."

„Ich bin wirklich zu unerfahren," geſtand Reinhold, „um hiernach zwiſchen den beiden Meiſtern einen Richter abzugeben."

„Den giebt es überhaupt auch nicht in Geſchmackſachen," rief Julie; „dieſe Sonate mag ruhige, mit ſich fertige Gemüther befriedigen, beglücken; ich kann mir nicht helfen, meine Seele fordert mehr von den Tönen, ich will darin ſchwelgen, und wenn ſie mich ſelbſt verwunden, mich an dem ſüßen Schmerze laben."

„Haben Sie ſich denn mit Beethoven vertraut gemacht, gnädige Frau? der, ſollte ich meinen, böte Alles, was Sie begehren."

„Ich habe es gethan, aber es iſt mir immer, als fürchtete ich mich vor dieſem Geiſte, er iſt mir zu mächtig, er ſteht in einer Region, aus der er lächelnd und mitleidig auf das ſchwache Geſchlecht der nach ihm Geborenen blickt. Bei ihm iſt der Gedanke in ſolcher Uebergewalt hingeſtellt, daß er jenes kleinen kindiſchen Putzes, den ich nun einmal gar ſo gern mag, jener tauſend kleinen Figuren, die die Finger und die Sinne beſchäftigen, und darüber alles andere Leid vergeſſen laſſen, gar nicht mehr bedarf. Mag man uns Klavierſpieler gedankenloſe Liebhaber der Virtuoſität ſchelten, es liegt doch etwas Bedeutungsvolles in unſerer ſcheinbar kleinlichen Geſchäftigkeit, etwas Berauſchendes, was, wenn es auch äußere Zierrath ſein mag, zum Gedanken gehört, zu der geiſtigen Stimmung paßt, welche den Kindern dieſer Zeit einmal eigen iſt. Was können wir denn Großes leiſten, der Erfolg unzähliger Verſuche ſollte uns doch klüger gemacht haben."

„Ich habe freilich," erwiederte Reinhold ernſt, „noch nicht alle größeren Hoffnungen aufgegeben."

„Solcher Muth kleidet in ihren Jahren ſehr gut, an Ihrem Talente will ich auch nicht zweifeln, ſtreben Sie alſo muthig vorwärts. Ihr Herz iſt ruhig, und wird Ihrem Geiſte keine Störung bereiten. Möge das recht lange ſo bleiben, ſo werden Sie zu Ihrem Glück mich nicht verſtehen."

Die schöne Frau sah ihn mit ihren dunklen Augen fest und fragend an. Reinhold konnte den Blick nicht ertragen, und schaute gedankenlos in die aufgeschlagenen Musikalien.

„Oder habe ich vorschnell geurtheilt," fuhr Sie fort, „wäre Ihr junges Gemüth kein spiegelklarer See mehr, worin sich die Gestalten der Umgebung, in ihrer naturwahren Färbung erblicken?"

Reinhold wollte reden, allein seine Zunge war wie gelähmt. Er ergriff die kleine, kunstfertige Hand, die sich scherzhaft drohend gegen ihn erhoben hatte, und flüsterte:

„Sie werden es nun wohl bald merken, daß Ihnen gegenüber ich den Schüler, und nicht den Lehrer vorstelle." — Ihre Hand zuckte in der seinigen.

„Das Leben, mein junger Freund, wird Sie in die Schule nehmen, die die lehrreichste und nöthigste ist; wenn Sie Vertrauen, Theilnahme und vielleicht auch Rath brauchen können, so suchen Sie dieses Zimmer auf." Und etwas heiterer setzte sie hinzu: „Man hat hier wenig Leute in der Nähe, mit denen sich ein geistreiches und gemüthliches Wort sprechen ließe."

„Zu diesen Wenigen rechnen Sie hoffentlich Fräulein Adolphine. Ihr gebildeter Geist—"

„Macht sie eben zuweilen unfähig, sich mir anzuschließen, auf meine Denkweise einzugehen; sie weiß

ſehr Vieles, und hängt ihrer Wißbegierde immer heftiger nach; was der Tag bringt und verlangt, nimmt ſie ein, ſie braucht die Welt, die mich ſchon ſehr langweilt. Ich ſuche mich ſelbſt zu retten, und ſie ſich ſelbſt zu verwirren, — doch, was plaudere ich Ihnen da Dinge vor, die Sie früh genug ſelbſt kennen lernen werden. Die morgende Mittagsſtunde widmen Sie mir wieder, nicht wahr?"

Reinhold entfernte ſich. Als er durch die ſchönen Vorzimmer ſchritt, worin überall dem Blicke die Spuren der Kunſtliebe und des Reichthums begegneten, war er ſo tief in Gedanken verſunken, daß er kaum den Doctor Schnell bemerkte, welcher mit der Frage, ob er Julie heiter und geſund verlaſſen habe, ihn aus ſeinen Träumen weckte. „Solche intereſſante Schülerinnen" bemerkte dieſer noch, „ſind ſchlimme Patientinnen. Ich ſoll ihr die Migräne vertreiben, die durch die Muſik immer auf's Neue herbeigeführt wird."

„Von Muſik wird Niemand krank," ſagte Reinhold lachend, „eher von den Pillen."

„Lachen Sie nur! Ich ſage Ihnen, die Muſik iſt ein krankhaftes Gelüſt der Zeit geworden. Wer kann wiſſen, was Ihr in Euren Noten den Leuten für nachtheilige Dinge vorſchwatzt, die Cenſur verbietet Memoiren und Romane, weil dieſe ſich von Jedem verſtehen laſſen; wenn wir nur manches neue Muſikſtück in's

Deutſche überſetzen ſollten, wie würde man erſchrecken über das, was darin geprediget wird. Indeſſen dennoch auf Wiederfinden heute Abend bei Bellini."

IV.

Der Glanz und der Ausdruck geſelliger Freude, welche die Verſammlung in den Sälen des Geheimrathes ſchmückten, wäre geeignet geweſen, auch einen welterfahreneren Gaſt als Reinhold, für das Reſidenzleben einzunehmen. War geſtern nur der kleine Kreis der bei der Muſik Mitwirkenden ſichtbar geweſen, ſo war dafür heute noch eine vielleicht ſechsmahl zahlreichere Zuhörerſchaft dazu geſellt, worunter berühmte Perſönlichkeiten zunächſt Beachtung erforderten. Man nahm die muſikaliſche Unterhaltung, die dargeboten wurde, mit lärmendem Lobe und täuſchender Kunſtbegeiſterung auf, und beſonders, wenn Adolphine mitthätig war, unterdrückte die Rückſicht, welche man der gefeierten Tochter des Hauſes ſchuldig blieb, die Neigung zu zerſtreuender Plauderei, die während der Enſembleſtücke ſich nicht gänzlich zurückhalten ließ, und die Anweſenheit vieler unmuſikaliſcher Perſonen verrieth. Die Vermählung einer in der Stadt wohlbekannten Prinzeſſin wollte, als flüchtige Tagesneuigkeit, beſprochen ſein, und ſo ſchwirrten denn halblaute Witzworte

von erſticktem Gelächter erwiedert, von dem Klappern der Taſſen mit Gefrorenem, welche die Bedienten, wo es irgend thunlich ſchien, an den Mann zu bringen ſuchten, begleitet, zu Bellini's reizenden Kabaletten in wunderlicher und jedenfalls ſtörender Weiſe, ohne daß dieß irgend Jemand aufgefallen wäre. Reinhold freilich zeigte ſich nach dem erſten Akte der „Somnambule" gegen Adolphinen hierüber etwas betroffen.

Dieſe lachte dazu. „Dies darf uns nicht irre machen, die vornehme Welt hat nicht Zeit, ſich lange um irgend Etwas allein zu kümmern."

Dieß bewährte ſich vollkommen, als der Schlußchor verklungen war. Als habe ein brauſender Strom einen Damm durchbrochen, ſo fluthete das verſchiedenartigſte Geſchwätz von hundert Lippen in ein großes Chaos zuſammen, aus dem indeſſen vorzugsweiſe für Adolphinen manches rühmliche Wort ſich hervordrängte. Auch Abgeſchmacktes und Uebertriebenes fehlte nicht, ward jedoch ohne Befangenheit mit hingenommen. Nicht wenig geſchmeichelt zeigte ſie ſich natürlich, als Kapellmeiſter Conti mit franzöſiſchen Schmeichelreden ſie überſchüttete, und leitete durch gewandten Uebergang die Unerſchöpflichkeit ſeiner Galanterie zu Reinholds Gunſten, dem nunmehr gleichfalls der erworbene Ruhm nicht entging. Unterdeſſen war ein junger Offizier, der die Tenorparthie ausgeführt hatte, von den Damen

hinreichend belobigt worden, und bot Adolphinen den Arm, um in einem andern Saale den Tanz, wonach sich viele unruhige Herzen und Füße begehrlich ankündigten, zu eröffnen. Man zerstreute sich, die Musik ward vergessen, man dankte ihr die schickliche Ausfüllung von zwei Stunden, und machte an sie keine größere Anforderung. Auch Conti entfernte sich mit lauter Klage über Bellini's frühen Tod, und Herr von Trapp, der, als Reinhold für sorgfältige Aufbewahrung der Musikalien bemüht war, ihm redselig Gesellschaft leistete, lachte Jenem nach, und bemerkte halblaut: So lange Bellini gelebt, habe der Kapellmeister von seinen Opern nichts wissen wollen. „Ja," fuhr er fort, ohne Rivalität, mein junger Herr, wird aus keinem Talente etwas, und man muß viel und vieles gehört haben, um jedem Einzelnen seinen Platz anzuweisen. Ich habe wirklich sehr viel und fast Alles Ausgezeichnete in der Musikwelt kennen gelernt, und höre doch noch immer Neues; es ist wirklich Schade, daß ich mich einstmals durch einen schändlich vereitelten Versuch, ein Clavierconcert von Wanhal vorzutragen, für die Folge abschrecken ließ, ich hätte es gewiß zu einiger musikalischen Bedeutung gebracht. Denn ich habe viel gehört, sehr viel."

„Es ist ein Trost für die Komponisten," sagte Reinhold, „wenn Sie zugeben, noch immer etwas

Neues zu hören. Andere leugnen die Schöpfungskraft unſerer Tage.“

Neues, ja wohl Neues; man muß nur Jedes in ſeiner individuellen Beſchaffenheit ehren. Glauben Sie, ich habe viel gehört, ſehr viel, aber als Paganini kam und Strauß mit ſeinem Tanzorcheſter, und Guſikow mit der Strohfidel, und die Schröder-Devrient als Norma, ſo mußte ich bei jeder dieſer Erſcheinungen dem Himmel danken, daß ich ſie doch noch erlebt hatte, denn es war doch noch nicht dageweſen. Und ſo ſehe ich denn immer mehr ein, daß es ſich ſchon noch der Mühe verlohnt zu leben, ſo lang nur noch Luſt und Geſchick bleibt, die Früchte der Zeit zu genießen.

Er plauderte noch, als ein hinzutretender junger Mann von etwas ernſtem Anſehn ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte. Er beeiferte ſich, denſelben mit Reinhold bekannt zu machen, was jener, ein Candidat des Predigtamtes, Namens Werner, geſucht zu haben ſchien. Im Verlaufe des Geſpräches ergab ſich, daß der junge Geiſtliche eine Anſtellung in Reinholds Vaterſtadt, und zwar als zweiter Prediger an der Stadtkirche, bei welcher Redlich als Organiſt angeſtellt war, erhalten hatte. Für Beide gab es alſo ſo viele Berührungspunkte, daß ihre Unterhaltung gar bald lebhaft und vertraulich werden konnte, und den Herrn von Trapp als fremd in dieſen Verhältniſſen von der-

ſelben ausſchloß. Dieſer eilte nun ungeſäumt, andre Bekannte aufzuſuchen, und Werner, der baldigſt nach N. . . abzugehen dachte, ließ ſich ungeſtört von Reinhold manches Wiſſenswerthe von ſeinem künftigen Aufenthaltsorte erzählen. Er machte durchaus den Eindruck eines gemäßigten, beſonnenen und dennoch in keiner Weiſe pedantiſchen Mannes, deſſen religiöſer Ernſt ihn nicht gegen die vielſeitigſte Bildung verſchloſſen hatte. Man ſtellte feſt, daß Werner verſchiedentliche Beſtellungen an Reinholds Braut und Pflegevater beſorgen ſolle, und ſo ſehr der junge Tonkünſtler ſeinen entfernten Lieben die Nähe des gebildeten Mannes gönnte, ſo lebhaft mußte er beklagen, daß ihm durch dieſen Umſtand ein erfreulicher und belehrender Umgang entzogen ward. Es war in Reinholds Weſen die Gabe, ſich an Fremde ſchnell anzuſchließen, und ſich ſelbſt dabei ohne Rückhalt zu offenbaren, ſtets hervortretend, und die Erwähnung Marieens hatte ihn vollends auf liebenswürdige Weiſe beredt gemacht. Bei den Damen ſeiner Bekanntſchaft hatte ihn eine gewiſſe Scheu von der Mittheilung ſeines Herzensgeheimniſſes abgehalten, die er Wernern gegenüber nicht empfand. Es that ihm gar wohl, lang zurückgedrängte Gefühle wieder einmal äußern zu können, und die unverſtellte Theilnahme eines wohlgeſinnten, zartfühlenden Mannes wahrzunehmen. Ihr Geſpräch war immer wär-

mer geworden, das geräuſchvolle Treiben im Saale ſtörte ſie nicht. Wohl eine Stunde lang mochte Reinhold in der Fenſterniſche neben Wernern geſtanden haben, da trat der Doktor Schnell hinzu, und machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er ſich der Geſellſchaft entziehe.

„Kommen Sie," ſagte er, „Frau v. F. . . hat ſchon wiederholentlich nach Ihnen gefragt."

Reinhold ließ ſich willenlos mit fortziehn, und ſtand plötzlich vor der ſchönen Frau, die in dem roſenfarbenen Ballkleide, mit dem reichen Haarſchmucke von Perlen geziert, freilich blendender, wenn auch nicht liebenswürdiger, als dieſen Morgen, in dem die Künſtlerin ſo wohl kleidenden einfachen Anzuge erſchien. Um ihren Stuhl ſtanden alte und junge Herren, deren Schmeicheleien ſie zu langweilen ſchienen, denn kaum war ſie Reinholdens anſichtig geworden, als das ſchöne Antlitz, das bereits Spuren der Ermüdung zeigte, ſich lieblich verklärte. Sie brach die Unterhaltung mit ihren Nachbarn ab, und wandte ihre Worte allein zu ihm; die Vernachläßigten betrachteten den jungen, beſcheidenen Mann etwas verwundert, und zerſtreuten ſich im Saale, einige mit ironiſchem Lächeln.

„Was ſagen Sie zu dieſem gedankenloſen Treiben, welches man gute Geſellſchaft nennt," fragte Ju-

lie, indem ſie Reinhold neben ihr Platz zu nehmen einlud. „Giebt es wohl etwas Langweiligeres?“

„Ich dächte nicht, meinte dieſer, man ſieht ſo Vieles, daß es an Stoff zu Betrachtungen auch dem, der ſich noch ziemlich fremd fühlt, nicht fehlen kann.“

„Deſſen werden Sie bald überdrüßig werden, die vornehme Welt iſt innerlich gar zu leer. Ich bilde mir zuweilen ein, lauter Todtenſchädel um mich herum walzen zu ſehn!“

„Aber, gnädige Frau, warum ziehn Sie ſich nicht lieber aus der Welt, die Sie ermüdet, in ſtille und beglückende Einſamkeit zurück?“

„Das iſt ja eben das Schreckliche, daß, einmal verwöhnt, dazu kein Muth bleibt. Ich habe es verſucht, und mich doch gelangweilt. Wozu lebt man nur überhaupt, verlohnt es ſich wohl der Mühe?“—

— „In Ihrem Munde klingt dies ſeltſam, bei Ihren reichen Anſprüchen an das Leben.“—

— „Anſprüchen, ja, Anſprüchen ohne Erwiederung.“

— „Sie ſind von ſo vielen geiſtreichen Männern umgeben, die Sie bewundern.“

„Verſteht mich wohl Einer davon? Geiſtreich! Lieber Gott! Wenn dies Gemenge von abgeleierten Artigkeiten Geiſt vorſtellen ſoll! Verſteht wohl einer von

dieſen abgehetzten Geſellſchaftsmännern eine andere Sprache, als die des ſogenannten Anſtandes?"

Reinhold ſchwieg, denn er hatte nichts einzuwenden.

Jetzt flog ein junger Gardeoffizier herzu und bat die ſchöne Frau um einen Tanz. Sie entſchuldigte ſich ziemlich kurz mit Ermüdung. Er begab ſich zu Adolphinen, die einige Schritte weiterhin mit zwei Profeſſoren über chineſiſche und indiſche Literatur ſprach, ſich aber ſogleich bei dieſen beurlaubte, um dem Tänzer zu folgen.

„Fräulein Adolphine ſcheint ſich doch eine andere Anſicht der großen Welt gebildet zu haben, und zwar eine, welche ſie befriedigt."

„Sie iſt glücklich," ſagte Julie, „denn ſie iſt in ihrem Elemente. Ihr iſt Alles recht, was hübſch ausſieht, wovon gerade geſprochen wird, und was nicht zu lange währt. Sie faßt Alles unglaublich ſchnell, darum ſingt ſie auch, was die Leute verlangen, die ſie gerade vor ſich hat, und nichts ſchlecht. Aber ſie beſitzt zu viel Verſtand, um ſich der Muſik mit ganzer Seele hinzugeben."

„Ei, ſoll denn der Tonkünſtler des Verſtandes entbehren? das wäre doch gar zu ſchlimm."

—„Bis auf einen gewiſſen Grad iſt es aber doch ſo. Muſik kann ohne eine gewiſſe Schwärmerei nicht be-

ſtehen, über ſolche nun lacht der Verſtand immer. So lacht auch Adolphine oft über mich, wenn ich ſie leichtſinnig ſchelte, aber ſie iſt mitten unter dem Gewirre, das ſie betäubt, gutmüthig, ohne daß ſie es weiß, geblieben, und darum liebe ich ſie, ſo wenig wir auch zuſammen paſſen und einander begreifen können."

„Sie iſt mir ſo wohlwollend entgegen gekommen, wie ich kaum erwarten durfte."

„Dies Wohlwollen wird ſie Ihnen auch bewahren; ſie iſt wohl gar eitel und launenhaft, wie mehr oder weniger jeder Künſtler und jedes Weib, und wird, ſo eigenſinnig ſie ſich jetzt beſtrebt, Sie, lieber Freund, wie man hier zu ſagen pflegt, in die Mode zu bringen, wenn es ihr einmal gelungen, wieder irgend jemand Andern, Gott weiß, ob einen Maler oder einen Dichter in ihren Schutz nehmen, dann iſt von Ihnen nicht weiter mehr die Rede, dann ſingt ſie wenig und malt oder dichtet, wie es nun das Geſchick will. Dies wird ſie aber nicht hindern, wofern Sie den Zeitpunkt nur nicht überſehen haben, und etwa in der Meinung, es ſtehe Alles noch beim Alten, ihr überläſtig werden, ſobald ſie etwas für Sie thun kann, ſich Ihrer wieder, wie früher, anzunehmen. Wie geſagt, ſie iſt von Herzen beſſer, als ſie es ſelbſt weiß."

Der Tanz war zu Ende. Adolphine näherte ſich der Geſchwätzigen und ſchalt Julien, daß ſie nicht tanzen wolle. „Man hat ſeine liebe Noth mit Euch muſikaliſchen Leuten. Ihr ſeid nur lebendig, ſo lange es Muſik giebt. Ich liebe doch dieſe edle Kunſt auch nach meiner Weiſe, aber man kann alles Denken darüber verlernen, wenn man nichts Anderes thut und treibt.“

„Wir haben ſehr ernſthafte Geſpräche geführt,“ meinte Reinhold.

„Aber doch gewiß von Muſik.“

„Nun ja, und von Manchem, was ſo daran hängt.“

„Und unſre himmliſche Tanzmuſik habt Ihr überhört! die Wiener machen mich noch krank mit ihren himmliſchen Walzern. Bedanken Sie ſich bei ihnen, guter Doktor,“ ſetzte ſie hinzu, als ſie den Doktor Schnell wahrnahm, der mit einigen neuen Stadtgeſchichten ihre Aufmerkſamkeit auf unerwartete Weiſe feſſelte. Unterdeſſen war es Zeit geworden, zur Tafel zu gehen. Auf Adolphinen ſtürzten zwanzig Bewerber zu, die einander die Auszeichnung, ſie führen zu dürfen, ſtreitig machen wollten, und endlich einem ſchönen, jungen Manne, mit mehrern Orden auf der Bruſt, der ſeine Unterhaltung mit einer unbeſtreitbaren Bemerkung über die im Saale herrſchende Hitze eröffnete,

Platz machen mußte. Auch Julien näherten ſich mehre Begehrliche, mit nicht größerem Glücke, denn ſie hatte noch zur rechten Zeit Reinhold, der in ſehr beſcheidener Haltung ſich zurückgezogen, in's Ohr geflüſtert: „Ihren Arm.“ So ſaß er denn bald, von Unzähligen beneidet, neben der bewunderten Frau. Nicht weit davon war Werner ſichtbar, und, wunderlich genug, ſtörten die Erinnerungen, welche das unlängſt mit Dieſem geführte Geſpräch erweckt hatte, den Beglückten im Genuſſe der beneideten Gunſt. Er fühlte ſich innerlich unruhig, und meinte dieſen Zuſtand zu bekämpfen, was natürlich denſelben nur verſchlimmerte. Er dachte an Marien, und konnte doch den Blick von der feſſelnden Geſtalt, die an ſeiner Seite in begünſtigendem Lampenſcheine, an Ausdruck und Farbe unglaublich gewonnen hatte, nicht hinwegwenden. Er wollte nicht vergleichen und mußte es dennoch immer wieder thun. Allmählig wärmer geworden, und zu jener unbefangenen Luſt gelangt, die das liebenswürdige Vorrecht der Jugend iſt, zeigte er ſich des Ehrenplatzes, den er einnahm, würdiger. Auch befand ſich Julie in ſeiner Nähe augenſcheinlich ganz wohl, denn, wenn ſie auf manches leere Geſchwätz der übrigen benachbarten Tafelgäſte nur mit halbem Ohr zu hören ſchien, ſo nahm ſie dafür Alles, was Reinhold ſagte, mit lebendiger Aufmerkſamkeit hin, und es begab ſich wohl, daß, wenn

er in irgend einer Schilderung ſich verlor, ſie im Zuhören ihren Blick gedankenvoll auf den Mund des Sprechers heftete, als wolle ſie jedes Wort, das er ſprach, haſchen und feſthalten. Einmal ſah Reinhold, mitten im Geſpräche, wie zufällig, nach Wernern hinüber, und bemerkte ſich jetzt erſt von ihm beobachtet. Dies hätte ihm gleichgültig ſein können, und war ihm doch ſtörend, er wußte freilich nicht warum, aber er begann zu fühlen, daß es ſich mit einer reizenden Frau unter vier Augen beſſer als vor Zeugen ſchwatze.

Die Tafel ward, für Reinhold zu früh, von Adolphinen, welche neben ihrem reich geſchmückten und feingeſitteten Nachbar doch nur allzuſchnell Langeweile zu ſpüren begann, plötzlich aufgehoben. Der Geheimrath, der in einem Kreiſe älterer Gäſte durch die Pflicht des Wirthes feſtgehalten worden war, näherte ſich dem Kreiſe der Jugend, und bemächtigte ſich zunächſt Reinholds, dem er ſich für die Mitwirkung zur heutigen muſikaliſchen Unterhaltung ſehr verpflichtet bezeigte. Adolphine nahm Julien bei Seite.

„Wie viel kann man doch überſtehen!“ ſagte ſie; „ich habe lange nicht ſo viele Albernheiten anhören müſſen, als jetzt binnen zwei Stunden. Dir iſt es beſſer ergangen, ich ſah Dich vergnügt. Wie gefällt Dir unſer junger Muſikus vom Lande?“

„Ich finde ihn höchſt liebenswürdig; das iſt doch noch eine blühende Jugendlichkeit, eine ſorgloſe Hingebung, — und naiv iſt er zuweilen, faſt wie ein Kind, — zutraulich und gelehrig. —

„Aber er iſt kein Kind mehr, was ich zu bemerken bitte; beiläufig geſagt, der Doktor hat mir verrathen, daß das Kind verliebt iſt.“

„Verliebt! das iſt recht, ich hielte ſonſt nichts von ihm! Aber, wer weiß, welches einfältige Landmädchen dieſes liebedurſtige Herz erobert hat! Viel wird es wohl nicht zu bedeuten haben.

„Nun aber, ganz dumm mag ſie wohl nicht ſein, denn er iſt gewandt und klug genug, wenn er noch einigen Welttakt erwirbt, — ſo —

„Wird er, gute Adolphine, großes Aufſehn in der Welt machen, und jener kleinlichen Verhältniſſe ſich ſchämen, in denen er wahrſcheinlich, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, ſich verſtrickt hat. Ich werde mich dieſes Menſchen annehmen, mir hat lange Niemand ſo wohl gefallen.“

„Schön! doch nimm Dich bei dem neuen Sarginés nur ſelbſt in Acht.“—

„Wovor?“ —

Hier drängten ſich Abſchiednehmende zu den Damen. An eine Fortſetzung jener Geſtändniſſe war nicht mehr zu denken. Bald war der Saal öde. An der

Thür begegnete Reinhold noch Wernern, und ſchied von ihm mit einiger Zerſtreuung. Sein Herz war ſo bedrängt, ſein Geiſt ſo beſchäftigt, er konnte den Zuſtand, in dem er ſich befand, nicht Freude nennen, und hätte doch kaum Wernern auf deſſen Reiſe begleiten mögen, wenn dieß in ſeiner Gewalt geſtanden hätte. Die Unruhe, in der er ſchwebte, führte in ſich etwas Unwiderſtehliches.

V.

Der Kreis der Thätigkeit, welcher ſich unſerm jungen Talente öffnete, war bereits groß genug, und erweiterte ſich immer mehr; an ruhige Beſonnenheit, an geiſtige Sammlung war ſelten zu denken. Die Ausdehnung der Stadt erſchwerte die Erfüllung aller leichtſinnig genug übernommenen Pflichten. Daß Reinhold eigentlich des Lernens halber, und um das Studium ſeiner Kunſt ganz zu vollenden, ſeinen Wohnſitz hieſelbſt genommen, ward bald überſehen. Die Unterrichtsſtunden boten die lockendſte Ausſicht auf Erwerb der Hülfsmittel, die eine vergnügungsluſtige Stadt, ſelbſt wo keine Verſchwendungsluſt obwaltet, ſchnell verſchlingt. Ohne modiſche Kleidung war es nicht möglich, in den Familien von gutem Ton zu erſcheinen. — „Das

Kleid macht den Künſtler nicht ganz, aber zum Theil," hatte Doktor Schnell neulich behauptet. In der That brauchte man wenig Beobachtungsgabe zu beſitzen, um den kleinſtädtiſchen Schnitt von Reinholds mitgebrachten Kleidern in der Mitte eitler Müſſiggänger ſehr auffallend zu finden. Es vergingen kaum einige Wochen, und der von den erſten Regungen der Eitelkeit nur allzu ſchnell befallene Künſtler ſah ſich zu unerwarteten Geldausgaben verleitet. Als er ſich ganz nach der Mode gekleidet, im Spiegel betrachtete, konnte er aber der innern Stimme nicht gebieten, die ihm zuflüſterte: „wenn Marie dieſen Glanz ſehen könnte, wie ſehr würde ſie ſich freuen!" Er ſchrieb ihr auch ſogleich über dieſe kleinen Veränderungen ſeiner äußern Erſcheinung, und ſuchte dieſelben durch zahlreiche Gründe zu rechtfertigen. Doch fanden dieſelben daheim keinen ſonderlichen Beifall. Namentlich warnte Redlich vor Eitelkeit und Hoffahrt, und ermahnte zum Fleiß im Studium. Gelderwerb müſſe man nicht zum Ziele des Lebens machen, ſchrieb er am Schluſſe ſeines ſehr ernſten Briefes, und nur der ſei frei, der wenig bedürfe, — unzweifelhaft treu gemeinte Bemerkungen, die aber ohne Wirkung blieben, wie dies ſo oft der Fall iſt, wenn man ſich bei mangelhafter Willenskraft über ſich ſelbſt durch vorgeſpiegelte Unvermeidlichkeit der Umſtände täuſcht. In demſelben Schreiben ward nach

Direktor Gabriel gefragt, und dadurch in Reinholds Seele ein lebhaftes Schuldbewußtſein erweckt. Vor dem etwas derben Manne, deſſen freimüthiger Tadel gegen die wohlklingenden Schmeicheleien, die in den höhern Kreiſen eingebürgert ſind, unangenehm abſtach, konnte ein junger, lebensluſtiger Mann leicht einige Scheu empfinden. Schon ſeit einiger Zeit lag ein Heft kleiner Klavierfugen von Reinholds Arbeit bei dem gefürchteten Theoretiker zur Beurtheilung vor. Eine Meinung darüber einzuholen, war nicht länger zu umgehen. Der Gang war verdrießlich, er wurde mit Unluſt unternommen. Des Direktors Empfang entſprach dieſem Vorgefühl. Nach einigen einſilbigen Redensarten, und als er über die Arbeit des Schülers ſich weiter auszulaſſen gedrängt ward, fuhr er los:

„Anlagen, ei ja wohl, Anlagen mögen da ſein, aber auf dieſem Wege wird nichts daraus!“

„Ich habe mir doch alle Mühe gegeben, es ſo gut zu machen, als ich vermag.“

„Es iſt eben etwas Gemachtes in den Sachen, eine erheuchelte Gelehrſamkeit, — Sie haben in Bach's Werke hineingeguckt, das ſieht man, aber nichts davon verſtanden, das ſieht man auch.

Reinhold ſchwieg etwas betreten.

„Sie mögen keinen ſchlechten Grund daheim gelegt haben, aber Sie ſind auf halbem Wege ſtehen ge-

blieben. Da ist noch keine Freiheit im Style, keine Wahrheit in der Darstellung."

„Ich hoffe mich durch Uebung zu vervollkommnen."

Uebung — trefflich — aber (hier wurde der alte Mann völlig heftig), aber, dann müssen Sie es anders anfangen, als bisher, sich nicht bei Baronen und Geheimräthen herumtreiben, die Zeit mit schalem, nichtswürdigem Geklingel, das Ohr und Herz verdirbt, vertrödeln, den großen Herren spielen und sich von dem dümmsten Volke loben lassen. Sie putzen sich wie ein Edelmann und wollen ein Künstler werden? Ein solcher soll demüthig sein vor Gott, bescheiden gegen die, die es besser wissen, und stolz gegen die Leute, welche in der Kutsche fahren, und nichts von seinem Thun noch von der Kunst überhaupt verstehn. So haben's diese Männer gemacht, — fuhr er fort, indem er an ein Pult trat, auf dem zwei Partituren lagen, — hier haben Sie das Alpha und Omega der Kunst, den Palestrina und den S. Bach, die hatten Gott vor Augen und nicht die gleißnerischen Menschen, voll Sinnlichkeit und Trug im Herzen."

„Man kann doch aber nicht blos für die Kirche componiren," erwiederte Reinhold, „Mozart und Beethoven" —

„Haben auf ihre Weiſe auch Gott den Herrn geprieſen, wie ſie ſich ihn eben vorſtellten, ſie haben auch gethan, was ſie nicht laſſen konnten, gut; dagegen kann Niemand etwas einwenden, daß Einer, der Etwas zu ſagen hat, es nicht verſchweigt; aber das Laſter ſteckt ſchon in ihnen, es guckt ſchon ſündhaft genug aus den Noten heraus, und ſie haben dem Teufel die Thür aufgemacht." —

Eine Pauſe trat ein. Der Alte ging huſtend auf und nieder, er beſänftigte ſich einigermaßen.

„Junger Mann, ich bin etwas heftig, das iſt eigentlich auch gegen Gottes Wort, man iſt nur nicht Herr ſeines Selbſt. In Ihren Jahren iſt noch nicht Alles verloren, doch, „hütet Euch, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet." Verſchließen Sie Ihr Ohr dem thörichten Beifalle der Welt, dieſe taugt nichts, ſie will, daß die gottgeweihte Kunſt eine üppige Buhlerin ſei." —

Er ward vertraulicher und legte ihm die Rechte auf die Achſel.

„Was man nur erlernen kann, iſt nicht viel. Eine Sprache lernt der Muſiker, die Gedanken giebt ihm Gott. Wenn ſein Sinn nichts taugt, kommen die argen Gedanken zum Vorſchein, ſo glatt auch die Worte ſein mögen. Das beherzigen Sie, und dann

werden Sie Herrn Redlich, den ich von Alters her achte, Freude machen."

„Was soll ich denn aber dann für meine Bildung thun?" fragte der eingeschüchterte Schüler.

„Das Schlechte nicht beachten, nicht anhören, und wenn's die ganze Welt lobt. Der gute Saame kann nicht wurzeln, ehe der böse heraus ist; nur das, was Gottes ist, sollen Sie studiren, jene himmlischen Tonwerke, deren Urheber den Himmel schon hier offen sahen, daran sollen Sie sich stärken; dann gehen Sie ins Freie, und sammeln Sie in des Herrn weitgeschmückter Natur Ihr Gemüth; wird Ihnen dann endlich das Herz zu voll, so ergreifen Sie die Feder und versuchen Sie, wie Sie dem, was Sie bewegt, Ausdruck verleihen. Mit dem Machwerk, das sehe ich wohl, werden Sie bald fertig sein, aber das ist bei jenen Meistern das Wenigste; es ist das Sterbliche, das wenn man es anschaut, ohne den Geist, der drinnen pulsirt, zu erkennen und seiner würdig zu sein, ein faulender Leichnam wird. Die Erkenntniß ihres Geistes zu erreichen, ist die Aufgabe langjähriger Mühe. Ich bin schon alt und hinfällig, ein Menschenleben, reich an Fleiß und Mühe, habe ich an dieses Studium gesetzt, um zu begreifen, daß Keiner, der jetzt athmet, jener Männer würdig ist. Palestrina feierte die Gottheit als Katholik, und der ehrwürdige Bach als Lutheraner, sie hatten

ihn beide vor Augen und im Herzen, und werden ſich wohl im himmliſchen Lande, im Anſchaun der ewigen Herrlichkeit entzückt, in die Arme geſunken ſein. Ich habe das Meinige gethan, ihrer würdig, ihnen ähnlich zu werden, ich war zu ſchwach dazu, aber ich habe nach Kräften geſtrebt, und mir den Teufel vom Leibe zu halten geſucht, — ſo wird mich wohl Gott einſtens zu Gnaden aufnehmen."

Reinhold fühlte ſich heftig bewegt; erſchüttert drückte er dem Alten, der ſich ſtill in den Armſtuhl geſetzt hatte, die Hand. Dieſer winkte ihm, ſich zu entfernen, und nickte mit dem Kopfe, als der Andere um die Erlaubniß bat, ihn bald wieder beſuchen zu dürfen. Auf dem Hausflur gab eine vieljährige Haushälterin einige Auskunft über die Lebensweiſe des frommen Tonmeiſters. Es ergab ſich daraus, daß er in vielen Gebräuchen und Gewohnheiten befangen, ſchwer zugänglich und wunderlich war. Oft ließ er Wochen hindurch Niemand vor ſich, und ging mit Ausnahme des Tages, wo er die Singakademie zu leiten hatte, nicht aus. Dort nun hatte er von Jahr zu Jahr mehr Verdruß. Man fand ihn grob und unleidlich, und duldete ihn mehr, als daß man ihn liebte. Nach heftigen Zänkereien kam er zuweilen erſchöpft nach Hauſe und lobte dann die längſt verſchollenen erſten Zeiten des Inſtitutes, wo man mit ihm eines Sinnes ge-

weſen ſei. Manche Muſiker hatten es wohl verſucht, ſich ihm zu nähern, und waren bald wieder weggeblieben, weil er ſeiner heftigen Natur nicht gebieten konnte, wenn er mit ihrem Treiben, das ſie doch nicht gänzlich ſeinen Forderungen unterzuordnen Luſt bezeigten, unzufrieden geworden war. So war es denn meiſtens ſtill und öde im Hauſe.

Die Natur groſſer Städte bringt es mit ſich, daß die verſchiedenſten Eindrücke ſich in den Raum weniger Stunden drängen. Die zu ſchnelle Ablöſung muß natürlich die Nachwirkung verkürzen. Das ernſte Zuſammenſein mit Gabriel war kaum vorüber, als ein Blick auf den Anſchlagzettel des für den Abend angekündigten Concerts von Kalkbrenner daran erinnerte, daß es hohe Zeit ſei, dieſem Genuſſe beizuwohnen. In einem tageshellen Saale, den die lieblichſten Geſtalten füllten, ward der grämliche Alte ſammt ſeiner ſtaubigen Umgebung leicht vergeſſen. Das Spiel des Meiſters nun wirkte erſt gar bezaubernd. Dieſe ſorgfältig geſäuberten Tonfiguren ſchwangen ſich gar ſo graziös vor den lauſchenden Sinnen auf und nieder; von Mühe war nichts mehr zu hören, es verſtand ſich die Wirkung wie von ſelbſt. Der Abend war für Reinhold entſcheidend. Der ſtürmiſche, und, wie er ſich ſelbſt geſtand, gerechte Beifall, trieb ihn zu dem Entſchluſſe, mit Anſtrengung aller Kraft den Beſitz einer gleichen,

unbeſchränkten Fertigkeit zu erſtreben. Am andern Tage ward das alte Piano, deſſen er ſich bisher bedient, mit einem weit beſſern vertauſcht, Studien der beſten Virtuoſen hervorgeſucht, Concerte, Variationen und Bravourſtücke aller Art in eine Reihenfolge, wonach ſie einſtudirt werden ſollten, vermerkt, und der unermüdlichſte Fleiß begann ſogleich, mit größerer Haſt, als für die Geſundheit erſprießlich geweſen ſein mag. Julien fand er von dem Virtuoſen übrigens weniger entzückt, als er es erwartet hatte. Dieſe eminente Sauberkeit, meinte ſie, ſei gar nicht mehr an der Tagesordnung, es ſei nichts Träumeriſches, Wehmüthiges darin, ſie liebe nun einmal nicht den ſonnenhellen Tag, mehr jenes myſtiſche Schwärmen, das die Kinder des Lichts von den Spießbürgern unterſcheide. Ihr widerſprach Adolphine, welche Kalkbrennern einen durchaus eleganten, faſhionablen Klavierſpieler nannte. Daß Reinhold nach Virtuoſität zu ſtreben vorhabe, billigten Beide außerordentlich, und namentlich Julie meinte, die geringe Steifheit der Finger und Strenge im Anſchlage, welche eine Frucht veralteter Uebungsſtücke ſei, werde er ſchnell überwinden, und ſie werde ihn dann noch einmal ſo lieb haben.

Täglich vier bis fünf Stunden ſich auf dem Inſtrumente üben, noch drei bis vier Lectionen ertheilen, einige Stunden bei Julien verträumen, Theater, Con-

certe und Gesellschaften dabei nicht vernachläßigen, — wahrlich, die Zeit des Jünglings war sehr besetzt; keinenfalls blieb welche für ernstere Studien andrer Art, für Besuche bei Gabriel oder für gründliche Uebungen in der Composition. Und dennoch lehrte der Umgang mit gebildeten Leuten, daß noch Manches an der allgemeineren Bildung nachzuholen sei. Jedenfalls, so entschied Adolphine, dürfe Französisch und Italiänisch nicht versäumt werden. Der Rath ward befolgt, in Reinholds Kopfe ward es unruhig, — ach, und noch unruhiger in seinem Herzen!

Immer lieber wurde ihm der Verkehr mit Julien. Und doch schrieb er noch an Marien zärtliche Briefe des Trostes, wenn sie in den ihrigen, die dreimal so lang als die seinigen waren, so kindlich gutmüthig von den tausend lieben Kleinigkeiten schwatzte, die ihn ja sonst so sehr interessirt hatten, wenn sie klagte, daß sie sich recht einsam und verlassen vorkomme. In jedem Briefe sprach sie von baldigem Wiedersehen, und erzählte, daß sie im Kalender die Tage zähle, die nur leider gar so langsam verfließen wollten. Auch vom Orgel- und Klavierspiele ihrer Art berichtete sie, und Alles dies hatte jetzt solch einen fremden Charakter in seinen Augen. Das Orgelspiel war in der Residenz nicht sehr Mode, die Organisten priesen den Herrn, wenn der sonntägliche Frohndienst vorüber war. Bach's

„wohltemperirtes Klavier" war längſt vergeſſen. Beethovens Sonaten zu ſpielen, war jetzt keine Zeit, da eine einzige neue Variation oft mehre hundertmal geübt ſein wollte, um in gänzlich ungetrübter Zierlichkeit zu Tage zu kommen. Was er leiſe zu denken wagte, durfte Reinhold alſo nicht unumwunden ausſprechen, er mußte zuweilen lügen, ſich zu einem lebhafteren Ausdrucke völlig zwingen, — es that ihm weh, und er konnte es doch nicht vermeiden. Wohl ſtieg der Gedanke zuweilen empor, Julien zu vermeiden, am lebhafteſten, als ſein Geburtstag, und mit ihm die herzlichſten Briefe, und ein von Marien gefertigtes Uhrband ankamen, ſchnell wollte er alles Begonnene liegen laſſen, unter einem Vorwande Abſchied nehmen von allen Gönnern, und dieſe Welt des Wechſels und der Täuſchung mit der alten, in der er ſich ſo wohl gefühlt hatte, vertauſchen. Da öffnete ſich raſch die Thür, Doctor Schnell brachte eine Einladung zu einer muſikaliſchen Soirée für morgen, welche eine polniſche, mit unendlicher Langenweile behaftete Gräfin einrichten wollte. Die Thatſache, daß Reinholds Geburtstag heute ſei, ward nun, eh man's gedacht, verrathen. Kaum eine Stunde war vergangen, ſo erſchien ein duftendes Billet von Julien, das in geiſtreicher und doch ſehr gemüthlicher Art ihm Glück wünſchte, und für die heutige Mittagszeit ihn in Beſchlag nahm. Nur wenige

Personen, ihm sämmtlich nah befreundet, waren zugegen, Laune und Wohlwollen herrschten, und die Sorgfalt der wirthlichen Einrichtung fand an Herrn von Trapp zumal einen Lobredner, der nur ein einzigesmal mit Madame Malibran zu Paris in eben so ausgesuchter Weise dinirt haben wollte. Das Brod unter Reinholds Couvert ergab sich als eine sehr täuschende Attrappe, die bei näherer Besichtigung einen werthvollen Ring mit Juliens Namenschiffre in edlen Steinen barg. „Ich muß doch den Anfang machen," sagte sie lachend, „die Brillantringe der Regenten werden bald nachfolgen." Als Reinhold wieder nach Hause kam, erschienen seine Gewissenszweifel von diesem Morgen recht albern, er seufzte, und überredete sich, es sei dies Alles einmal Schickung, und von seiner Seite nicht zu ändern. Hiermit war denn seine gewohnte Lebensweise in den alten Gang gewiesen.

Sein Fleiß als Klavierspieler brachte bald Früchte. Nach kaum einem halben Jahre hatte Conti ihn zu hören Gelegenheit, und drängte ihn, in einem im Theater zu veranstaltenden Concerte sich zu produziren. Er gab nach, und wählte ein eigenes glänzendes Stück in ganz modernem Style, mit reicher Orchesterbegleitung. Der Beifall nahm kein Ende; Julie war von so heftiger Freude bewegt, daß Adolphine ein ironisches Lächeln nicht bergen konnte. Am meisten Lärm erregte

Herr von Trapp, der ſich beiferte Reinhold, mit allen nahmhaften Zeitſchriftlern und Correſpondenzſchreibern bekannt zu machen, und ſelbſt (denn es gehörte zu ſeinen fixen Ideen, daß er dieſen jungen Künſtler allein durch ſeinen Einfluß gehoben habe) Allen, die es hören wollten, verſicherte: Er habe viel gehört, und früher ſelbſt einmal in einem Wanhal'ſchen Concerte ſich hören laſſen, dies aber ſei einer der erſten lebenden Pianiſten Europa's. Als Reinhold Conti beſuchte, um ſeinen Dank, für vergönnte Gelegenheit ſich hervorzuthun, darzubringen, traf er einen jungen Muſikverleger daſelbſt, der ſich der Gunſt des vielvermögenden Mannes empfahl. Die Auszeichnung, womit der Kapellmeiſter den jungen Künſtler behandelte, entging dem Kaufmann nicht. Als Beide zuſammen weggingen, entſpann ſich leicht ein Abkommen über Herausgabe der eben erſt beifällig aufgenommenen und einiger noch unbekannten Kompoſitionen. So waren nunmehr alle Wege zum Tempel des Ruhmes eröffnet, und Reinhold erröthete, als er das übertriebene Lob, das einige Kritiker ſeinem Spiele zollten, zu leſen erhielt. Als aber erſt gar eine Beurtheilung ſich einfand, welche zu Gunſten eines früher in der Reſidenz beliebten Klavierſpielers, der jetzt durch den Trunk und unordentliches Leben um alles Vertrauen gekommen war, die neueſte Leiſtung mit giftigem Spott und in ungerechter Weiſe herabſetzte,

da fühlte der Unerfahrene einen Aerger, welchen er bis dahin nie gekannt. Seinen Ruf zu behaupten, schien ihm nun Ehrensache, er fand es nicht mehr überflüßig, Zeitungsschreibern mehr als flüchtige Höflichkeit zu erweisen, sie waren doch allzugefährlich. Er meinte, alle Leute müßten seiner spotten, wenn ein Einziger ihn in gedrucktem Aufsatze tadelte. Was er sonst wohl kleinlich genannt hatte, dünkte ihm jetzt wichtig, er hatte die Brücke beschritten, die in das gefährliche Reich der Oeffentlichkeit führt, und mit diesem Schritte war verschiedenen Regungen der Selbstsucht der Zutritt zu seinem bis dahin so friedlichen Gemüthe gegönnt.

VI.

Es wird eine wohlthätige Beruhigung gewähren, den Blick aus dem unruhigen und verwickelten Getriebe des größeren Gesellschaftslebens, welches Reinhold nun gänzlich in Beschlag genommen hat, auf die ruhige Gleichmäßigkeit zu werfen, worin den zu seinem Geschick in nahem Bezug stehenden Bewohnern des freundlichen Bergstädtchens, welches im Anfange dieser Erzählung geschildert wurde, die Tage verstrichen. War auch Marien und Redlich im Allgemeinen bekannt geworden, was ihr ferner Freund trieb, so konnte dennoch die Veränderung seiner Sinnesart, seine Hinneigung zum

Ehrgeiz und die leidenſchaftlichen Gefühle, worin er befangen war, von ihnen noch keineswegs geahnt werden. Mindeſtens entſchuldigte Marie den Geliebten täglich, wenn ihr Vater dieſe oder jene Bedenklichkeit kopfſchüttelnd äußerte. Das Alter gönnt der Jugend gern deren glückliche Selbſttäuſchung, aus ſeiner helleren Einſicht erwächſt jene trübe Stimmung, welche zu erfahren es der Jugend gern erſparen möchte. Und doch fühlte Redlich die Pflicht, Reinholds Schritte ſchärfer, ja mißtrauiſcher zu verfolgen, als er ſelbſt es wollte. Frau Sara allein zeigte ſich bei jeder Nachricht von der ihrem Liebling widerfahrenen Ehre höchlich erfreut. Ihre eigene Eitelkeit ward durch ſolche Berichte angenehm erregt. Der neue Prediger, Herr Werner, hatte bald nach ſeiner Ankunft aller Herzen gewonnen. In der Ruhe des Charakters, die ihn warmer Theilnahme an fremdem Wohl und Wehe durchaus nicht verſchloß, lag Etwas, das unbedingtes Zutrauen erweckte. In der Erfüllung ſeines Amtes ſtreng und pünktlich, ging er ſelbſt über die Forderungen deſſelben hinaus, und ward ſeiner Gemeinde ein treuer nützlicher Freund und Rathgeber. Die Nachrichten, die er von Reinhold mitgebracht, hatten ſogleich ein nahes Verhältniß zu Redlichs kleinem Familienkreiſe, in welchem er oft und gern verweilte, begründet. Für Marieen war ſein Erſcheinen vorzüglich bedeutend geworden. Ihr Geiſt

ſtrebte nach vollkommenerer Ausbildung, als ſie von den treuen Verwandten ihr gewährt werden konnte. Von vielem Leſen, zumal neuerer Bücher, hielt Redlich nichts, und ging hierbei, wenn er im Allgemeinen Recht haben mochte, doch im Einzelnen zu weit. Werner aber hatte ihm bald eine gewiſſe Ehrfurcht eingeflößt; die Frömmigkeit von der edelſten und lauterſten Art, die derſelbe, ungeachtet er eifrig wiſſenſchaftliche Studien trieb, ſich bewahrt hatte, nahm den Alten im höchſten Grade für ihn ein, und darum litt er es wohl und billigte es mit Freuden, daß Werner Marieen Werke der Poeſie zu leſen gab, dieſe mit ihr durchging, und das Verſtändniß der ſchwierigern und tiefſinnigern Gedichte erleichterte. In die Einförmigkeit des häuslichen Lebens war dadurch größere Abwechslung gekommen, ohne daß der neue Freund, der dem eingeführten geregelten Gange in keiner Weiſe hinderlich war, zur Abweichung von alten lieben Gewohnheiten Veranlaſſung gegeben hätte. Es war augenſcheinlich, wie ſehr Werner den Verkehr mit dieſen klaren, gemüthvollen Menſchen, dem mit einigen, die durch Vermögen und Einfluß in der kleinen Stadt ein großes Anſehn erworben hatten, vorzog. Das Haus eines reichen Fabrikanten, welches mit einer ſichtbaren Aengſtlichkeit Alles, was kleinſtädtiſchen Anſtrich hatte, zu vermeiden und die Sitte der großen

Welt auch ſicher zu verpflanzen ſuchte, war ihm, ſo oft er daſelbſt verweilen mußte, ſogar peinlich. Eine nicht im Geringſten mehr blühende, aber nach dem Rufe der umfaſſendſten Bildung begehrliche Tochter, in welcher die an Neuigkeiten arme Stadt für Wernern eine paſſende Ehehälfte ſehen wollte, war wohl am meiſten daran ſchuld, und um ſo mehr, als Fräulein Elsbeth ſelbſt gefliſſentlich jenem Gerüchte nicht widerſprach. Daß Marie mit dem neuen Ankömmling ſo unbefangen umging, mißfiel Denen, die kurzſichtig genug darin eine Verletzung der gegen den abweſenden Bräutigam ſchuldigen Rückſichten ſehen wollten. Freilich konnten ſie nicht wiſſen, daß Reinhold der gewöhnliche Gegenſtand ihrer häufigen Geſpräche war, daß Marie nach den kleinſten Umſtänden, die auf den entfernten Geliebten Bezug hatten, ängſtlich forſchte, und Werner'n, der mit manchen in der Reſidenz angeſehenen Perſonen in ſchriftlichem Bezuge geblieben war, mehr als dieſem lieb, ausfragte.

Der Winter bedeckte die ſchönen Umgebungen von N. . . mit tiefem Schnee. Es ſtürmte viel, und man fühlte ſich in den erwärmten Zimmern um ſo heimathlicher. Da ſaß denn Redlich eines Abends mit Werner'n, vertraulichen gegenſeitigen Mittheilungen über Geſchichte des Kirchenliedes und die Wichtigkeit des Geſanges der Gemeinde ergeben, als der Poſtbote ei-

nen Brief nebſt Packet, von Reinholds Hand addreſſirt, überbrachte.

Der Brief enthielt die Beſchreibung eines mit Sieg gekrönten Concertes, das Reinhold gegeben hatte, und manche Schilderung, die auf das bewegte, zerſtreute Leben, welches er gegenwärtig führte, hinreichend ſchließen ließ. Er erzählte unter andern, daß Reinhold durch Verwendung einer einflußreichen Gönnerin, der Frau v. F. . ., zu der Ehre gelangt ſei, die Brautpolonaiſe zu einer bei Hofe ſtattgefundenen Vermählung zu componiren, wofür er, ſo flüchtig auch die Arbeit geweſen, hundert Dukaten erhalten. „Die Muſikverleger beſtürmen mich," ſchloß er endlich, „mit Aufträgen, die Dilettanten mit Bitten, ihnen Unterricht zu ertheilen; meine Art, Klavier zu ſpielen, hat ſich ganz geändert, Ihr würdet ſie kaum wiedererkennen. Es hilft aber nichts, man muß mit der Zeit fort, in der man lebt. Ich fühle den Trieb, mich über das Alltägliche, das unbeachtet vergeht, zu erheben, ich habe mich durch Vorurtheile lange genug zurückhalten laſſen. Ich bringe oft ganze Nächte am Piano zu, um meine Fertigkeit, die mir noch immer nicht genügt, zu ſteigern, und Alles, was bis jetzt geleiſtet worden, zu überbieten. Freilich hat dies meine Kräfte abgeſpannt, ich ſehe bleich aus und habe geringeren Appetit als vor einem Jahre, aber es iſt beſſer, denke ich, ein paar Jahre früher ſterben, und dafür

einen ruhmgekrönten Namen zurücklaſſen, als ein Methuſalem werden, um deſſen Leben und Tod ſich höchſtens einige Verwandte kümmern.“ Ein ziemlich kalter Gruß an Marien war noch beigefügt. Das Packet enthielt mehre eben erſt im Druck bekannt gewordene Klaviercompoſitionen Reinholds, kleine rhapſodiſche Stücke voll Schwierigkeiten.

Redlich ſeufzte, als er den Brief zuſammenfaltete. „Iſt denn das noch mein alter, ſtiller, beſcheidener Schüler, ſagte er endlich, der immer zu ſagen pflegte, wenn Ihr mich lieb habt, was kümmert mich die Welt! er, der jetzt die Miene eines großen Herrn annimmt?

Er ging an das Klavier und probirte Einzelnes aus den eben erhaltenen Muſikalien, legte die Hefte wieder weg und ſagte:

„Ich kann mich über ſeinen Ruhm nicht freuen, denn Alles dies iſt für mich dunkles, unzuſammenhängendes Zeug, viele Noten, wenig Erfindung, keine edle Führung der einzelnen Stimmen, nur geſuchte Uebergänge, Harmonien, die, nicht ſüß noch ſauer, Einen weinerlich läppiſch anſehen, doch, dies muß wohl jetzt alſo Mode ſein!“

„Laſſen Sie ihn nur erſt wieder aus der Sphäre, in der er ſich jetzt herumbewegt, entfernt ſein,“ erwiederte Werner, ſo wird ſich auch dieſe Richtung bei ihm

ſchnell genug wieder verlieren. Neues nimmt man in der Jugend ſo gern an!"

„Aber er verändert ſich gar ſo ſchnell! Hätten meine Lehren bei ihm Wurzel gefaßt, ſo wäre nicht ſo ſchnell ein eitler Narr aus ihm geworden."

„Glauben Sie, dergleichen vergißt ſich ſchnell wieder; die Nichtigkeit, die Leere ſolcher Herumtreiberei kann ein Herz nicht lange täuſchen, welches edlere Regungen kennen gelernt hat."

„Wäre der Junge," fuhr Redlich nach einer kleinen Pauſe fort, „zur Unbeſonnenheit hingeriſſen worden, hätte er durch ſein raſches Blut ſich zu Fehlern der Sinnlichkeit verführen laſſen, ſo würde ich ſagen, er iſt gut, wenn auch leichtſinnig, er wird ſchon wieder reuig umkehren. Doch hier finde ich, indem er auf Reinholds Brief zeigte, Eitelkeit, Verſchrobenheit, Hochmuth, — ach, Freund, der hat mein armes Kind nie geliebt!"

Marie trat herein und nahm ſtill ihren Platz am Tiſche. Ihre Augen waren leicht geröthet, ſie mußte geweint haben; um dies zu verbergen, heftete ſie dieſelben auf die weibliche Arbeit, welche ſie vorgenommen hatte. Auch Sara erſchien mit betrübter Miene.

„Du ſiehſt bekümmert aus, mein gutes Kind," ſagte Redlich. Was fehlt Dir."

„Es iſt nichts, lieber Vater."

„Laſſen Sie mich fortgehen, ich ſtöre Ihre Mittheilungen durch meine Gegenwart," ſagte Werner aufſtehend.

„O bleiben Sie bei uns," bat Redlich, „Maria hat ſo großes Vertrauen zu Ihnen, daß Ihr Troſt ihr vor Allem lieb ſein wird. — „Sie ſcheinen deſſen wirklich zu bedürfen, entſcheiden Sie ſelbſt, ob ich gehen oder bleiben ſoll. —

„Bleiben Sie, bleiben Sie," rief Marie, und ging nach dem Claviere, um unbemerkt Ihre Augen zu trocknen. Dort bemerkte ſie den offenen Brief, ſeine Muſikalien; — von Reinhold! rief ſie, mit dem Ausdruck der Freude, „darf ich leſen, Vater? Ach, ich ich habe ſchon drei Wochen lang keine Zeile von ihm geleſen."

„Lies, lies, meine Tochter, wir ſind mit dem Briefe bereits fertig.

Sie las halblaut, — mit geſpannter Aufmerkſamkeit, — plötzlich, als ſie daran war, den Namen der Frau von F. . . auszuſprechen, hielt ſie inne, ſie legte den Brief aus der Hand, Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

„Was iſt Ihnen, Marie, was bewegt Sie ſo heftig," fragte Werner.

„Ach, ich kann es nicht ausſprechen! Ich bin ſehr, ſehr unglücklich."

„Sei offen gegen uns, meine Tochter, — iſt Reinhold ſchuld an dieſen Thränen, — wohl möcht' auch ich über ihn weinen, aber, ſei ruhig, er wird durch die Lobſprüche der vornehmen Leute nicht hochmüthig werden, — er liebt Dich."—

„Er wird mich vergeſſen, Vater, er hat es bereits gethan, — er liebt eine Andre."—

Die beiden Männer ſahen einander erſchrocken an, — es war eine ſchreckliche Stille im Zimmer, — endlich nahm Werner das Wort:

„Laſſen Sie ſich nicht vielleicht durch den Schein täuſchen?"

„O, nein, ich habe Gewißheit! furchtbare Gewißheit, — ſeit zwei Monaten ſchon ſind ſeine Briefe ſo gemeſſen, gezwungen, er iſt nicht mehr der Alte, er ſchreibt an mich, als wenn ich eine ihm fremde vornehme Dame wäre, und heute"—

„Nun heute?"

„Heute hat Fräulein Elsbeth einer Freundin, welche es nicht lange verſchweigen konnte, erzählt, ihr Vater habe ganz gewiſſe Nachrichten aus der Reſidenz, daß Reinhold ein ſtadtkundiges Liebesverhältniß mit einer Frau von F. . . . die er ja auch wirklich hier im Briefe ſeine Gönnerin nennt, unterhalte, — daß er ſie heirathen werde."

„Unmöglich,“ rief Redlich mit halberſtickter Stimme, — „ſo undankbar, ſo treulos kann er doch nicht ſein.“

„Es wird wohl,“ begann nun auch Frau Sara, „nur der blaſſe Neid Fräulein Elsbeth, die ſich ärgert, daß der Herr Paſtor uns mit ſeinem Beſuche zuweilen beehren, alſo ſprechen heißen. Reinhold war immer ein guter Junge.“

„Frau von F. . . kenne ich allerdings,“ ſagte Werner. —

„Sie kennen ſie? o, bitte, bitte, erzählen Sie von ihr, — ach, ſie mag wohl ſehr ſchön und vornehm ſein?“

„Man nennt ſie eine intereſſante Frau. Ihre erſte Ehe ſoll unglücklich geweſen ſein; ich halte ſie für eine Schwärmerin, der es an aller richtigen und ruhigen Anſchauung des Lebens fehlt.“—

„Haben Sie Reinhold mit ihr zuſammen geſehen?“ —

„Dies wohl. Er ward von ihr ausgezeichnet und nahm ſich artig gegen ſie, — allein, das kann ich nicht glauben, daß er ſich ſo weit täuſchen laſſen könnte. — Ich will aber ſchleunig Erkundigungen einziehn, um zu erfahren, ob es ſich der Mühe lohnt, daß wir Reinhold warnen.“

Alle baten ihn darum. Marie ſetzte hinzu: „Es wird vergebens ſein, meine Ahnung täuſcht mich nicht. Ich genüge ihm nicht mehr, wenn nur er ſich glücklich fühlt!“—

Sie weinte heftig; den ganzen Abend über blieben alle Verſuche, das Gefühl wehmüthiger Trauer aus dem traulichen Kreiſe zu bannen, vergeblich.

VII.

Das Concert, welches Reinhold gegeben, hatte ihm nicht weniger Ruhm und Gewinn, als Sorge und Verdruß bereitet. Ein Zeitungsredacteur, der von ihm dereinſt vergeblich hatte Geld leihen wollen, hörte nicht auf, ſein Talent herabzuſetzen. Mit dem ehrwürdigen Gabriel, den er zeither noch zuweilen beſucht hatte, war er jetzt völlig zerfallen, denn dieſer hatte unverholen erklärt, Reinhold ſei ein in franzöſiſcher Schönthuerei untergegangenes Talent. Man lachte freilich darüber, denn man kannte die Launen des alten Herrn. Andre erhoben die Kunſt des jungen Virtuoſen bis in den Himmel. Man ſprach in allen gebildeten Kreiſen von ihm mit Bewunderung. Wie hätte Reinhold nicht Alles thun ſollen, um das Aufſehn, welches er erregt hatte, zu benutzen? Er nahm eine

entſprechende Stellung zur Geſellſchaft ein, bezog ein geräumiges Quartier, zog es vor, zu Beſuchen zu fahren, als zu gehen, ſpeiſte in der gerühmteſten Reſtauration, und konnte in der Wahl ſeiner Kleidung Jedem, der den Geſchmack des Tages kennen zu lernen wünſchte, als Muſter dienen. War er glücklich, mit ſich zufrieden und von trüben Erinnerungen frei? Schwerlich. Seine Miene hatte einen etwas düſtern Ausdruck angenommen, den Jedermann ſehr intereſſant fand. An Marien dachte er nur mit Unruhe. Es lag in der Erinnerung an ſie ſo viel Unbequemes. Das Taſchenbuch mit dem Vergißmeinnicht von ihrer Arbeit lag vergeſſen in ſeinem Schreibtiſche. Adolphine hatte ihm ein weit eleganteres für eine ihr gewidmete Sammlung von Walzern geſchenkt, ſie wollte es ſelbſt geſtickt haben; durch eine Aufwärterin war aber zufällig entdeckt worden, daß das Fräulein ſolche Arbeiten von einer armen Wittwe, die ſich mühſam ihren Lebensunterhalt verdiente, zu kaufen pflegte. Mariens Uhrband konnte er nicht tragen, denn er hatte von einer durchreiſenden Fürſtin eine koſtbare Uhr nebſt Uhrkette erhalten. Wenn er an die Braut zu ſchreiben nicht mehr aufſchieben konnte, war er in einer gewiſſen Verlegenheit. Sie füllte oft zwei Seiten mit dem Erguſſe ihres Gefühls, ihm kam dies jetzt zuweilen recht kindiſch und langweilig vor. Auf einige Anſichten über neuere Tonkunſt

hatte Redlich ſich nicht eingelaſſen. Dies Alles beängſtigte ihn in Augenblicken, wo überhaupt zu Nebendingen Zeit blieb, und deren waren nur wenige. Er gönnte ſich ohnedies nur ſpärlichen Schlaf. Der frühe Morgen fand ihn gewöhnlich abgemattet an ſeinem Inſtrumente ſitzend. Der Beifall, den er in allen großen Kreiſen einärntete, war dann wohl erquickend, aber die Bemerkungen einzelner neidiſcher Leute verbitterten ihn ſo häufig, und Reinhold war ſo empfindlich geworden, jedes ſcharfe Wort konnte ihn verletzen! Sagte ihm doch Julie täglich, er leiſte bereits das Außerordentliche und übertreffe ſich ſelbſt noch immer fort. Ach, Julie! Ja, ſie war die Einzige, die mit warmem, lebendigem Antheil ſein Streben beachtete; bei ihr, bei ihr war ihm ſo ſelig zu Muthe. Das Verhältniß Beider zu einander hatte ſich umgekehrt. Sie war mehr ſeine Lehrerin als Schülerin, denn er glaubte nicht eher ein Muſikſtück in vollkommener Weiſe vorzutragen, als wenn ſie ſich damit zufrieden bezeigte, oder eine gelungene Compoſition geliefert zu haben, als bis ſie dieſelbe gehört und gerühmt hatte; freilich fand ſie ſelten genug zu tadeln, denn was Reinhold leiſtete, gewann ſchon um des Schöpfers willen ihren Beifall und ihre Vorliebe. Dieſe letztre verbarg ſie gegen Niemand, und doch, ſo deutlich Reinholds Zuneigung ſich ausſprach, war das Einverſtändniß Beider geheimnißvoll und ihm

mindeſtens noch halb unbewußt geblieben. In der ganzen Stadt glaubte man daſſelbe, als es noch ſehr ſtill heranreifte, bereits ſo weit als möglich gediehen; die Klatſchſüchtigen läſterten ohne Grund. Reinhold fürchtete ſich vor dem ſüßen Glücke, das ihm winkte und zögerte es zu ergreifen, ſo häufig es auch ſich darbot. Wie oft war die ſchöne Wange, der blühende Mund ihm ſo nahe gerathen, daß der reizenden Gunſt, die ohne Zürnen ihm gereicht worden wäre, zu entſagen, kein kleines Opfer heißen mochte. Und doch brachte er es, — wem? das war ihm ſelbſt nicht mehr deutlich; in manchen Stunden, wie er meinte, dem Vorurtheile, in ſehr wenigen fühlte er, daß es doch noch Marien galt. Dies half ihm denn nun herzlich wenig, denn es iſt bekannt, daß die Leidenſchaft nur in allzuvielen Fällen mit der Entſagung wächſt. Indeſſen hatte er ſo viel als möglich über Juliens Lebensſchickſale nachgeforſcht. Sie ſelbſt geſtand, aus guter, wenn auch unbemittelter Familie, die ihr doch ſchon frühzeitige Gelegenheit zu geiſtigem Wachsthume gegeben, zu ſtammen. Wider die Neigung ihres Herzens hatte ſie einen alten, reichen Mann geheirathet, und nach kaum einjähriger, kinderloſer Ehe beerbt. Dann war ſie aus einer fernen Stadt nach der Reſidenz gezogen. Verwandte von ihr waren am Leben, doch von ihr am liebſten vermieden. Einen Bruder namentlich, der als

Oberförſter in entfernter Gebirgsgegend lebte, ſchalt ſie einen gänzlich proſaiſchen Menſchen, der immer ihrer warmen Begeiſterung für Kunſt auf rohe Weiſe geſpottet habe. Was die Neugierigen in den größern Kreiſen, wo ſie ſich zeigte, von ihr auszuſagen wußten, ſtimmte mit jenem Berichte überein, nur über die Größe ihres Vermögens ſchwankten die Zeugniſſe oder Muthmaßungen; — daß es in allen Fällen ihr ein glänzendes und ganz unabhängiges Loos ſichere, galt für völlig feſtgeſtellt, jene Meinungsverſchiedenheit blieb mithin ziemlich unweſentlich.

Der Frühling war längſt wach geworden und hatte ſeine Boten ausgeſandt, als in der Reſidenz die Winterluſtbarkeiten noch immer Abſchied zu nehmen zögerten. Julie ward zuerſt durch den Brief einer Freundin, die auf dem Lande lebte, daran erinnert. Ein verſprochener Beſuch bei derſelben war, als längſt zugeſagt, nicht mehr aufzuſchieben. Wenn ſie auch nur acht Tage wegbleiben wollte, ſo erforderte dieß doch einige Vorbereitungen; ſie hatte Reinhold noch keine Nachricht davon gegeben, und war eben beſchäftigt, ihn ſchriftlich für den Abend zu ſich zu beſcheiden; denn am nächſten Morgen ſchon ſollte die Reiſe vor ſich gehen. Sie ſiegelte eben das Briefchen, als Adolphine hereinhüpfte und ſich noch dieſen und jenen Auftrag erbat. Beim Anblick des Briefchens ſagte ſie:

„Es fällt mir bei Reinholds Namen ein, daß jetzt eine günstige Gelegenheit vorhanden ist, für ihn etwas zu thun.“

Julie wurde neugierig.

„Wir ältern Mitglieder der Singakademie haben nämlich heute einen Streit mit Direktor Gabriel bestanden, worüber dieser seine Entlassung genommen hat. Es ist auch nicht mehr mit dem alten Manne zum Auskommen. Seine Grobheit ist eben so unerträglich, als seine Einseitigkeit unserer Kunstbildung nachtheilig. Du weißt, daß die Prinzessin von W — g erwartet wird, die eine Musikfreundin sein soll; sie wird die Akademie besuchen. Wir berathen heute, was wir ihr vorsingen wollen, nun rathe, was er uns zumuthet! Das Stabat mater von Palestrina, das er sich in Rom hat abschreiben lassen, und das Magnificat von S. Bach, wobei mir die drei Trompeten immer die Nerven zerreißen. Was sollte denn die feine und kluge Frau von uns denken! Und dann will sie ausdücklich mich singen hören, und das will der alte, boshafte Mann hintertreiben, weil er mich haßt; jenes alte Gewinsel kann ich nicht singen, wie er längst ausgesprengt hat, und möchte es auch nicht thun, folglich wird er die Schneidertochter, die er zum Aerger unser Aller in das Institut hereingeschwärzt hat, vorschieben. Mich aber fängt man nicht so leicht. Ich habe also heftig

widerſprochen, und eine Cantate vom Kapellmeiſter Conti, welche er mir vorgeſtern gebracht hat (den Text hat, beiläufig geſagt, unſer Doktor Schnell gemacht) vorgeſchlagen."

„Seit wann iſt denn der gute Doctor ein Dichter geworden? Die Migräne vertreibt er vortrefflich, aber von aller Poeſie iſt er immer ein Feind geweſen."

„O, der Menſch kann Alles, was er will. Du ſiehſt wohl ein, daß dieſe Aufmerkſamkeit einige werthvolle Andenken der Prinzeſſin ablocken muß. Nun, wie dem auch ſei, Conti war bei mir, und unwiderſtehlich. Kurz, ich machte mein Anſehn in der Akademie geltend, an Anhängern fehlt es mir nicht, der Direktor ward überſchrieen, Herr von Trapp ſetzte ihm aus einander, das Neue wolle auch ſein Recht, und das Alte verderbe doch nur Phantaſie und Geſchmack. Nun wurde Gabriel ganz blaß, ſchloß das Pianoforte zu, legte ſeine Partitur zuſammen und ſagte, bei ſolchen Umſtänden ſei ſein Amt beendet, er bitte die Vorſteherſchaft, ihn zu entlaſſen. Einige fingen wohl zu murmeln und zu beſänftigen an, allein ſie wurden bald zur Ruhe gewieſen.

„Nun, und was geſchah weiter?"

„Ei nun, er ging fort, wir Einſichtigeren waren entrüſtet über den Trotz dieſes Tyrannen. Man hielt

großen Rath, der noch fortdauerte, als ich wegfuhr. Doctor Schnell wollte —

Hier öffnete ſich die Thür haſtig, der Genannte nahte ſich mit den Worten: „Es iſt Alles gelungen! die Akademie hat durch Stimmenmehrheit beſchloſſen, ihren unbrauchbar gewordenen Direktor zu entlaſſen, ihm jedoch ſeinen halben Jahresgehalt als lebenslängliche Penſion zugeſprochen. Für die andere Hälfte bekommen wir immer einen Dirigenten.“

„Als ſolchen wollte ich nur Reinhold vorſchlagen,“ ſagte Adolphine, „der Mann beſitzt Lebensart —“

Julie fiel ihr um den Hals: „Du biſt himmliſch, Adolphine!“

„Ruhig,“ meinte der Doctor, „doch wird ſich bald zeigen, daß noch eine zweite Veränderung nöthig iſt. Der Kapellmeiſter Conti hat ſchon Nachricht, daß unſere Cantate gegeben werden, und er ſelbſt ſie dirigiren ſoll. So ſchicklich dies auch iſt, ſo vielen Widerſpruch fand es doch. Einige, z. B. die heiſere Steuerräthin, die alle Soli's allein haben möchte, meinten, dies werde den Anſchein geben, als ſtehe die Singakademie unter fürſtlichem Einfluſſe, während ſie ein Privatinſtitut ſei. Dieſe fixe Idee aber hat ſich gänzlich überlebt. Das Beſte bleibt, daß wir Conti die oberſte Leitung des Ganzen anvertrauen, gleichſam als Ehrenamt, und

Reinhold faktiſch die Leitung der Uebungen und Aufführungen erhält."

„Dies wäre mir ganz recht," ſagte Adolphine, „wir gewönnen dann den Vortheil, daß, wenn wir etwas durchſetzen wollen, wir uns hinter Conti's Autorität verſtecken, und mit dieſem artigen Manne werde ich leicht fertig."

Schnell beurlaubte ſich jetzt. Adolphine fuhr fort: „Es wäre ſehr hübſch, wenn Reinhold hier zu feſſeln, irgendwie gelingen wollte."

„Das kann nicht ſchwer halten," ſagte Julie, „wenn nicht die Sehnſucht nach ſeiner theuren Maria, — er iſt zuweilen recht komiſch, wenn er von dieſer Braut ſpricht."

„Sie iſt ihm längſt eine Laſt geworden, dies habe ich bereits gemerkt. Uebrigens habe ich Nachricht über ſie eingezogen."

„O rede, rede, wie ſieht ſie aus, iſt ſie klug, gebildet, oder ein Gänschen, liebt ſie Reinholden — ach, das wäre ihr zu verzeihen, — aber iſt ſie werth, von ihm geliebt zu werden?"

„So genau kann ich auf Alles dieſes nicht antworten. Aber ich weiß ſo viel, daß ihr bereits ein Anderer gefährlich geworden, ſie muß alſo doch leidlich ſein."

„Und wer iſt der Andere?"

„Der Paſtor Werner, der zuweilen in meines Vaters Haus kam, und jetzt in N... angeſtellt iſt.“

„Der Mann war nicht ſo übel, nur etwas proſaiſch, gewiß paßt der beſſer für das Mädchen. Weiß Reinhold davon?“

„Ich bezweifle es, mir hat es eine Bekannte von der langweiligen Perſon, wie heißt ſie doch, — die einſt in der Vorleſung im Muſeum neben mir ſaß —

„Elsbeth G... glaube ich, ihr Vater iſt ein Fabrikant, und ſie bemühte ſich, große Gelehrſamkeit zu verrathen.“

„Ganz recht! Nun dieſe iſt ſelbſt in Werner verliebt, und ärgert ſich unglaublich, daß er jene Maria, von der wir immerwährend hören müſſen, ihr bedeutend vorzieht.“

„Man muß,“ bemerkte Julie, „Reinhold dies ſagen, man muß ihn warnen, er wird ja auf's Schmählichſte hintergangen, und hat dies doch nicht verdient.“

Die Uhr ſchlug acht. Adolphine ſprang auf. „Ich muß noch nach der Oper fahren, und habe ſchon den erſten Akt des bal masqué verſäumt.“ — Sie trat an den Spiegel, den Hut aufzuſetzen; — „was ſagſt Du zu dieſem niedlichen Hütchen?“

„Du wirſt wieder viele Herzen damit erobern!“

„Dies würde mir leid thun, ich könnte ihnen nicht helfen.“

„Wirſt Du denn ewig ſo flatterhaft bleiben?"

„Ich habe keine Zeit, mich zu verlieben, — adieu, Julie, Du bleibſt zu Hauſe? Grüße Reinhold von mir, und wünſche ihm in meinem Namen Glück."

Bald nachher erſchien dieſer; ſein Aeußeres verrieth Aufregung ungewöhnlicher Art. Er traf Julien ſinnend ins Sopha gelehnt. Sie reichte ihm mit gewohntem Liebreiz die ſchöne Hand zur Begrüßung.

„Ich mußte Sie vor meiner Reiſe noch einmal ſehen, lieber Freund, — acht Tage lang unter unmuſikaliſchen Leuten leben, heißt genug darben."

„Und gerade jetzt bedarf ich Ihres Troſtes und Vertrauens mehr als jemals," ſeufzte Reinhold, ſeine Augen mit der Hand bedeckend.

„Worüber haben Sie denn zu klagen, Sie haben, noch ſo jung, ſchon ſo viel erreicht."

Er ſprang auf, und ging haſtigen Schrittes im Zimmer auf und nieder.

„Reinhold! ich bitte Sie, ſetzen Sie ſich zu mir, Sie ängſtigen mich durch Ihre dumpfe Verſchloſſenheit. So waren Sie ja noch nie."

Er zog einen Brief hervor, und gab ihn Julien hin. „Leſen Sie ſelbſt! Man behandelt mich wie ein Kind, ich trag es nicht länger!"

Der Brief war von Redlich. Der Ton der Mißbilligung ſteigerte ſich darin bis zu bitterem Tadel.

Einem ſchwer Verirrten konnte nicht anders geſchrieben werden; von Mode, Ziererei und Eitelkeit, vom flüchtigen Blendwerk der großen Welt war die Rede, dann von derjenigen Beſcheidenheit, die den Künſtler von ſelbſt abhalten müſſe, ſich zum vornehmen Manne machen zu wollen. Sogar das Wort „Undank" kam vor. Am Schluſſe hieß es: „Maria, die eine würdige Geſinnung vor Allem ſchätzen gelernt hat, ſchreibt Dir nicht, weil ich es ihr verboten habe. Es kann Dir ja auch nicht viel an ihren Briefen liegen, da Dir andere, weit geiſtreichere Damen ungleich beſſer gefallen. — Du thuſt Dir in Deinen Briefen ſichtbaren Zwang an. Wozu? Meine Tochter hat Kraft genug in ihrer Seele, um die Beſchimpfung, daß Du ihrer überdrüßig ſeiſt, klar ausgeſprochen zu vernehmen."

„Das iſt ein häßlicher Brief," ſagte Julie, und zerriß ihn. Man geht mit Ihnen nicht hübſch um, mein armer Freund!"

„Man will mir Sie nicht gönnen, Julie, nicht Ihre Nähe, in der ich ſo glücklich bin, ich ſoll hinaus in eine kleine elende Umgebung, ſoll mich dort quälen, langweilen und untergehn!"

„Wenn Sie kein Mann ſein wollen, Sie, der ſich doch ſelbſt helfen kann, und dazu keinen Muth hat, wer ſoll Ihnen rathen?"

„Wie kann ich mir ſelbſt helfen?"

„Sie lieben Marieen, — wohlan, so muß dies Sie für Alles entschädigen, was diese Liebe Sie kostet.“ Da Reinhold still und düster vor sich hinstarrte, fuhr sie fort: „wissen Sie gewiß, daß Ihre Braut solcher Aufopferung werth ist?“

„Die arme Marie,“ klagte er, „sie ist am wenigsten Schuld an meinen Leiden.“

„Wenn sie aber etwa Sie vergessen hätte, wenn sie einem Andern geneigt geworden wäre, — bleiben Sie ruhig, — ich verläumde Niemand, lieber Freund, aber es schmerzt mich, daß man Sie hintergeht, und sich noch stellt, als habe man ein Recht, Sie zu schelten.“

„Ich bin auf der Folter, Julie, was wissen Sie?“

„Daß Fräulein Maria den Prediger Werner, den Sie ja auch kennen, sehr liebenswürdig findet, — ich aber finde es ganz natürlich, daß sie Ihnen nicht schreibt.“

„Werner,“ sagte Reinhold dumpf, „wahrhaftig, sie schrieb mir einmal mit Begeisterung von dem Manne, — wenn Sie Recht hätten, o es wäre schändlich!“

„Das Mädchen ist aber doch glücklich zu preisen, die einen Geist wie den Ihrigen, Reinhold, sich als so unbedingten Sklaven unterworfen hat.“

„Man will mich los ſein, ja, ja, das gegebene Wort zurück haben, darum behandelt man mich ſchnöde, mit Verachtung.“

„Und wenn Sie nun, ſagte Julie halblaut, ihm feſt in die Augen ſchauend, nach Hauſe zurückeilten, ſich für, wer weiß wie ſehr ſchuldig bekännten, und Verzeihung fänden; wenn dann Alles wieder in das alte Gleis käme, und Sie dann in dem einförmigen alten Treiben wieder feſtgebannt ſäßen, — würden Ihre Wünſche erfüllt ſein? — aufrichtig geſprochen!“

Reinhold ſchlug die Augen nieder. Ein kaum hörbares: Nein, entſchlüpfte ſeinen Lippen.

Er ſah Julien an; in ihren dunklen Augen war ſo viel Unausſprechliches zu leſen, ein wärmender beſeligender Strahl drang daraus in ſein Gemüth, er kämpfte nach Faſſung, — er wollte reden, das Wort ſtarb ihm auf der Zunge.

Es war einige Minuten ganz ſtill im Zimmer. Auch das Geräuſch auf den Straßen hatte ſich verloren, eine milde, würzige Frühlingsluft zog durch die offene Balkonthüre, die Strahlen des aufgehenden Mondes drangen herein, eine Nachtigall ließ in einiger Entfernung ſich hören.

„Sie ſind ein närriſcher Menſch,“ ſagte Julie mit zweifelhaftem Tone, indem ſie aufſtand und ſich an

das Piano setzte; „zu reden ist heute nicht viel mit Ihnen!"

Sie fing an zu spielen. Wie Geisterstimmen flossen die Töne durch das Zimmer, schmerzlich und doch süß, leis getrübter Wohlklang, der zur klaren Melodie hinstrebte, ohne sich völlig dazu zu gestalten, — ein Bild des Nachthimmels, an welchem weites feines Gewölk den Mond nur schüchtern hindurchblicken ließ.

Die leisen Schlußharmonieen zitterten durch die Luft. — Julie trat an die Balkonthüre und schaute, daran gelehnt, auf die Blumen, die im ungewissen Lichte vom Abendhauch geschaukelt, bleich erglänzend hin und her schwankten. Die zarte weibliche Gestalt im weißen Gewande hatte im Mondlichte einen überirdischen Schein gewonnen.

Die Wachslichter auf dem Tische, an welchem Reinhold, den Kopf in die Hand gestützt, saß, brannten so trüb. Julie trat herzu, und machte sich gedankenlos damit zu schaffen. Ihr Auge begegnete dem seinigen, worin eine Thräne bebte.

„Sie sind sehr traurig bewegt, lieber Freund;" sagte sie wehmüthig, — Sie haben kein Vertrauen zu mir — gute Nacht, Reinhold," setzte sie hinzu, ihm die Hand reichend, „wir verstehn uns doch nicht."

Er erhob sich — die Blicke Beider begegneten einander — die Pulse des Jünglings schlugen fieberhaft.

Er ſtürzte vor ihr nieder, und umſchlang mit glühender Leidenſchaft das ſchöne Weib.

„Ich liebe ja Dich, Julie! ich bete Dich an! Vergebens habe ich dies Gefühl ſo lange ſchon zurückzudrängen geſucht, zürne mir nicht, Deines Mitleids bin ich wenigſtens werth, wenn Du mich auch verſtoßen willſt!“

Ihre heißen Küſſe waren die beſeligende Antwort. „O, wie blind ſeid doch ihr Männer, flüſterte ſie in ſeinen Armen ruhend, an ſeinen Lippen hängend, „ich laſſe nicht von Dir, Du kindlich reines Herz.“— Wie gaukelnde Frühlingsträume entſchwanden ihnen die Stunden, die Reinholds Blicken eine weite, köſtliche Zukunft öffneten.

Am anderen Tage ward ſeine Verlobung mit Julien in dem Tagesanzeiger geleſen. Adolphine gratulirte lachend, und meinte nur, es ſei dies Alles ganz gegen ihre Anſicht der Dinge, denn Künſtler ſollten eigentlich niemals heirathen. Doctor Schnell ſetzte dazu, das komme davon, wenn man ſchöne Frauen zu ſeinen Vertrauten mache. Reinhold aber erſchrack einen Augenblick, als ihn das unter der Anzeige gedruckte Datum daran erinnerte, daß geſtern der Jahrestag ſeiner Abreiſe von N... geweſen war.— Er faßte ſich etwas mühſam, und ſchrieb an Redlich und Marien in kühlem, gemeſſenem Tone den Vorfall, wobei er bemerkte,

Köln. Univ.-Bibl.
Berlin

er glaube, indem er ihnen ihr Wort zurückgäbe, sie zu verbinden; er ließ es auch nicht an artigen Worten des Dankes fehlen, und fügte namentlich deren an den Magistrat des Städtchens bei, da er natürlich auf jede fernere Unterstützung Seitens desselben verzichten zu können, nunmehr im Stande sei.

VIII.

Was gleicht dem Zauber, den die Liebe auf den Künstler ausübt? Sie beflügelt seinen Geist und giebt selbst dem geringen Talente einen genialen Anstrich, wodurch der weiseste Kunstrichter leicht getäuscht wird. Hatten Reinhold's erste musikalische Arbeiten das Lob einer gewissen Gesetzmäßigkeit, der man die löblichste Vorbildung anmerke, erhalten, so waren die kleinen Skizzen, die er jetzt in Menge hinwarf, und die ihrer kurzen Ausdehnung halber, der großen Welt, welche für Genuß der Kunst wenig Zeit übrig hat, und Mannigfaltigkeit dabei vor Allem begehrt, sehr willkommen sein mußten, von ganz anderer Natur. Ein gewisses Feuer, champagnerartig sprühend, nahm jeden Zuhörer gefangen. Herr von Trapp entschied, er habe doch viel gehört, aber dies sei unläugbar wieder etwas ganz Neues. Niemand war jedoch, wie vorauszusehen, mehr

davon bezaubert als Julie; „ich möchte Dich anbeten, Du göttlicher Menſch," ſagte ſie zu dem Geliebten, als ſie eines Abends in wonnevoller Selbſtvergeſſenheit an ſeinem Halſe hing, „wie bin ich denn würdig, den Reichthum Deines Geiſtes zu beſitzen!"

An Plänen für die Einrichtung der Zukunft fehlte es nicht. Adolphinens Vater, mit der Verwaltung von Juliens Vermögen beauftragt, drang auf Vollziehung eines völligen Verlobungsvertrages. Reinhold wollte nichts davon wiſſen. Mitten im Liebesrauſche an klägliche Geldangelegenheiten zu denken! Es war allzu proſaiſch; aber der Geheimrath, der es doch immer gut zu ihm gemeint hatte, beſtand darauf, und Julie war mit Allem zufrieden. „Ich will ihm Alles, Alles ſchenken, was ich habe," ſagte ſie, „er ſoll nur mein bleiben!" — Mit Lachen unterzeichnete ſie die Schrift des Notars, wodurch ſie, für den Fall, daß ſie ſich zur Auflöſung des ehelichen Bandes jemals entſchlöſſe, ihrem Gatten einen bedeutenden Theil ihres Vermögens ausſetzte. „Wenn aber ihm nun eine Andere beſſer gefällt," ſagte ſie, „und er von mir fort will, wie ſtrafe denn ich da den Böſewicht?" Reinhold verſchloß ihr den Mund mit Küſſen. — „Dann ſollen Sie natürlich an nichts gebunden ſein," ſagte der Geheimrath; „gegen den Schuldigen haben Sie keine Verpflichtung." —„Siehſt Du, Schelm!" drohte Julie, „ſo fangen wir

Dich, und ich ermorde Dich dann noch obendrein. Du mußt also jetzt schon mit mir vorlieb nehmen." Adolphine hatte bei dieser Verhandlung zugehört, und brach in die Worte aus: „Giebt es wohl etwas Langweiligeres als Liebesleute?"

Von dem Projekte, Reinhold zum Vicedirektor der Singakademie zu machen, ging man bald ab. Zwar hatte die Parthei, welche das Institut von dem fürstlichen Kapellmeister abhängig machen wollte, bereits das Uebergewicht erreicht, allein Julie nahm bald wahr, daß man ihre Verbindung mit Reinhold in den höheren Kreisen ungünstig beurtheile. Gegen ein kleines Liebesverständniß, gut genug, um für die Müßigen und Plauderſüchtigen Unterhaltungsstoff zu liefern, hatte man nichts eingewandt; man fand es natürlich, nannte es genial, — aber heirathen, den persönlichen Rang der Laune opfern, eines Musikers Hand und Namen annehmen, — das verletzte alles Herkommen. Man äußerte dies besonders gegen den Doctor Schnell, welchem die ärztliche Wirksamkeit die ausgebreitetsten Verbindungen verschaffte. Er müsse bei dem Vertrauen, das Frau von F... ihm von jeher geschenkt, Alles daransetzen, dieses Ehebündniß zu zernichten. Der feine Weltmann zuckte häufig die Achseln, mißbilligte hier, entschuldigte dort, und freute sich im Stillen über das Ereigniß. Für Reinhold hielt er es unbedingt für vor-

theilhaft, denn es überhebe ihn nun aller Sorgen um die Zukunft, und für Julien sei gegen alle nervösen Exaltationen kein besseres Mittel als die Ehe. Der Geheimrath stimmte dieser Ansicht bei, und setzte dazu, daß Reinhold durch sein gesetztes Betragen eine Ausnahme von den Künstlern mache, und Juliens Vermögen besser zu Rath halten werde, als irgend ein vornehmer Verschwender, der nichts zu thun habe, als Geld auszugeben. Weil nun aber diese einzelnen Stimmen die schwächeren waren, die meisten laut über die Mesalliance sich erzürnt vernehmen ließen, so erklärte Julie kurz, sie werde gleich nach der Hochzeit mit Reinhold, der ohnedies noch viel zu sehen und kennen zu lernen habe, nach Paris und Italien gehen. Die Hochzeit selbst ward sehr nahe anberaumt.

Adolphine war mit einer Stickerei, einem Geschenke zum Polterabende der Freundin beschäftigt, als sich unerwartet Pastor Werner bei ihr melden ließ. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck des Leidens erhalten, sein Benehmen war gemessener als je. Er brachte das Gespräch bald auf Reinholds Verbindung, und schien nicht alle Hoffnung, dieselbe zu hintertreiben, aufzugeben, wobei er Adolphinens Klugheit für seinen wohlgemeinten Plan zu gewinnen suchte. Diese lehnte dies launig ab, und beharrte auf dem Entschlusse, wie immer neutral zu bleiben.

„Aber," ſagte ſie, offen geſprochen, „wir hatten ja vernommen, Sie ſelbſt wären am Erſten der Mann, Marieen ihren Verluſt vergeſſen zu laſſen."

Er ſchwieg in tiefem Ernſte.

„Verzeihen Sie meine Offenheit," fuhr ſie fort, „aber ich kann meine Natur nicht umſchaffen. Ich habe Sie doch nicht verletzt?"

„Laſſen Sie," begann er, „von mir ſelbſt nicht die Rede ſein. Ich habe Marieen ſehr lieb gewonnen und mich ſchwer von ihr getrennt."

„Dies iſt aber grauſam."

„Das Herz eines Weibes liebt nur einmal, das eines ſolchen wie Marie, bricht, wenn es ſich getäuſcht ſieht. Ich habe ihr Vertrauen erreicht, aber ſie weder durch Religion, noch durch die Stimme der Freundſchaft zu tröſten vermocht. Ich habe N... für immer verlaſſen."

„Und darum verließen Sie es?"

„Das Reden auf der Kanzel greift meine ſchwache Bruſt zu ſehr an; ſo bin ich denn einem Rufe nach der fernen Univerſität G... gefolgt, wo ich als Profeſſor einen nicht minder angenehmen Wirkungskreis erhalte. Ich wäre gern dort geblieben, aber es iſt für mich alſo beſſer, in jeder Hinſicht beſſer."

Adolphine ſah ihn mit Theilnahme an.

„Und Marie?" fragte ſie kleinlaut.

„Iſt durch die Pflege ihres Vaters, welchem der Kummer eine heftige Krankheit zugezogen hat, zunächſt ſehr beſchäftigt. Die Pflege zerſtreut ſie. Der alte Mann hatte ſeinen Schmerz über Reinholds Untreue — ich habe kein anderes Wort — lange in ſich verſchloſſen, um ſein Kind zu ſchonen. Endlich unterlag er. Sein Leiden iſt ſchwer, ich zweifle an ſeinem Aufkommen. Wenn vorüber iſt, was zunächſt dem armen Mädchen bevorſteht, ſo fürchte ich für ſie ſelbſt.“

Adolphine ſeufzte: „Ach was bringt doch die Liebe für Unheil in die Welt. Die Einbildung erzeugt ſie, und mit ihr die Störung alles Glücks.“

„Wenn Sie dieſer Ueberzeugung treu bleiben, ſo werden Sie ſich freilich immer für glücklich halten.“

Mit dieſen Worten verließ Werner das Mädchen, das mit verdrießlichem Geſichte zum Klavier eilte, und die kleine Verſtimmung, die ſie ſelbſt nicht begriff, durch einen Wiener Walzer, den ſie erſt neulich mit einem trefflichen Tänzer getanzt hatte, bald bewältigte.

Werner ging zu Reinhold. Dieſer erbleichte, als er ihn ſah, doch nur flüchtig. Ihr Geſpräch ward mit Vorſicht geführt, und überzeugte Wernern bald, daß für die arme Marie wenig Troſt zu hoffen ſei. Er begegnete wohlwollender Theilnahme, aber keinem reuigen, erſchütterten Gefühle. Einige gewandte Entſchuldigungen, Sentenzen und Grundſätze einer zerbröckelten Le-

densphiloſophie hatten mehr Verletzendes als Tröſtliches. Zuweilen wurde Reinhold wärmer, doch nur für einen Augenblick, dann trat dafür eine vornehme Zerſtreutheit ein. Ein Bote des Kapellmeiſters ſtörte endlich noch für einen Augenblick. Reinhold mußte ein Notenheft ſchleunigſt ſchaffen; es war nicht zu finden, er ſuchte in dem Schreibtiſch, und warf Alles durch einander. Hierbei fiel Marieens altes Taſchenbuch mit dem Vergißmeinnicht heraus, und auf den Boden. Werner, der es von früherer Zeit her kannte, hob es auf, und betrachtete es gedankenvoll.

Der Bote war abgefertigt. Werner zog einen Brief hervor.

„Dieſen Brief Ihnen zu überbringen, bat mich Maria bei dem Abſchiede. Ihr Vater hatte ihr ſtreng verboten, Ihnen zu ſchreiben. Sie konnte es nicht laſſen und that es insgeheim.“

Reinhold nahm ihn, ſchaute ihn mit einiger Bewegung an, ſteckte ihn zu ſich, und dankte mit einem Händedruck.

„Dies Taſchenbuch iſt Ihnen entfallen;“ fuhr Werner nach einem kurzen Stillſchweigen fort, „es könnte Ihnen irgend einmal zur Laſt ſein, darf ich es mir als Lohn für meine trübe Botſchaft behalten?“

Aus des Künſtlers Auge drang eine Thräne.

„Behalten Sie es, wie Sie wollen, oder — doch nein — aber jetzt vor Allem bitte ich, verlassen Sie mich. Ich bedarf eben heute sehr der Ruhe. Die Zeit mildert Alles. Wir sehen uns wohl in günstigerer Stimmung wieder.“

Werner schied. Reinhold litt an heftigem Seelenkampfe, er stürmte im Zimmer auf und nieder, es war darin so drückend heiß. Im Freien, hoffte er, werde es besser sein. Er setzte sich in dem kleinen Pratergarten vor der Stadt in dichten Schatten, und zog Marieens Brief heraus. Dieser lautete also:

„Mein Reinhold!

Zürne nicht, daß ich Dich noch einmal also nenne. Wenn mein Auge Dich auch niemals wiedersehen soll, Du wirst dennoch mein bleiben; zu denken, Du seist mein, kann mir ja Niemand verbieten, selbst der Vater nicht, der durchaus nicht will, daß ich Dir schreiben soll, und jenen schuldlosen Gedanken, der mich beglückt, gegen Niemand auszusprechen, kann ja auch Niemandem schaden.

Ich habe es längst geahnt, daß Deinem kühnen Geiste mein stilles Wesen nicht genügen werde; jetzt bist Du ein berühmter Mann geworden, die vornehmen Damen sind neidisch auf einander, wenn es die Ehre gilt, Dich bei sich zu sehen, was könnte ich Dir noch sein? Ich würde auf Deiner glänzenden Laufbahn

Dich nur ſtören. Dein Wort gebe ich Dir wieder, das meinige werde ich halten, ohne daß ich dies mir zum Verdienſt rechnete, ich kann keinen Mann auf der Welt mehr ſo lieb haben, als Dich.

Der Herr Prediger Werner, der Dir dieſe Zeilen bringt, verläßt uns leider für immer. Er war uns ein treuer edler Freund; ich verliere am Meiſten an ihm, denn er wurde nicht müde, mein Geſchwätz zu hören, und mich in meiner tiefen Betrübniß zu tröſten. Ach, lieber Reinhold, ich war doch all zu betrübt, als Dein letzter Brief ankam. Der Vater war zornig, und doch ſtill, denn er beſitzt, wie Du weißt, Kraft, was ihn härmt, in ſeine Bruſt zu verſchließen. Die Muhme Sara ging, wie vor den Kopf geſchlagen, im Hauſe herum. Wenn ſie mich weinen ſahen — ſieh, Lieber, es dünkte mir zuweilen doch gar zu traurig, daß ich Dich nun wohl nie mehr wiederſehn ſollte — ſo wurden ſie erſt recht unruhig, daher war ich gern allein; Herr Werner las mir viel Schönes und Erhebendes vor, er iſt ein vortrefflicher Mann; die Leute ſchwatzten ſo viel Unnützes darüber, daß er ſo oft zu uns käme, — großer Gott! ſollte ich denn gar kein freundliches milderndes Wort mehr hören? daß ich aber Dich über irgend Jemand vergeſſen könnte, haben die Leute ſich eingeredet, weil ſie nicht wiſſen, was Lieben heißt.

Nun iſt der Vater recht bedeutend krank geworden. Er liegt an einem hitzigen Gallenfieber darnieder. Herr Werner mußte unterdeſſen nach dem Orte ſeiner neuen Beſtimmung fort; der Abſchied ward ihm gar ſo ſchwer, vielleicht hat er Dir davon erzählt. Von dem vielen Wachen an dem Krankenlager ſchmerzen mich die Augen, vielleicht iſt es auch von dem vielen Weinen, das ich einfältiges Kind noch immer nicht bezwingen kann. So muß ich denn aufhören zu ſchreiben.

Gott ſegne Dich, mein Reinhold, und laſſe es Dich nie bereuen, in vornehmen Verhältniſſen Dich eingebürgert zu haben. Auch Deiner künftigen Frau möge es wohlergehen, ſo lange ſie Dich liebt und beglückt. Sie hat die Blüthe meines Lebens geknickt, aber ich zürne ihr nicht. Was kann ſie denn dafür, daß ſie Dich liebt? — Meine Zukunft iſt düſter, doch ich vertraue dem Höchſten und dem Troſte, der in den Tönen wohnt.

Lebe wohl! zum Letztenmale. Ich werde Dir nie mehr ſchreiben, denn ich darf dem Verſprechen, das ich dem Vater gegeben, nicht zum zweitenmale ungetreu ſein. Im Traume werde ich das Glück finden, das mich im Leben floh. Leb' wohl!

Marie.

N. S. Zwei Bitten liegen mir noch auf dem Herzen. Verbrenne dieſen Brief. Wenn ihn Deine Frau

jemals fände, könnte es Die Verdruß bereiten.— Und dann hat man mir erzählt, Du tränkest oft und viel Wein. In den großen Gesellschaften mag sich dies nicht vermeiden lassen, aber man sagt, dies sei der Gesundheit schädlich. Verzeihe mir, daß ichs wage, Dich darauf aufmerksam zu machen."

Die schlichte Sprache eines edlen Herzens ist ergreifender, als alle Kunst der Beredsamkeit. Reinhold fühlte sich einem Sünder gleich, und wandelte gebeugt durch die schattigen, menschenleeren Laubgänge. Und wie mancher Tag vorzugsweise an unheimlichen Eindrücken reich ist, so verursachte eine unerwartete Begegnung ihm abermalige Unruhe. Auf einer Bank einsam sitzend, bemerkte er den Director Gabriel; zu anderer Zeit hätte er ihn vermieden, jetzt, da Rührung durch sein Gemüth zog und ihn ungleich milder und nachgiebiger gestimmt hatte, jetzt war eine Gelegenheit, mindestens ein leidliches Verhältniß zu dem alten Sonderling, den er im Herzen achten mußte, wieder herzustellen, ganz willkommen. Er täuschte sich übrigens in seinen Erwartungen. Mürrisch, polternd glaubte er ihn zu finden; statt dessen reichte der Alte ihm zur Erwiederung seines Grußes herzlich die Hand. Er war weicher und zugänglicher als irgend jemals. „Ich freue mich herzlich," auch noch von Ihnen, junger Mann,

Abſchied nehmen zu können, ſagte er, denn morgen früh verlaſſe ich für immer dieſe Stadt, in der ich ein Menſchenalter gewirkt habe. Ich begrabe mich nun in der Einſamkeit des Landlebens; mit Dank erkenne ich, daß einige hundert Thaler an Penſion, die man mir nun doch vergönnt hat, mir dies möglich machen."

„Werden Sie nicht nach Ihrer früheren Wirkſamkeit dürſten? Sie, die immer ſich ſo thätig gerührt hat!"

„Wirkſamkeit? Wozu? Man will mich nicht mehr, man bedarf meiner nicht, und hiervon ſehe ich den Grund in meinem Ungeſchick, meinem Starrſinn, welchen lange Jahre nicht haben beugen können. In der Einſamkeit bei meinen alten Tonmeiſtern wird mir gar heimathlich zu Muthe ſein."

„Sie nehmen ein herrliches Bewußtſein mit, das, Ihrer Ueberzeugung immer treu geblieben zu ſein, und im Handeln nicht nach der Gunſt des Volkes geſtrebt zu haben."

„Bewußtſein! Ja wohl, das iſt mehr werth, als alle Schätze und Ordensbänder. Wenn Sie ſo alt als ich ſein werden, mögen Sie dann ſo ruhigen Sinnes als ich zur Ruhe gehen. Sie werden heirathen, eine reiche Frau? das iſt für die Kunſt freilich ſchlimm. Ein reicher Muſikus! ha, ha, ich muß lachen. — der Klang des Goldes ſtimmt miſerabel zu dem der Saiten. Laſſen Sie lieber die Kunſt, die in der Hütte beſſer.

als im Palaſte wohnt, ganz fahren, geben Sie den hungrigen Künſtlern zu eſſen, und protegiren Sie nichts Schlechtes, ſo thun Sie ſchon nichts Geringes. Aber komponiren und viel Geld haben, das paßt nicht zuſammen. Niemand kann zweien Herren dienen. — Nun, nichts für ungut, ich habe, ſo alt ich geworden bin, noch immer keine Komplimente machen gelernt.

Reinhold ſaß in ſich gekehrt neben dem alten Manne, deſſen kindlich-fröhliches Geſicht gegen die Abendſonne gekehrt, von dem friedlichſten Ausdrucke ſtrahlte. Da rollte ein Wagen haſtig vorüber, eine Dame, — es war Julie! — ſchwatzte lachend darin mit einem fremden Manne. — Wer mußte dieß ſein? Alle Eindrücke des Tages verſchwanden vor einem neuen, eine Regung der Eiferſucht erhob ſich im Herzen des Liebhabers, — flüchtig nahm er von Gabriel Abſchied, und eilte in die Stadt. Bald befand er ſich im Zimmer Juliens, wo ihm heitre Vorwürfe über ſein langes Außenbleiben, wie zärtliche Melodieen entgegenhallten. Der vermeintliche Nebenbuhler ſaß am Fenſter und rauchte behaglich eine Cigarre. Bald war er als der längſt erwartete Bruder Oberförſter vorgeſtellt, und damit wich jeder Zweifel. Es war eine fröhliche, derbe Natur, die ſich bei einer Flaſche edlen Rheinweins im Scherzen über Juliens hin und wieder hervorbrechende überſelige Schwärmerei unerſchöpflich zeigte. Man ging

vergnügt auseinander, Reinhold mußte dem künftigen Schwager den Weg nach dem Gasthofe weisen. Sehr redselig geworden, sagte dieser: „Es ist wunderlich, daß ich und Julie unter einem Herzen gelegen haben, und so verschieden beschaffen sind. Sie redet zuweilen Zeug, das ich gar nicht verstehe; das soll poetisch sein, meintwegen, — eine Flasche Rüdesheimer-Berg ist mir lieber. Musik, ei ja, die gefällt mir wohl. Der Freischütz ist mir sehr erquicklich, nur mit dem Gewinsel, Gestöhne und Geheule wird der Welt nichts genützt. Davon müssen Sie sie abhalten, werther Herr, sonst wird sie am Ende noch verrückt. Mir glaubt sie nichts; in Sie ist sie verliebt, Ihnen wird sie folgen. Mir ist dies ganz Recht, denn Sie scheinen mir ein vernünftiger Mensch zu sein. Juliens erster Mann, von dem sie das schöne Vermögen besitzt, war dagegen ein kranker Narr, der sie mit Eifersucht peinigte, und einst einen Violinspieler ermorden wollte, der mit ihr Musik gemacht hatte. Ich habe ihn niemals leiden können, er trank den ganzen Tag über nichts als Wasser und starb endlich doch am Blutsturze."

Für Reinhold ward diese Unterhaltung ein treffliches Mittel gegen die geistigen Störungen, die der heutige Tag ihm bereitet hatte.

IX.

Die Hochzeitfeſtlichkeiten, durch Aufgebot erfinderiſchen Witzes von Seiten vieler Bekannten verſchönert, waren vorüber. Man ſprach kaum mehr davon. Das junge Ehepaar hatte Muße gewonnen, von den ermüdenden, wenn auch mitunter geiſtreichen Aufmerkſamkeiten, die, nach ſeiner Gunſt begehrlich, Künſtler und Kunſtfreunde ihm erzeigt hatten, auszuruhen. Es durfte ſich endlich ſelbſt leben, ſich ungeſtört einer beglückten Gegenwart erfreuen, die eine nicht minder herrliche Zukunft verhieß. Einige Beſuche, die nicht aufzuſchieben waren, befeſtigten nur den früheren Entſchluß, den Aufenthalt in der Reſidenz aufzugeben, neue Gegenſtände kennen zu lernen. Die Stadt hatte einen langweiligen Anſtrich bekommen. Wie man gewöhnlich Veränderung der Außenwelt da vorausſetzt, wenn man ſie mit veränderter Gemüthsbeſchaffenheit, oder auch nur unter neuen perſönlichen Verhältniſſen wiederſieht und kaum wieder erkennt, ſo begegnete dies auch Reinhold und Julien. Reinhold wußte nicht recht, ob er als Künſtler oder als Cavalier ſich geltend zu machen habe, um ſeiner Frau würdig zu erſcheinen. Julie ſagte lachend, ſie ſei als die Frau eines Künſtlers glücklicher, als jemals, da ſie die kleinen Vorrechte der Ariſtokratie zu behaupten gezwungen geweſen. Sie

wiederholte dies bei vielen Gelegenheiten, und empfand es doch sehr übel, als sie in der Soirée eines Ministers genöthigt war, an einem Tische zu Nacht zu speisen, woran nur Bürgerliche saßen, um nicht von ihrem Gatten getrennt zu werden, dessen Platz nicht mitten unter den Personen von hoher Geburt angewiesen war. Dem erfahrenen Hausfreunde, Doktor Schnell, entging das nicht. Er gründete auf ähnliche Berührungen, aus welchen nur Mißvergnügen entstehe, die Billigung des alten Vorsatzes nach Frankreich zu gehen, wo die Ausgleichung der Standesvorzüge längst stattgefunden, und nur der Bildungsgrad den in der Gesellschaft einzunehmenden Rang bezeichne. Da gab es denn viel zu thun. Vermögensverhältnisse waren zu ordnen, Reinholds Unkenntniß in solchen Geschäften verzögerte Alles. Er fühlte sich freilich durch die Auszeichnung, die dem reichen Manne zu Theil zu werden pflegt, und die einen besondern Stempel an sich trägt, geschmeichelt. Keine Spur mehr von jener freundlichen Herablassung, womit man meistens dem Künstler begegnet war. Er dünkte sich jetzt erst ein Mann geworden. Und doch beneidete er noch immer jeden großen Künstler, von dessen Triumphe an diesem oder jenem Orte er in öffentlichen Blättern las. Mit Julien plauderte er so gerne von Musik, ihre feurige Schwärmerei hatte unglaublich viel Begeisterndes. In

Paris, ſo beſchloſſen Beide, ſolle das eigentliche Kunſtleben erſt angehen. Nur in den alten Beziehungen lag etwas Niederdrückendes für Reinhold, mitten in einer neuen Welt, an der Hand des himmliſchen Geſchöpfes, das die höchſte Seligkeit in ſeinen Armen fand, werde ſich das peinliche Gefühl, das ſich jetzt zuweilen einſtellte, ſchnell verlieren.

So rückte die Stunde der Trennung vom Vaterlande unter vielen Zerſtreuungen heran, denn an Scheidende drängt ſich auch mancher Gleichgültige, um ſich ein für die Zukunft vielleicht nützliches Andenken zu bewahren. Einige junge Tonkünſtler, längſt dem Liebling des Glückes feind, klagten laut über den zu erleidenden unerſetzlichen Verluſt. Alle Welt fand ſein Talent bedeutender als je. Es geht mit der Veränderung eines längeren Aufenthalts wie mit einem Menſchenleben, Kommen und Scheiden machen den Leuten am meiſten zu ſprechen. Man hatte ferner das zwiſchen den jungen Ehegatten beſtehende Vernehmen genau und neugierig beobachtet, und untadelhaft befunden. Einige klatſchſüchtige Propheten waren zu Schanden geworden. In der That ließ ſich kein anmuthigeres Verhältniß denken. Julie hatte in der gewählteſten Geſellſchaft faſt nur für Reinhold Aug' und Ohr, und dieſer ſpielte weder den Herrſchſüchtigen noch den Unterwürfigen. Vergebens ſpottete Adolphine über die

langweiligen Eheleute, die einſt Beide ſo intereſſant geweſen. Die Liebe läßt ſich durch kein Herkommen gebieten. Aus lauter Conſonanzen erzeugt ſich indeſſen keine befriedigende Muſik. So durfte denn ein Ereigniß, das eine kleine Verſtimmung erzeugte, um dann eine deſto ſüßere Eintracht zu bewirken, nicht einmal unwillkommen heißen.

Eines Abends ward an dem ſtillen, traulichen Theetiſch behaglich gekoſet, und kindiſches Zeug, wie man es eben nur Verliebten oder Kindern zu Gute halten mag, geſchwatzt, als Herr von Trapp, kaum angemeldet, mit der Miene komiſcher Wichtigkeit und Geſchäftigkeit, eintrat. Er hatte nichts Geringeres zu berichten, als daß ein Violinſpieler angekommen ſei, der bei dem B. . . ſchen Geſandten ſich produzirt, und alle Dilettanten in Verzückung geſetzt habe. Das Merkwürdigſte aber bleibe, daß er ſelbſt Dilettant ſei, und bei einer gänzlich unabhängigen Stellung nur zur Zerſtreuung die Welt durchziehe, und ſeine Kunſt ausübe.

„Wie heißt er, wo iſt er her?“ fragte Julie haſtig. „Chevalier Albinoni nennt er ſich. Er kömmt jetzt aus Neapel, wo er großes Aufſehen erregt hat. Er ſieht ſchon nach etwas Beſondrem aus, blaß und geſcheut. Und, was ſein Spiel betrifft, glauben Sie

mir, ich habe viel gehört, aber der Mann übertrifft Alle. Neu, neu iſt Alles, was er leiſtet.

„Du erbleichſt ja, Julie,“ fragte Reinhold beſorgt, „wird Dir nicht wohl?“

„Es iſt nichts, — die Blumen duften zu ſtark.“ —

Man ſprach von andern Neuigkeiten. Der Chevalier war vergeſſen. Nur Julie blieb heute mißgelaunt, und begab ſich, über Kopfſchmerzen klagend, früh zu Bette. Am folgenden Tage ſchien ſie noch nicht ganz wieder hergeſtellt. Doktor Schnell kam, ſie durch Stadtgeſchichten zu erheitern. Er äußerte ſein Befremden, daß ſie ein zum Beſten eines wohlthätigen Inſtitutes heut veranſtaltetes Concert nicht beſuchen wolle. Der fremde, merkwürdige Violinſpieler, Chevalier Albinoni, habe ſich bereden laſſen, darin aufzutreten; es werde daher die geſammte vornehme Welt nicht fehlen. Plötzlich äußerte Julie das Verlangen, hinzufahren; „der Doktor weiß Einen doch zu Allem zu überreden,“ ſagte ſie. Reinhold ſchalt ſie lächelnd gar veränderlich in ihren Entſchlüſſen, denn eine kleine, bereits eingeladene Abendgeſellſchaft, die Julien die Zeit hatte vertreiben ſollen, mußte abgeſagt werden. Genug, man fuhr nach dem Concert, wo es bereits ſehr voll war. Albinoni trat auf; eine hohe, vornehme, etwas abgemagerte Geſtalt, von nachläßiger und doch graziöſer Haltung. Das edle Geſicht war marmorbleich, doch das

tiefliegende, dunkle Auge blitzte in heftiger Gluth. In der Art, wie er die Blicke auf ſeine feingegliederte, weiße Hand zu ziehen wußte, lag etwas Gefallſüchtiges. Sonſt ſchien er ſich um die Zuhörerſchaft wenig zu kümmern, am wenigſten dadurch befangen zu ſein. Vielmehr verrieth ſein ganzes Benehmen nicht blos Sicherheit, ſondern ein Gefühl des Uebergewichts über Andre, ohne daß dadurch Jemand ſich hätte berechtigt halten mögen, ihn der Anmaßung zu zeihen. Seine Erſcheinung war eine außerordentliche, nicht blos ungewöhnliche, und dies galt auch von ſeiner Kunſtleiſtung. Daß er ſich als Dilettanten bezeichnet wiſſen wollte, konnte für lächerliche Beſcheidenheit gelten. Einem talentvollen Dilettanten gelingt zuweilen etwas in höherem Grade, als einem Künſtler. Hier war von einem Gelingen nicht mehr die Rede. Es ward geleiſtet, was ſich dem gewöhnlichen Maßſtabe durchaus nicht fügen wollte, aber es mußte Alles ſo ſein, wie es war. Unwillkührlich räumen die am Gängelbande des Herkommens geleiteten Menſchen einzelnen ungewöhnlichen Erſcheinungen das Vorrecht ein, anders als ſie beſchaffen zu ſein. Die befriedigte Neugier zwingt ihnen Beifall ab, wenn ſie ſich auch bald nach der unerwarteten Erſchütterung ihres behaglichen Gebäudes durch ein gnädiges Lächeln über die Sonderbarkeit und Abentheuerlichkeit des kometenartigen Lichtes, das ſie,

einen Augenblick geblendet, ſchadlos zu halten ſuchen, um ſich wieder in ihrer natürlichen Beſchränktheit deſto weiſer und ſichrer zu fühlen. Von dem, was man Schule des Violinſpieles zu nennen pflegt, war bei Albinoni's Leiſtung wenig zu ſpüren. Aus jeder Art von Schule, aus der großartigen, gefühlvollen Spohr's, aus der reizend-coquetten Baillot's, aus der phantaſtiſchen Paganini's waren einzelne Züge entlehnt; allein das Ganze war der eigenthümliche Abdruck eines nach eigenen ſelbſtſtändigen Geſetzen thätigen Geiſtes. Ebenfalls die vorgetragenen Muſikſtücke banden ſich faſt gar nicht an überlieferte Vorſchriften. Eine regelmäßige Form ſchimmerte ſehr undeutlich hindurch, gleichſam um nur verſpottet zu werden; und doch wurden Alle, die dem fremden Manne zuhörten, gereizt, gerührt, erſchüttert, — bis ſie ſich im toſenden Beifallslärmen Luft machten.

„Was ſagen Sie? habe ich Recht, iſt das nicht etwas ganz Neues?“ — Mit dieſen Worten rannte Hr. von Trapp im Gewühle der aufgeregten Zuhörer umher, bis er auch zu Reinhold gelangte.

„Diesmal im vollſten Maße,“ antwortete dieſer.

„Der Mann iſt leidend,“ bemerkte Schnell, „er ſpielt wie im Fieber.“

„Das macht ihn ja eben ſo höchſt intereſſant,“ ſagte Adolphine. „Aber warum ſchweigſt denn Du, Julie?“ —

Dieſe ſchüttelte den Kopf und ſaß bleich und ſtumm, faſt ohne alle Theilnahme den Blick an den Boden geheftet. Reinhold ſelbſt, zu ſehr mit dem Gehörten beſchäftigt, bemerkte dies kaum. Es ward ringsherum ſo viel über den Fremden geſprochen, manches Wunderliche von ihm erzählt, auch wohl willkührlich Erdichtetes. Er ſollte ungeheure Reichthümer beſitzen, große Dienerſchaft halten, durch ſein Glück bei ſchönen Frauen in Madrid und Florenz zum Sprichwort geworden ſein. Man ſchwieg nicht eher, als bis er wieder auftrat; Todtenſtille herrſchte im Saale. Reinhold, an das Orcheſter getreten, lauſchte in höchſter Spannung. Ein Thema, dem Variationen folgen ſollten, begann, ein ſchönes, italieniſches Gondellied, — es kam Reinhold ſo bekannt vor, — wo und wann hatte er es doch gehört? Jetzt fiel's ihm ein, Julie hatte vor etwa einem Jahre darüber phantaſirt, — eben wollte er ſie fragen, woher ſie es doch damals erhalten, als er Juliens Platz leer ſah, — Doktor Schnell kam haſtig herbei und beſchied ihn in das Vorzimmer des Saales, wohin Julie, einer Ohnmacht nahe, ſich von ihm habe führen laſſen. Man fuhr eiligſt nach Hauſe. Reinhold war ängſtlich um ſie bemüht, der Arzt verhieß

baldige Beſſerung. Der Zufall ſei aus verſchiedenen natürlichen Gründen leicht erklärbar. —

Das Concert hatte unterdeſſen ſein Ende erreicht. Unzählige Perſonen drängten ſich nach Albinoni's Bekanntſchaft. Conti eilte indeſſen vor Allem, ihn Adolphinen vorzuſtellen, die ihn mit geiſtreicher Beredſamkeit empfing.

„Sie ſind ein Zauberer," ſagte ſie, „vor dem man ſich hüten muß. Ihr Spiel iſt den Nerven gefährlich, eine meiner Freundinnen hat den Genuß deſſelben mit einer Ohnmacht gebüßt."

Dies gab Gelegenheit über Julien zu ſprechen. Durch Zufall ward erwähnt, daß ſie früher einen andern Namen als jetzt getragen habe. Bei der Nennung deſſelben ſchien Albinoni überraſcht. Nach kurzem Beſinnen fragte er: „Iſt es nicht eine ziemlich ſchlanke Geſtalt, mit ſchönen Augen, unter dem rechten befindet ſich ein kleines, braunes Maal, das ſie ſehr wohl kleidet? —

„Allerdings," erwiederte Adolphine, „ſie iſt Ihnen alſo ſchon länger bekannt?"

„Ich glaube dieſe Dame in Wiesbaden vor einigen Jahren geſehen zu haben. Möge nur ihr zweiter Gemahl minder wunderlich ſein, als ihr erſter es war!"

„Er iſt der liebenswürdigſte Mann, den Sie finden können. Ich hoffe, Sie werden meine Freundin zu beſuchen eilen!“

„Dieſes Mal ſchwerlich, ich reiſe ſchon morgen früh nach Petersburg ab.“

„Wahrhaftig, ſehr grauſam! Mein Himmel, ſind wir denn gar ſo arm an geiſtigen Intereſſen, daß wir ſelbſt einen Meiſter ſeiner Kunſt nicht einmal auf einige Zeit feſſeln können?“

„Meines Bleibens iſt nirgends lange. Aus der ſüßeſten Gegenwart fühle ich mich raſtlos fortgetrieben. Unruhe iſt mein Leben. Für jetzt aber habe ich auch noch den Zweck vor Augen, der Herzogin von B — y, in deren Begleitung ich reiſe, den Norden Europa's zu zeigen, welchen ſie noch nicht kennt. Sollte ſich Gelegenheit finden, bei Frau von F. . . mein Andenken ſchicklich zu erneuern, ſo möchte ich Ihre Gefälligkeit, mein Fräulein, deshalb wohl in Anſpruch nehmen.“

Er ſchrieb mit Bleiſtift wenige Worte auf eine Karte, und gab dieſe Adolphinen, indem er ſich von ihr trennte. Einige Bekannte hatten das Geſpräch gehört und ſpöttelten über Juliens Krankheit. Daß Albinoni ihr einſt nicht gleichgültig geweſen ſein müſſe, ward ſchnell gefolgert. Der feine, aber eben nicht viel

mehr als artige Gruß, der auf der Karte ſtand, verrieth nichts Näheres.

Albinonis Abreiſe in Geſellſchaft der fremden Herzogin erfolgte zur angegebenen Zeit. Julie war einige Tage übler Laune. Reinhold fühlte ſich auch nicht in der beſten Stimmung. An neugieriger Zudringlichkeit der Freunde war Beiden wenig gelegen. Endlich kam das, was die ungelegene Störung bereitet hatte, zur Sprache, und Reinhold verſtellte die eiferſüchtige Regung ſeines Herzens ſchlecht. Julie gab zu, daß Albinoni einſt in ihrem Hauſe bekannt geweſen, wußte jedoch den Gatten bald zu beruhigen. Unter ihren Küſſen ſtarben ſeine Zweifel, und die Bekannten ſchwiegen vorſichtig, als ſie die erfolgte Verſöhnung gewahr wurden.

Unterdeſſen war Alles, was die Abreiſe verzögert hatte, beſeitigt worden. Adolphine zeigte eine Herzlichkeit, deren die Anderen ſie kaum fähig gehalten hätten, als ſich die Scheidende von ihr losriß, und an Reinholds Arme dem bepackten Reiſewagen zueilte. Der treue Hausarzt fand noch auf einen Augenblick Gelegenheit, Reinhold unbemerkt zuzuflüſtern: „Wenn Ihnen jemals wieder Albinoni in den Weg kommt, ſo vermeiden Sie den gefährlichen Mann!

X.

Mit dem Beginn eines neuen bedeutenderen Lebenskreiſes erſcheinen uns leicht die früheren Erlebniſſe geringfügig, unſer früheres Treiben irrthümlich, und lang gehegte und gepflegte Anſichten vorurtheilsvoll. Wir dünken uns glücklich, des früheren Zuſtandes los und ledig zu ſein, und überſchätzen das große Vorrecht, das immer der Augenblick genießt. Nach erfolgter Sättigung erſcheint der gewonnene Fortſchritt weniger unzweifelhaft, mit dem eingeſchlichenen Mißtrauen tritt die Sehnſucht nach dem, was wir früher beſaßen, ein, und, indem wir uns ſelbſt gegen das Unwiederbringliche ungerecht ſchelten, werden wir dies nun in Rückſicht auf die Gegenwart. — Dies war ungefähr das Schickſal Reinholds in Frankreichs Hauptſtadt, die den Einen durch alte, weltgeſchichtliche Bedeutung, den Andern durch den ſich täglich neu erzeugenden Rauſch des Wechſels unwiderſtehlich feſſelt. Je ſchneller und lauter aber ein Gewühl blendender und ſchwirrender Erſcheinungen um uns ſich bewegt, deſto wichtiger wird die Aufgabe, unſer Selbſt darin zu behaupten. Nur Wenigen gelingt dies, die Meiſten werden aus bewußten ſchöpferiſchen Naturen willenloſe Puppen, und zappeln, ohne es zu wiſſen, in dem Harlekinnetze der Tagesgeſchichte. Auch Reinhold und nicht weniger Julie,

die ihm an Erfahrung hätte überlegen ſein ſollen, wurden bald zur Ueberſchätzung des geräuſchvollen Prunks, der ſich mit dem Scheine wahrhafter Bedeutung brüſtet, fortgeriſſen. Wo ſich Gutes und Schlechtes bunt durch einander mengt, iſt nichts ſo ſchwer, als aus dem verwirrten Haufen ſich vorzudrängen; die Kunſt, ſich geltend zu machen, wird daher zur Meiſterſchaft ausgebildet. Mit dieſer Ausbildung wächſt die Schwierigkeit des Urtheils für die Genießenden, und es geſchieht dann nichts ſo häufig, als daß vor lauter Genuß alles Urtheil verloren geht, während ein fortwährendes Kriechen in ein und demſelben Gleiſe eben ſo unfähig zum Urtheil macht. — Die Reſidenz, in der ſie zeither gelebt hatten, kam den jungen Eheleuten recht kleinſtädtiſch vor. Um ſo wichtiger ſchien es, ſolche Abſtammung zu verbergen, die Launen des Tages abzulauſchen, ſeine Forderungen zu befolgen. — Die Theater und Muſeen waren bald durchflogen, die modiſchen Spaziergänge beſucht, die öffentlichen Denkmäler flüchtig beſchaut, das Gewühl der Boulevards angeſtaunt. — Der Ruf jedes beliebten Tagesſchriftſtellers und Künſtlers, die Farbe jedes politiſchen Journals war ihnen bald kein Geheimniß mehr, — Verbindungen aller Art waren angeknüpfet, Paris war keine fremde Welt mehr, es galt nun, ſich darin einzuleben, und was es biete, mit einer gewiſſen Induſtrie zu genießen. Da fing

Julie wieder an über das Gefühl der Langenweile zu klagen, ſie gähnte in der italieniſchen Oper, und ſchalt ſie gedankenloſes Tonſpiel. Sie blieb oft allein zu Hauſe am Klaviere ſitzen, während Reinhold die ſich drängenden muſikaliſchen Ereigniſſe mitzuerleben eilte. Seine Thatenluſt hatte neue Nahrung erhalten durch den Enthuſiasmus, womit er bald dieſen bald jenen Tonkünſtler von der Menge aufgenommen, von den Zeitſchriften geprieſen ſah. Er beſchloß, ſeine Zeit ſorgfältiger einzutheilen, denn nun, dies verſicherte er, wiſſe er, wie man componiren müſſe. Er ſchrieb Variationen über jede Opernmelodie, welche die Stimme des Volks aus den Trümmern dieſes oder jenes umfangreichen Werkes gerettet hatte; er richtete kein Stück zu lang ein, und bemühte ſich mit höchſter Anſtrengung Alles wegzuſtreichen, was langweilig werden könnte. Seine Mechanik war freier, ſeine Inſtrumentation reizender geworden. Ein Abend bei der Gemahlin des W — ſchen Geſandten begründete ſeinen Ruf in einem nicht unbeträchtlichen Kreiſe. Dieſen zu erweitern durch alle künſtlichen Mittel, welche die Käuflichkeit vieler Perſonen von Einfluß an die Hand giebt, war nun ſein Streben. Dies kam ihm nicht einmal ungewöhnlich vor, denn er begriff bald, daß ſich in Paris nur im Großen wiederhole, was er ſchon im Deutſchland im Kleinen erlebt. Er war zum Diplomaten heran-

gereift. Die Zeitschriften fingen von ihm zu reden an. Ihr Lob, erst vorsichtig, steigerte sich allmählig. Ein kleiner Scheinkrieg, in zwei verschiedenen Tagesblättern geführt, zog die Aufmerksamkeit auf den deutschen Klavierspieler mit gröſerer Gewalt. Eh' es Julie noch dachte, überraschte Reinhold sie eines Morgens bei dem Frühstück mit der trefflichen Lithographie seines Bildnisses. Doppelt aber erfreute es ihn, als er in einer bekannten deutschen Zeitung, die ihm im Lesekabinette zufällig zur Hand kam, sein Lob las. Der Ruhm im Vaterlande überwiegt ja doch jeden fremden! Solche Freude erzeugte indessen ein andresmal ein ironisches Lächeln, als nämlich ein deutscher Verlagshändler, dem er vor erst einem Jahre fruchtlos seine Manuscripte angeboten, sehr höflich, fast bittend, sich um dergleichen bei ihm bewarb. Die Unabhängigkeit seiner Lage erleichterte ihm übrigens den Pfad zum Ruhme nicht weniger, als es die Benutzung aller menschlichen Schwächen, die er bereits so wohl verstand, vermochte. Ruhmsucht ist Andern minder lästig und gefährlich, als Geldgier, und eben so leicht bemerkt und benutzt. Beide sind gleich unersättlich, und untergraben die höheren Kräfte des Geistes. Hieran nur zu denken, wie hätte Reinhold dazu Zeit gewonnen! Er sah nur vorwärts, nie zurück, aber das Ziel, das ihm vorschwebte, war bereits

zum traurigen Blendwerk umgewandelt, weil er ſich ſelbſt nicht mehr verſtand. —

Und Julie? — Sie war wieder wie früher; oft ſchwärmeriſch aufgelöſt, dann auch wohl mißlaunig. Der alte, mit der Geſchichte ihres Nervenſyſtems vertraute Arzt fehlte ihr. Man muß ihr nachrühmen, daß ſie herzlichen Antheil an dem Erfolge, der Reinholds Bemühen krönte, nahm. Doch fehlte Beiden, wie leicht zu begreifen, gegenwärtig die Zeit, ſich ſo lebhaft, als in Deutſchland, mit einander zu beſchäftigen. Sie las jetzt mehr als damals. Abbé Lamennais und George Sand zogen ſie mächtig an, und Reinhold ward geſcholten, als er nicht Muße finden konnte, ſich eben ſo viel als ſie mit Poeſie zu beſchäftigen. Dies geſchah ohne Bitterkeit, das beiderſeitige Vernehmen blieb angenehm; Reinhold war in der That für einen Liebling der Pariſer Salons von namhafter Sittenreinheit. Die alte Zärtlichkeit gegen ſeine Frau kam auch wieder einmal zum Vorſchein, als Julie von einem Knaben entbunden wurde, der zu Beider tiefem Schmerz bald nach der Geburt ſtarb. Die Mutter genas, wenn auch ihre Reizbarkeit durch dies Ereigniß vermehrt worden war.

Eines Tages kehrte Reinhold von Geſchäften, welche die Einrichtung eines von den erſten Künſtlern der Stadt zu mildem Zwecke zu gebenden Concertes

auf ihn geladen hatte, nach Hauſe zurück, um mit ſeiner Frau zu ſpeiſen. Es war ein unfreundliches Herbſtwetter, und die ſich allmählig entzündenden Gasflammen kämpften mit dem ſcheidenden Tageslichte. Nachläßig ausgeſtreckt lag er in ſeinem Cabriolet, in einer Stimmung, die der Ermüdung des Leibes entſprach. Das Gewühl in den Straßen kam ihm heut eintönig und geiſtesleer vor. Es erlebt wohl Jeder hin und wieder Seelenzuſtände, welche das Urtheil über Alles, was begegnen möge, befangen machen. Er langte an ſeinem Hauſe an, woſelbſt ein prächtiger, doch wunderlich verzierter Wagen, deſſen Kutſcher und Bedienten in ihrer Tracht den ſonderbaren Geſchmack ihres Herrn verriethen, ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Der Portier meldete, daß Madame den Beſuch eines fremden Cavaliers empfangen habe. Oben ſollte Jenny, das Kammermädchen, Auskunft geben; auch ſie wußte den Namen nicht. Er trat in's Zimmer ſeiner Frau, ein Blick auf die, mit vornehmer Nachläßigkeit im Armſtuhle lehnende Mannsgeſtalt — und Reinhold erbebte. Es war Albinoni! Julie, die über die Ankunft des Gemahls ſich nicht weiter erfreut bezeigte, widmete, nach beſeitigten äußeren Formen der Höflichkeit, den Erzählungen Albinoni's fortwährend die lebendigſte Aufmerkſamkeit. Seine Schilderung von Petersburg hätte auch Reinhold einnehmen ſollen, denn

ſie verrieth den ſchärfſten Beobachtungsgeiſt bei dem treffendſten Urtheile, auch verſuchte Albinoni, ihn, beſonders bei Allem, was Muſik betraf, in das Geſpräch zu ziehen. Jener blieb artig, aber ward nicht zuvorkommend gegen den Fremden, ſpielte den Zerſtreuten, und murmelte, als beim Aufbruch Julie den Gaſt mit Wärme um öfteren Beſuch bat, gleichfalls wohl einige Worte, die aber kein Menſch verſtehen konnte. — Die Warnung des Doktor Schnell war ihm eingefallen. —

Man ſetzte ſich zu Tiſch. Julie ſprach viel von Albinoni, Reinhold blieb einſilbig.

„Mir will der Mann nicht recht gefallen," fuhr er endlich heraus. „Er hat den Ausdruck eines verlebten, gefährlichen Abentheurers."

„Ich kenne ihn länger als Du, und kann dies verneinen. Es iſt etwas Beſonderes in dem Manne, was ihm ein Uebergewicht über alle Andern, die mit ihm in Berührung kommen, giebt."

„Dergleichen Perſonen beängſtigen mehr, als ſie Vertrauen erwecken. Bemerkſt Du nicht den feinen höhniſchen Zug, der um ſeine bleichen Lippen ſpielt?"

„Der Mann iſt intereſſant, und erweckt Neid; als ich vor Jahren in Wiesbaden ihn kennen lernte, ſchalt man mich gleichfalls, daß ich mit ihm umgehe, weil man mir die Auszeichnung nicht gönnte."

„Er iſt ein großer Violinſpieler, deshalb aber will ich ihn noch nicht zum Freunde haben.“

„Halte dies, wie Du willſt; ich bin zufrieden, wieder einmal den Umgang eines ungewöhnlichen Mannes zu genießen. Langeweile muß ich genug erdulden.“

„Die Sünder ſind freilich unterhaltender, als wir langweiligen Tugendhelden.“

„Du ſprichſt zuweilen, als wäreſt Du aus der philiſterhaften Umgebung, in der Du aufgewachſen, niemals herausgekommen.“

„Ich ſpreche als ein Mann von Ehre, und als ſolcher verbiete ich, daß der fremde Geck in mein Haus komme.“

„In Paris klingt dies doppelt lächerlich. Wenn der fremde Mann Dir nicht gefällt, ſo gehe aus, wenn er kommt; einander läſtig fallen wollen wir Beide nicht.“

„Ich bin dies wahrſcheinlich ſchon zu lange, ſagte Reinhold, und verließ mit Ungeſtüm das Zimmer.“ —

Er warf ſich in den Wagen und fuhr ſpazieren, in die Oper, — nirgends gefiel es ihm. „Wir wollen uns nicht läſtig fallen,“ hatte ſie geſagt. Dies war ja auch gar nicht nöthig. Lange genug hatte er unnöthige Rückſicht auf ſie genommen. Mademoiſelle Deſirée, die reizende Tänzerin, hatte ihn ſo oft ſie zu

beſuchen eingeladen; ſeiner Frau keinen Vorwand zur Eiferſucht zu geben, hatte er es unterlaſſen, — wie thöricht! Noch heute wollte er das Verſäumte einholen.

Er fuhr nach dem Hôtel der geiſtreichen Maitreſſe eines grauen und zitternden Herzogs. Ihr Salon hallte wieder von Lachen und verworrenem Geſchwätz. Schriftſteller und Spieler, Müßiggänger und angeſehene Staatsmänner liefen durch einander. Deſirée lag, wie eine Sylphide, auf dem Divan, der in einer Niſche von einer Ampel mit Roſenlichte durchgoſſen, einem Throne gleich ſich erhob. Ihr kleiner Fuß ſpielte mit Blumen, die aus der Alabaſtervaſe ihren Duft ſchmeichelnd zu ihr emporſandten. Ein junger Fant, der ihr einige Couplets vorlas, mußte ſeine Vorleſung unterbrechen, als Reinhold ſich nahte; ſie ſtreckte dieſem die weiße Hand lachend entgegen, als einem Widerſpänſtigen, den die Macht ihres Liebreizes endlich doch beſiegt zu ihren Füßen geführt habe. Andre löſten ihn ab, und verſchafften ihm dadurch Freiheit, ſich aus dem Gedränge dieſen und jenen Bekannten herauszuſuchen. Reinhold empfand ſchnell, wie willkommen doch dem mit ſich Unzufriedenen jede Betäubung iſt. An ſich ſelbſt zu denken, war hier keinen Augenblick Zeit. Jetzt wurden neue Caricaturen auf die Miniſter herumgezeigt, gleich darauf über ein morgen zu gebendes witziges Vaude-

ville im Voraus entſchieden, dann politiſche Nachrichten aus Algier erwogen, dann über eine Wette, die eine Luftballreiſe über den Kanal betraf, gelacht, — dem jungen Künſtler entſchwanden die Stunden, die ihm daheim zur Laſt geweſen wären, bis denn endlich die vielſeitige geiſtige Anſpannung ihn ermüdete; er wollte ſich entfernen, als einige deutſche Worte, eine bekannte Stimme ihn ſtutzig machten. Mit lauten Freudensbezeugungen fiel ihm Herr von Trapp um den Hals, welchen eine neue komiſche Oper nach Paris gelockt hatte. Er erzählte in einem Athem, was ſich in der Heimath ſeit einem Jahre Neues begeben, lauter kleine nichtsſagende Vorfälle, die in der Fremde freilich nur dazu dienten, alte wohlbekannte Verhältniſſe zu vergegenwärtigen. Als er des Wohlbefindens Adolphinens Erwähnung that, fragte Reinhold plötzlich etwas unruhig und mit halber Stimme, als fürchte er, daß ſelbſt hier in Paris ein Neugieriger dies hören und mißbilligen könnte:

„Sind gar keine Nachrichten mehr aus meiner Vaterſtadt N... eingelaufen? Der Geheimrath unterhielt doch einige Geſchäftsverbindungen mit jenem kleinen Orte?"

„Allerdings. Am Tage meiner Abreiſe erzählte mir Adolphine, der Vater Ihrer ehemaligen Braut ſei geſtorben, der Profeſſor Werner ſei von G... aus hin-

gekommen, und man zweifle nicht, daß er die Verwaiſte nunmehr heirathen werde."

Reinhold erſchrak ſichtlich. „Alſo mein alter Freund und Lehrer iſt todt? Ich ſoll ihm nicht mehr danken dürfen! —"

„Wie ich Ihnen ſage, werther Freund; ei nun, die Welt geht, wir müſſen täglich aufmerken, was ſie uns Neues bringt, denn es wechſelt Alles zu ſchnell, und wir werden ſelbſt alt, ehe wir es noch für möglich halten, wenn wir nicht in dem Neuen uns jung bewahren. Sehn Sie mich an, ich bin ſchon zum ſiebentenmale in Paris, ich habe Kaiſerzeit, die Herrſchaft der Bourbons und die Louis Philipp's miterlebt, und die Muſik aller dieſer Zeiten hatte ihr Intereſſantes. Wäre ich nur ſelbſt nicht bloß auf's Hören beſchränkt! Hätte ich mich nicht dadurch, daß ich einſt ohne meine Schuld in einem Clavierconcerte von Wanhal ſtecken blieb, abhalten laſſen, ſo würde ich —"

Reinhold unterbrach den Schwätzer, indem er ihm eine Karte mit Angabe ſeiner Wohnung aufnöthigte, und unter flüchtiger Bitte um ſeinen baldigen Beſuch, eilte er zum Saale hinaus.

Zu Hauſe angekommen, griff er mechaniſch nach ſeinem Briefkäſtchen. Marieen's Abſchiedsbrief nahm er heraus, las ihn wieder und wieder, endlich ergriff er die Feder, und begann einen Brief an ſie; er ſollte

die Bezeugung ſeines Beileids enthalten. Seine Hand zitterte, die Worte fehlten ihm — hatte er denn über dem vielen Franzöſiſchſprechen die Mutterſprache verlernt? — Er begann von Neuem, die Worte wurden wieder ausgeſtrichen. — Er trat ans Fenſter, ſeine Frau hörte er in ihrem Zimmer Clavierſpielen. Sein Vorſatz war, ſie durch Kälte und Ernſt einige Tage zu ſtrafen, doch ihr Spiel ſtimmte ihn bereits weicher — wär' es nicht räthlich geweſen, zu ihr zu gehen, und mit einem herzlichen Kuſſe das alte gute Verſtändniß herzuſtellen? Er horchte weiter. Sie ſpielte das italiäniſche Lied, das Albinoni ſo ſchön variirt hatte, ſie führte die Melodie mit ſteigendem Affecte durch. Jetzt ſchwieg das Piano, und begann gleich darauf eine Begleitungsfigur; eine Violine ließ ſich hören, — es war Albinoni's Meiſterhand, die dieſe Töne entlockte! — In Reinholds Bruſt wallte das Blut ſiedend heiß. Er wollte hinüber und den Verhaßten auf Piſtolen fordern, — da fiel ein Blick auf Marieens Brief. Er warf ſich auf das Ruhebett und barg die heiße Wange, über welche ein Thränenſtrom ſtürzte, in den Kiſſen.

XI.

Die Ankunft des Herrn von Trapp, so gleichgiltig sie unter andern Verhältnissen gewesen wäre, hatte doch bei der zwischen seinen Freunden bestehenden Spannung, den guten Erfolg, daß mindestens eine leidliche Aussöhnung herbeigeführt wurde; es war, als schämten sich Beide vor dem alten, oft belachten Bekannten, der auch jetzt wieder mit den racketenähnlichen Aeußerungen seines Enthusiasmus viele komische Wirkungen hervorbrachte. Sie lachten über ihn, und Lachende vergessen über der ihnen gemeinsamen Gunst des Augenblicks gern früheren Zwietracht. Albinoni freilich blieb auch nicht fort. Er spielte, wie er sagte, nur gerade bei Personen, in deren Nähe er sich ganz behaglich fühle, mit voller Lust. Dies hatte die natürliche Folge, daß Reinholds Haus mehr als früher von Neugierigen besucht wurde, denn Jedermann fühlte sich gezwungen, den Launen des seltsamen Virtuosen nachzugeben. Dieses Uebergewicht trieb er oft bis zum Mißbrauch. Wenn er rouge et noir oder ecarté nicht verlassen mochte, und er war unersättlich in der Leidenschaft des Spiels, so ließ er ein versammeltes Zuhörerpublikum oft Stunden lang warten. Als wenn sich dies eben von selbst verstünde, erhöhte solche Vernachläßigung nur das Interesse, das er besonders den Frauen einflößte. Daß

er in Liebesabentheuern eben so launenhaft und eben so glücklich gewesen, war bekannt, denn wenn er die Violine in die Hand nahm, ward er zum Eroberer; gegen schöne Frauen bezeigte er sich seinerseits oft als der erfahrenste Weltmann, und gleich darauf versäumte er die reizendste Unterhaltung, welche ihm Neider ohne Zahl zugezogen haben würde, um bei einem sehr trivialen Kaufmanne über den Cours ausländischer Papiere Nachrichten einzuziehen. Sein Geschmack bewies sich in aller Hinsicht verwöhnt. Mit wenigen Worten überzeugte er oft die Autoritäten der gourmands von seiner tiefen Kenntniß der Kochkunst; nach dem Muster seines Wagens wurden bald eine Menge gebaut, und der Ruf eines Zirkels stieg schnell, sobald er darin erschienen war.

Am häufigsten besuchte er Reinholds ausgesuchte Gesellschaften. Mit Julie machte er viel Musik, mit Reinhold so selten, daß es auffiel. Als dann endlich gar, wenn Albinoni sich in Juliens Zimmer zeigte, vergebens nach Reinhold gefragt wurde, und Julie dann wohl ironisch bemerkte: er werde wohl bei Desirée allenfalls zu erfragen sein, da war es Niemand mehr zweifelhaft, wem der verwöhnte und gewählte Abentheurer sein Schnupftuch zugeworfen habe. Julie ward von Unzähligen einem voreiligen Urtheile unterworfen. Einige begriffen nicht, wie ihnen doch der merkwürdige

Zauber, der in ihrem Weſen liege, ſo lange entgangen ſei, einige erfahrne Weltdamen fanden die Deutſche höchſt alltäglich, und Albinoni's Geſchmack räthſelhaft. Dieſes Geſchwätz ward eines Abends am lauteſten, als Reinhold eine Symphonie ſeiner Kompoſition, von der die kleinern Zeitſchriften lange als von einer angenehmen Erwartung geredet hatten, in einem Concert aufführte, und Julie, anſtatt in demſelben zu erſcheinen, ſich an Albinonis Arm in der italiäniſchen Oper blicken ließ.

Der Beifall, den die Symphonie erhielt, war nur ein erzwungener. Die Urtheile waren getheilt. Einige Vorlaute hatten dem Komponiſten durch Lärm mehr geſchadet, als genützt. Als Andere ziſchten, ſprach Herr von Trapp, der lediglich wegen dieſes Kunſtgenuſſes nicht bereits geſtern nach Marſeille abgereiſt war, von Kabale und Neid gegen den deutſchen Künſtler, und zog ſich dadurch einen Streit auf den Hals. Er meldete dies am Ende des Concerts an Reinhold, der ſichtbar körperlich angegriffen und zerſtreut dirigirt hatte, ohne bei der lauen Aufnahme ſeines Werks weitere Bewegung zu verrathen. Auch gegen dieſen Bericht verhielt er ſich gleichgiltig. Faſt mit Gewalt ſchleppte ihn der Landsmann zu Deſirée. Mit Auszeichnung und lebendiger Theilnahme begrüßte dies von den Pariſern verzogene ſchöne Kind den Freund. Er blieb aber ein-

ſtlbig und mißlaunig gegen Alle. Man ſchalt ihn eigenſinnig. Es ahnte freilich Niemand in dem lachenden Boudoir die Nacht, die ſein Gemüth umſchattete. Willenlos folgte er nach Mitternacht ſeinem Begleiter in ein Kaffehaus, um den Abſchied von dieſem mit Champagner zu feiern. Der Wein erweckte ſeine ſchlummernde Laune nicht. In ihm ſchien etwas vorzugehn, was einen gefährlichen Ausbruch prophezeite. Einige Bekannte ſchwatzten gutmüthig über die Auszeichnung, womit die ſchöne Tänzerin ihn behandle. Er lachte ſpöttiſch und meinte, gegen ſolchen Aufwand von Cocquetterie ſei er längſt abgeſtumpft. Man kam auf Albinoni zu reden, er ſchwieg und zerdrückte in krampfhafter Bewegung das Glas in ſeiner Hand.

Geiſtig zerrüttet, an allen Gliedern bebend, trat er, als ſchon der Tag graute, in ſein Zimmer. In der ganzen Wohnung herrſchte Todtenſtille; es war glücklich genug, daß er Schlüſſel mit ſich genommen hatte, denn ſein Jockey ſchlief wie ein Todter im Vorzimmer. Er trat haſtig zum Schreibtiſch, ſchrieb ein flüchtiges Billet und klingelte. Der Jockey erſchien, ſchlaftrunken und erſchrocken über ſeine Säumigkeit.

„Dies Billet beſorge ſogleich an den Chevalier Albinoni. — Wann iſt meine Frau nach Hauſe gekommen?“

„Ach, mein Herr, ſie iſt ja erſt nach Mitternacht weggefahren. Auch das Kammermädchen hat ſie mit ſich genommen. Wohin, weiß ich nicht, — dies Billet an Sie hat ſie mir gegeben.

Reinhold riß es auf, und las:

„Mein Herr!

Die Zeit raubt alle Täuſchungen, denen wir uns noch ſo lange blind hingeben. Sie und ich paſſen nicht zuſammen, wenigſtens jetzt nicht mehr, wo ich in Ihnen Geſinnungen entdeckt habe, die ich früher überſah. Sie ſind, verzeihen Sie mir, eines höhern Aufſchwunges, wonach meine Seele ſtrebt, nicht fähig, und können ſich von Vorurtheilen nicht losreißen, die den Schein der Tugend um eine langweilige Exiſtenz verbreiten. Ich habe Ihnen vielleicht nichts vorzuwerfen, aber ich muß Ihnen erſparen, ſich bis zu Schritten hinreißen zu laſſen, die eben ſo überflüßig als ſtörend ſein könnten.

Sich von mir zu trennen, kann Ihnen, nach einem angefangenen Briefe an Ihre frühere Braut, den ich offen auf Ihrem Schreibtiſche fand, zu urtheilen, nicht ſchwer werden. Mein Banquier und Notarius haben die erforderlichen Aufträge heute erhalten, da ich nun mit Albinoni, dem Manne, für den meine Seele glüht, Paris verlaſſe, um von Havre morgen nach Amerika

abzugehen. Ich hoffe, in seinen Armen das Glück zu finden, das nur ein höheres poetisches Dasein geben kann, und wonach ich längst gedürstet habe. — Die Vermögensverhältnisse, die zwischen uns noch auseinander zu setzen wären, sind durch unser früheres gesetzliches Abkommen bestimmt, und daher leicht zu ordnen.

Leben Sie wohl und glücklich. Dies wünsche ich recht aufrichtig, denn ich fühle mich in keiner Weise berechtigt, Ihnen meine Achtung zu entziehen."

Julie.

Gelassen, als sei nur etwas längst Vorhergesehenes begegnet, faltete Reinhold den Brief zusammen. Gedankenvoll ihn in der Hand haltend, blieb er vor dem Jockey stehen, der das tiefe Stillschweigen mit der Frage unterbrach:

„Soll ich das Billet an den Herrn Chevalier sogleich besorgen, oder haben Sie mir noch etwas zu befehlen?"

„Wirf das Billet dort in das Kamin, es ist unnöthig geworden — und lege Dich wieder schlafen."

Der Jockey gehorchte, und Reinhold betrachtete sinnend das von dem Kohlenfeuer verzehrte Papier. Hierauf setzte er sich in gefaßter Stimmung und schrieb:

„Gnädige Frau!

Nach allem Vorhergegangenen konnte die Nachricht von Ihrem Entſchluſſe mich nicht überraſchen. Sie haben ſich in mir getäuſcht; der Wunſch, daß der erſten nicht bald eine zweite Täuſchung folgen möge, kommt aus meiner vollen Seele. Nur ein Wort von Ihnen habe ich nicht ganz verſtanden. Sie ſprechen von einer Vermögensauseinanderſetzung, welche mich nichts mehr angeht. Ich ſelbſt bedarf Ihres Goldes nicht. Die Pflicht aber gebeut mir, den Theil Ihres Eigenthums, welchen Sie als mir gebührend anerkennen, Ihrer freien Dispoſition zu entziehen, indem ich, deſſen Glück künftig darin beſtehen wird, keinen Reichthum mehr zu beſitzen, jene Geldſumme zurückweiſe. Erlauben Sie, daß ich bei dem Abſchiede die Stellung eines Vormundes zu Ihnen für einen Augenblick einnehme, und jenen Betrag Ihrem Bruder, dem Herrn Oberförſter, für Sie aufzubewahren gebe. Es wäre mir ſchrecklich, Sie jemals der Möglichkeit irdiſchen Mangels Preis gegeben zu ſehen.

Verzeihen Sie den proſaiſchen Inhalt dieſer Worte. Es erſparen dieſelben Ihnen vielleicht für die Zukunft eine Verzweiflung.

Wir werden uns niemals wiederſehen. — Herr Chevalier Albinoni hat ſich und mir durch ſeine ſchnelle Abreiſe eine Unbequemlichkeit erſpart; und ein Grund,

uns gegenseitig aufzusuchen, ist nicht weiter vorhanden. — Mögen Sie in der neuen Welt das Glück finden, dessen Schatten Sie friedenlos verfolgen.

Reinhold."

Mit einem tiefen Seufzer entledigte sich die gepreßte Brust, als dies geschrieben war. Zum ersten male seit mehren Wochen war dem Leidenden die Wohlthat des Schlafes gegönnt.

XII.

Nach wenigen Tagen befand Reinhold sich auf dem Eilwagen, der nach Straßburg zurollte. Schon das Ehrgefühl mußte ihn aus Paris forttreiben, welches Juliens Entführung, so nannte man ihre, bald gerichtlich festgestellte Trennung von Reinhold, aus müßiger Langenweile zum Gegenstande des wohlfeilsten Witzes machte. Außerdem war die Sehnsucht nach Deutschland in dem Künstler lebendig geworden. Das Schiefe, Unwahre seiner bisherigen Stellung zur Welt war plötzlich ihm im rechten Lichte erschienen. Ein Zufall diente dazu, ihn noch mehr zu enttäuschen.

In Straßburg fielen ihm Pariſer Tagesblätter in die Hände, und er, der dieſelben in den letzten Wochen unbeachtet gelaſſen hatte, griff jetzt, als er über die Zukunft ſinnend im Gaſthofe ſaß, mechaniſch darnach. In einem Blatte begegnete ihm ſein Name. Es war keines jener Partheiblätter, deren Farbe, ihm wohlbekannt, mit Gewißheit auf die Beſchaffenheit des Urtheils ſchließen ließ. Würdiger, gemeſſener Ton ließ hoffen, daß hier die Stimme der Unpartheilichkeit zu vernehmen ſein werde. Es war die Rede von dem letzten großen Concerte und von Reinholds Symphonie. Der Bau aller einzelnen Theile derſelben ward mit jener Schärfe, die den Sachkenner verräth, auseinandergeſetzt, und zuletzt der Werth der Erfindung geprüft. Das Urtheil erſchöpfte ſich endlich in den Worten: „Wir glauben es hier mit der Arbeit eines Mannes zu thun zu haben, der keineswegs mehr unerfahren in ſeiner Kunſt, dennoch mehr leiſten will, als er kann. Er iſt ſchnell zu einer gewiſſen Berühmtheit emporgeſtiegen, zu welcher ſchon manches forcirte Talent zu ſeinem Schaden gelangt iſt. Der Genius verläßt die Schule ſchnell, und kümmert ſich um keine Kritik. Das mittelmäßige Talent iſt verloren, wenn es ſich andere als die beſten Muſter ausgewählt hat, um ihnen nachzueifern, denn die Genußluſt wird es, gleich einer Apfelſine, ausſaugen, und auf den Haufen der Uebrigen werfen. Dies wird auch

das Schickſal dieſes Komponiſten ſein, wenn er durch die täglich wechſelnde Stimme von Paris verleitet, über den Kreis der Thätigkeit, der ihm von der Natur angewieſen, hinausgehn will; das äſthetiſche Gewiſſen ſtraft ihn ſogleich ſelbſt Lügen, und die nächſten Jahre werden es deſto bitterer thun."

Reinhold fühlte ſich gedemüthigt, und doch überzeugt. Seine ſtille Trauer war vermehrt worden; mit ſich ſelbſt unzufrieden, fühlte er, daß Einſamkeit und beharrlicher Fleiß ihm am wohlthätigſten ſein würden. Er ging nach Baden-Baden und verlebte einige Monate gänzlich eingezogen. Das Bild Marieens erſchien täglich ſeiner Seele, in dem Gedanken an ſie lag eine Welt des Troſtes. Der Muth ihr zu ſchreiben, fehlte ihm, er kam ſich ihrem reinen Gemüth gegenüber wie ein Sünder vor.

Es war Frühling geworden, und der friſcheſte Farbenſchmelz auf den Bergeskranz, der die Stadt umſchlingt, ausgegoſſen. Die Badegäſte ſtrömten herbei, der Reſtaurateur eröffnete ſeinen Salon, in den Alleen wandelten die lieblichſten Geſtalten auf und nieder, von jungen Abentheurern umſchwärmt, begierig Nichts als nur eben für einige Wochen eine gewiſſe Bedeutung zu erkämpfen. Neben dem grünen Tiſche, zu welchem mit verführeriſchen Augen zahlreiche Goldſtücke die Unſchlüſſigen einluden, rief fröhliche Ballmu-

ſik zum Genuſſe des Augenblicks. — „Bin ich denn ein alter Mann geworden, daß mir dies Treiben, in welchem ich mich ſo lange bewegt, jetzt ſo höchſt widerlich vorkommt?“ Er mied den lampenhellen Saal. Draußen in den dunklen Laubgängen wehte die würzigſte Frühlingsluft. Träumend wandelte er umher. Er bemerkte es kaum, daß ein Herr, der eine Dame führte, ihm folgte, ihn beobachtete. Er ſuchte endlich, beſorgt geworden, daß es Pariſer Bekannte, die er gern vermied, ihnen zu entkommen. Da redete ihn eine gar wohlbekannte Stimme mit freundlichem Gruße an. Es war Adolphine. Der Herr an ihrer Seite, mit dem geiſtloſen, aber regelmäßigen und blühenden Geſichte, ward bald als ihr Gemahl Reinhold bekannt gemacht, welcher nun den jungen Baron, den Tiſchnachbar Adolphinens an jenem Abende, wo die „Somnambula“ Reinholds Anſehen begründet hatte, wiedererkannte. Die ſatiriſchen Bemerkungen des Mädchens ließen damals nicht erwarten, daß ſie ſich entſchließen werde, ihn mit ihrer Hand zu beglücken. Auch hatte er, was ſich jetzt im Geſpräche bald ergab, an Geiſt nicht gewonnen. Indeſſen löſte ſich, was in der Sache etwa Ueberraſchendes geweſen wäre, für Reinhold ſpäter, indem er auf andern Wegen erfuhr, daß der Geheimrath durch unvorſichtiges Wagniß um ſeinen Reichthum gekommen war. Gegenwärtig nun ſchienen die Beiden ſehr glück-

lich zu leben, und wenn der Gemahl die Verehrung seiner geistreichen Frau zuweilen bis ins Komische trieb, so mußte es immer für günstig gelten, daß einer ihrer Blicke hinreichend war, ihn zu einem vollständigen Stillschweigen zu bewegen.

Zunächst wurde nun Reinhold zugemuthet, viel über Paris zu berichten. Mit Juliens Leichtsinn, so nannte sie die Handlungsweise der Freundin selbst, war Adolphine schon bekannt. Die Reihe zu fragen kam an Reinhold. Die Residenzgeschichtchen hörte er geduldig an; er erfuhr, daß Doctor Schnell das Oberhaupt des Medizinalwesens in seinem Vaterlande geworden, und das unbedingte Vertrauen seines Fürsten genieße. — Manches Andere ward ihm noch im Fluge mitgetheilt. Endlich benutzte er einen schicklichen Augenblick zu der Frage:

„Hat Werner nichts wieder von sich hören lassen?"

„Nicht daß ich wüßte; er ist ein ehrbarer Professor in G . . ."

„Man sagte mir, er habe Marieen geheirathet?"

„Ihre ehemalige Braut? O, weit gefehlt! So schnell werden interessante Leute, wie Sie, mein Freund, nicht vergessen; sie sitzt noch in ihrem kleinen Städtchen und träumt von Ihnen."

Mit Reinholds Geſprächigkeit war es vorbei. Eine Karte mit ſeinem Namen, die der Kellner am nächſten Morgen Adolphinen einhändigte, verrieth ſeinen Entſchluß durch die mit Bleiſtift gekritzelten Worte: „Im Augenblicke meiner Abreiſe nach N . . .“

Auf Flügeln der Erwartung durchflog Reinhold die ſchönſten Theile Deutſchlands, nur von einem Gefühle beſeelt, nur dem Gedanken hingegeben, den Frieden, den er von ſich geſtoßen, wieder zu finden. Es war ihm, als ſei er durch feindliche Mächte lange, lange bezaubert, mit Blindheit geſchlagen, auf das Grauſamſte getäuſcht worden. Jetzt, jetzt war es noch möglich, mit der Welt verſöhnt zu werden. Wenige Tage und Nächte entſchwanden, das Herz ſchlug heftiger, nur noch wenige Meilen waren bis zur Vaterſtadt zurückzulegen. Von C... einer beträchtlichen Handelsſtadt, nach N... war keine Eilpoſtverbindung eingerichtet. Er vertraute ſich einem leichten Bauerwagen in Ermangelung beſſeren Fuhrwerks an, und ward durch die ſchlechte Art, wie dieſes Vertrauen gerechtfertigt wurde, in der ſchnellen Erreichung ſeines Zwecks aufgehalten. Der Wagen zerbrach in einem drei Meilen von N... gelegenen Dorfe, und die langſamen Maßregeln, welche die verſammelten Arbeitsleute zu der Ausbeſſerung des Schadens nahmen, ließen keineswegs

mehr die Hoffnung zu, vor spätem Abend nach N... zu gelangen.

Während nun Reinhold unmuthig zur Eile drängte, bemerkte er unter den neugierig versammelten Bauern ein ihm bekanntes Gesicht. Nicht lange, und ein rüstiger Landmann kam auf ihn zu, ihm die Hand entgegenstreckend: „Sind Sie es denn wirklich, Herr Reinhold! Kennen Sie den Hans nicht mehr?" — Wirklich, er war es, der treue Knecht aus Redlichs Hause, der, wie er beredt erzählte, sich nach Redlichs Tode hieselbst ein kleines Gütchen gekauft hatte! — „Haben Sie sich doch endlich unsrer noch einmal erinnert," sagte er, „erinnern Sie sich wohl noch, wie ich, als Sie fortgingen, zu Ihnen sprach: Das wird eine traurige Zeit werden, bis Sie wieder kommen. Es ist auch wahr geworden, wir haben sehr traurige Tage durchlebt; Alles hat geweint, ich selber mit. Nun, es ist doch schön, daß Sie uns nicht ganz vergessen haben, nur gar spät kommen Sie!"

Reinhold überschüttete den Treuherzigen mit Fragen. In dem Gärtchen hinter seinem Hause erzählte dieser ihm Folgendes, wodurch Reinhold nur allzu genau vorbereitet wurde auf das, was er wiedersehen sollte.

„Als der gute Herr Redlich krank wurde, fühlten wir Alle im Hause sogleich große Besorgniß. An Pflege

hat es nicht gefehlt, Mamſell Maria hat wochenlang faſt gar nicht geſchlafen. Darüber mußte der Herr Pfarrer, der uns immer ſo hübſch Muth zugeſprochen hatte, abreiſen. Die Krankheit verſchlimmerte ſich, und ich wußte wohl, als das Käuzlein jede Nacht vor dem Fenſter ſchrie, und ich einſt dreimal an meine Thüre in der Nacht klopfen hörte, ohne daß Jemand zu ſehen war, was dies Alles zu bedeuten hatte. Richtig ſtarb auch der gute Herr, nachdem er uns Alle mit ſterbender Hand geſegnet. Er ſchloß auch Sie, lieber Herr Reinhold, in ſein Gebet ein," — ſetzte halblaut, mit einer gewiſſen ſchüchternen Befangenheit, Hans hinzu.— Reinhold hatte Mühe, ſich zu faſſen, und winkte ihm, fortzufahren.—„Ja, nun kam es noch ſchlimmer. Am Tage nach dem Begräbniſſe legte ſich Frau Sara, die ſchon längſt zu kränkeln angefangen, nieder, um nicht mehr aufzuſtehen. Mamſell Marie ſtand jetzt ganz verlaſſen. Viele ſehr angeſehene Leute boten ihr an, ſie zu ſich in ihr Haus zu nehmen, endlich kam gar der Herr Profeſſor Werner, zu unſerer großen Freude, zurück, und warum? Sie werden's nicht errathen. Er machte ihr einen Heirathsantrag; wir freuten uns Alle ſehr darüber, als wir es hörten — nehmen Sie es nicht übel, Herr Reinhold, wir wußten und glaubten ja nicht, ob und wenn Sie wieder zu uns kommen würden — ach, aber all ſein Zureden war vergebens! Ich habe Sie

Beide oft in dem Garten (nun ſie kennen ja die kleine Laube, die nach der Landſtraße ſieht) bei einander ſitzend gefunden, und ſie belauſcht. Lieber Herr, alle Mächte der Welt hätten ſich vereinigen können, dies Mädchen von Ihnen abwendig zu machen, es wäre nicht gelungen. — „Reinhold wird ſchon wieder kommen, wenn auch ſpät," ſagte ſie, „ich breche mein Wort nicht, er muß doch Jemand finden, wenn es ihm in der großen Welt bange geworden ſein und er die alte Heimath und Ruhe wieder aufſuchen wird." — Mit ſchwerem Herzen iſt der Herr Werner abgereiſet. Mamſell Maria hat ſich bei dem alten Küſter, der noch immer ſein ſchwächliches Daſein friſtet, eingemiethet für ein Billiges, weil ſie durchaus ihrer früheren Wohnung, die nun der neue Organiſt bezogen hat, nahe ſein will. Dieſer iſt ſehr gefällig gegen ſie, wie ſie überhaupt Jeder in der Stadt gar lieb und werth hält. Er erlaubt ihr auf der Orgel zu ſpielen wenn ſie will, denn dies iſt ihr größter Troſt, wie ſie immer ſagt. Da ſpielt ſie denn des Abends oft, und in der weiten Kirche iſt Niemand außer ihr und dem Küſter. Die Leute aber, wenn ſie vor der Kirche vorbei gehen, bleiben dann ſtehen, und hören der himmliſchen Muſik mit Andacht zu. Lange wird dies wohl nicht ſo fortdauern; ſie iſt ſo blaß, ſo blaß geworden; ſie klagt über kein Leiden, wenn man ſie frägt, ob ihr etwas fehle, aber man ſieht es

bald, daß ihre Kräfte sich aufzehren. Sie wird wohl aufleben, wenn sie Sie wiedersehen wird."

Ein Schmiedegesell erschien und meldete, daß der Wagen wieder brauchbar sei. Reinhold schied hastig von dem treuen Hans. Es lag ein schöner Abend über die weite Flur gebreitet. Am Himmel hatte sich alles Gewölk verzogen; auf den Wiesen und Felder war es still geworden, ein kühlendes Lüftchen zog durch die Bäume, die fernen Gesänge heimkehrenden Landvolkes erhöhten das Bild des Friedens. Die Sonne war dem Untergehen nahe, als die Thürme von N... in dunkler Bläue in der Ferne erschienen, scharf hervorspringend auf dem hellen Horizont. Ein Hügel nach dem andern flog wie ein alter Bekannter an Reinhold vorüber; hier mahnte ein alter Eichbaum, dort ein lustiges Landhäuschen ihn an die entschwundenen Jugendträume. Das wunderbare Geheimniß des Landschaftlichen ist, daß sein Anblick in der Brust musikalischen Wohllaut erregt, und damit Alles Starre und Selbstsüchtige, welches das Herz einer Eisrinde gleich umgiebt, wie ein Gottesathem zerschmilzt. — Wehmüthig, feierlich gestimmt, fuhr der Ankömmling jetzt durch die unebene Vorstadt. Das wohlthätige Gefühl der Ruhe und Ergebung, dem er sich erst hingegeben hatte, gab einer plötzlichen Bangigkeit Raum; zu gespannte Er-

wartung macht uns oft unkräftig, das lang vorhergesehene Ziel unserm Vorsatze gemäß zu begrüßen. Da stand die Kirche, dort blitzten im letzten Abendstrahle die Fenster, aus welchen Vater Redlich den Sohn nun nicht mehr begrüßen sollte. Reinhold ließ den Wagen halten. — Wie? täuschte ihn nicht sein Auge? Aus der Kirche schimmerte Licht, und leise Orgelklänge drangen hervor. Die Melodie: „Befiehl Du Deine Wege" zog, von einer oberen und unteren Stimme umschlungen, durch Zwischensätze unterbrochen, und zu immer mächtigerer Bedeutung erhoben, wie ein Engel des Friedens einher. Reinhold sah die kleine Nebenpforte, welche zu der Orgeltreppe führte, unverschlossen, und konnte seinem Herzensdrange nicht widerstehen. Leise, fast zitternd schlich er hinauf.

Da saß Maria, von dem blassen Abendlichte, das noch durch das hohe Kirchenfenster drang, verklärt. Keine Spur eines verzweifelnden Gemüthes, nur fromme Ergebung lag über den schönen, farblosen Gesichtszügen. Er konnte sich nicht mehr fassen, mit dem Rufe: „Maria, verzeihe mir!" den ein Echo in dem weiten Gewölbe schauerlich wiedergab, stürzte er neben ihr nieder, hier, wo er vor Jahren von ihr geschieden war. — Sie erschrack heftig, wandte sich, keines Wortes mächtig, nach ihm, ein unnennbares Gefühl schwellte ihre Brust,

die ſich heftiger hob. — „Mein Reinhold!“ rief ſie, und ſank an ſein Herz, „ich habe Dich wieder, o, ich wußte es ja, Du würdeſt kommen!“ — Da leuchtete flüchtiges Roth über ihre Wangen, die Hand fuhr zuckend nach dem Herzen, — ſie flüſterte lächelnd: „Nun ſcheide ich gern,“ — und lag todeskalt in ſeinen Armen.

Viele, die dieſe Geſchichte leſen, kennen den Künſtler, den ſie zunächſt angeht. Sein Talent verſchafft ihm ein bequemes Daſein, aber nirgends heimiſch, und gegen Mittheilung verſchloſſen, gilt er für einen Sonderling. Seine achtbaren Tonſtücke entbehren eines beſtimmten Gepräges; nur aus wenigen derſelben, die er, gleichſam um auszuruhen von mancher Fabrikarbeit, die er ſelbſt ironiſch genug beurtheilt, verfaßt hat, und die man am wenigſten beachtet, leuchtet eine tiefe Trauer. Er hat Vieles, das heiter und lebendig klingt, geſchrieben, ihn ſelbſt ſieht man nie lachen. Als Lehrer iſt er von der größten Gewiſſenhaftigkeit und Strenge, und darum in jeder Stadt, in der er verweilt, von den Einſichtigen geachtet. Herr von Trapp iſt ihm zuletzt in Rußland, einem kränkelnden, verdüſterten Manne, begegnet, und hat ihn gegen alle ſeine Mittheilungen

theilnahmslos gefunden, ſelbſt gegen die, daß Julie, nachdem der Chevalier Albinoni ſpurlos verſchwunden, in Neapel als die Frau eines unbedeutenden Opernſängers wieder zum Vorſchein gekommen ſei.

Die Dilettanten.

Novelle.

Es war ein milder Sommerabend. Durch die weitgeöffneten Glasthüren drangen die Wohlgerüche der Rosen und Lilienbeete in den Gartensalon der Frau von W. . .; und anmuthige Klänge strebten aus dem freundlich und wohnlich eingerichteten Raume hinaus ins Freie, verschwebend in der ätherreinen Luft. Ein Kreis heiterer, meist junger Personen, war um das volltönige Pianoforte, welches Eduard, der Sohn der Frau von W — mit Umsicht und Leichtigkeit behandelte, geschlossen. Der zweite Akt von Spohrs Jessonda nahm Aller Aufmerksamkeit in Anspruch. Nur die schalkhaften Choristinnen flüsterten sich Manches vertraulich in die Ohren, wenn die alternde Assessorin mit der Parthie der Jessonda nicht recht in's Reine kommen konnte, und die niedliche Clara-Amazili mit lamentirendem Tone bat: „ach, noch einmal, ich habe falsch pausirt, — die Stimmen sind auch gar so schlecht geschrieben!" — oder, wenn der finstere Assessor nach erledigtem hohenpriesterlichen Zorne verstohlen eine Tasse Thee schlürfte. Eduard, besonnen das Ganze zusam-

menhaltend, war noch überdies mit der sentimentalen Tenorparthie des Nabori beschäftigt, und zeigte sich mit Lieb' und Lust bei der Sache. So nahte das aufgeregte Finale des Aktes seinem Ende, als ein ältlicher aber modisch gekleideter Herr, ein großes Buch in Maroquinbande unter dem Arm, auf den Zehenspitzen in den Saal schlich, und den lauten Gruß Clara's: „ach, der Onkel Kammerherr!" mit Lächeln und wichtigem Geberdenspiele beschwichtigte. Er wiegte bedächtig bei den Schlußaccorden das Haupt, und war, als die Ausführenden sich erhoben, „unerschöpflich im Lobe der Leistung, deren größten Theil nicht gehört zu haben, er mit vielem Affekt bedauerte."

Die Assessorin dankte etwas geziert, einige Heiserkeit vorschützend. Clara lachte und rief: „Onkelchen, das Lob gebührt mir gar nicht. Ich bin zu unaufmerksam, und die Musik ist mir auch zu wehmüthig. Da freut sich Nichts so recht von Herzen; immer klagen und sich betrüben nützt aber einmal Keinem; und dann die vielen schweren Vorzeichnungen! — Sie haben mir manchen strengen Blick zugeworfen, Eduard!"

„Ja, erwiederte dieser, Spohr will freilich Sicherheit und Zartheit im Ausdrucke, und wenn diese fehlt, so soll der Komponist an dem verfehlten Effekt Schuld sein! Leicht auszuführen ist aber auch meist nur das Alltägliche und Flache."

„Ich tadle an Ihrem Meister das," entgegnete der Kammerherr, „daß ich mir seine Melodieen nicht behalten kann; es ist immer gar so viel harmonische Begleitung nöthig, damit sie sich gut ausnehmen. — Da lob' ich mir die Franzosen, ich habe gestern zum zehnten Male den Fra Diavolo gehört, und bin wieder entzückt gewesen. Die Romanze drinn, — göttlich!" —

„Ach pfui, klagte die Assessorin, das ist ein unanständiges Stück, — wie sich da die italienische Magd auf dem Theater entkleidet und zu Bett legt, — ich habe die Augen wegwenden müssen!"

Clara kicherte in sich hinein, und sagte, von dem Gegenstande abspringend: „Onkel, was tragen Sie denn für ein schön gebundenes Buch unter dem Arme herum? gewiß eine neue Auber'sche Oper?"

„Still! flüsterte der Gefragte, den Finger auf dem Munde, Alles zu seiner Zeit. Aber, wo ist Amalie? Ich wunderte mich schon vorhin, daß sie nicht mitwirkte."

„Sie liebt die Spohrschen Sachen wenig," bemerkte Eduard, „weshalb ich mit dem geistvollen Mädchen ewig im Streite liege."

„Deshalb ist sie wohl nicht aus dem Saale gegangen," erwiderte Clara fast strafend. „Ihre Mutter, Eduard, wollte noch einige Augenblicke den köstlichen

Abend im Freien genießen, und Amalie führte mit ihrer gewohnten Sorglichkeit die kränkliche Pflegemutter."

„Ich ſehe auch Fedor nicht," ſagte Eduard.

„Gleich wieder Eiferſucht! Wenn werden Sie ſich dieſe Untugend abgewöhnen? Warum ſoll Fedor nicht auch die Abendkühle genießen? Aber beruhigen Sie ſich, die Spaziergänger kommen eben zurück; und ſchelten Sie nicht immer Fedor, Sie wiſſen, daß mich das ärgert."

Frau von W— trat am Arme Amaliens in den Saal. Neben beiden ging ein junger, blühender Mann mit den Shawl's der Damen beladen.

„Wie geſucht iſt doch die Nachläßigkeit im Amaliens Toilette wieder einmal! flüſterte naſerümpfend die Aſſeſſorin ihrem Ehegattn ins Ohr. Sie iſt hübſch, und glaubt ſich darum über den Zwang der Modejournale erhaben. Es iſt eine forcirte Genialität in dem Mädchen, die mir unausſtehlich dünkt. Und doch ſind alle Männer völlig in ſie vernarrt."—

Der Aſſeſſor ſeufzte mit bedenklicher Miene. „Wer iſt der Begleiter Amaliens?" fragte er mit einigen Befremdung, er iſt ja ſehr eifrig um ſie bemüht!"

„Das iſt der junge Pole, der ſeit acht Tagen hier lebt. Er will, wie es ſcheint, Eduarden in's Gehege kommen; ei nun, dieſer ſoll ſich in Acht nehmen."

Der Kammerherr ſchwebte jetzt mit Jünglingsgrazie auf Amalien zu, und rief, ihr das mitgebrachte Buch überreichend:

„Guten Morgen, Vielliebchen! Ich bekenne mich überwunden! und löſe hier meine Schuld.“

Man drängte ſich neugierig herbei, das Geſchenk näher zu beſchauen. Amalie öffnete lächelnd das Buch, und klatſchte bei den Worten: „ach, Beethovens Fidelio! wie ſoll ich Ihnen danken!“ — vergnügt in die kleinen Hände.

„Der Onkel weiß doch immer die geheimſten Regungen der weiblichen Herzen zu ergründen,“ — bemerkte Eduard.

„Ein feiner aber gefährlicher Herzenskenner, ſetzte die alte Aſſeſſorin hinzu, ſich im Spiegel muſternd.“

Alle ſammelten ſich um den runden Tiſch, um das ſchöne Exemplar bei günſtigem Lampenſcheine genauer zu prüfen. Vor dem Titelblatte befand ſich eine ſchöne Sepiazeichnung, vorſtellend den Glanzmoment der Oper: die Scene des Quartetts im zweiten Akte, wo Fidelio-Leonore dem wüthenden Pizarro die Piſtole vorhält, um ihren Gatten zu ſchützen.

„Ich kenne nichts Schöneres in der Muſikwelt, als dies Quartett,“ rief Amalie. „Dieſen Glanzpunkt im Leben der Schröder-Devrient, dieſe Fundgrube, die Weber ſo gut zu benutzen wußte. Es iſt noch früh, gehn

wir doch ſchnell daran, der Onkel muß doch die Einweihung ſeines Geſchenkes, das für den ganzen Singethee von Wichtigkeit iſt, mit erleben."

Man richtete ſich ſchnell ein. Amalie übernahm den Fidelio, der Aſſeſſor den grimmigen Pizarro, Eduard den armen Gefangenen, der Kammerherr ſelbſt ſang den Gefangenwärter mit dramatiſcher Lebendigkeit. Es ging beſſer als man gedacht, Amalie ſang mit hinreiſſender Gluth, und die Anweſenden brachen bei dem Schluß-Preſto in lauten Jubel aus. Nur Eduard ſtand ſehr in ſich gekehrt, vielleicht dadurch verſtimmt, daß Fedor mit leidenſchaftlichem Feuer herbeigeſtürzt war, Amaliens Hand mit Küſſen bedeckend.

Dieſe ſtand im Begriff, Eduarden nach der Urſache ſeiner heutigen Verſtimmung zu fragen, als Clara ſie unterbrach mit den Worten: „Die Tante läßt bitten, zu Tiſch zu kommen, und ich bitte auch darum, denn mich hungert gewiß nicht weniger, als damals den armen Floreſtan in ſeinem Kerker.

Der Kammerherr machte mit der Aſſeſſorin den Anfang des Tafelzuges. Eduard blieb gedankenvoll ſtehen, und ſah gleichgültig zu, als Amalie Fedor's Arm annahm, bis endlich Clara ihn rüttelte: —

„Sie werden mich doch nicht neben dem grämlichen, fortwährend Taback ſchnupfenden Aſſeſſor ſitzen laſſen. Was iſt denn heute zwiſchen Ihnen und Ama-

lie vorgefallen? Ihr ſeht Euch ja gar nicht an? O, nur nicht ſchmollen! Marſch, Couſin!"

Man nahm an der Tafel Platz. Fedor knüpfte die allgemeine Unterhaltung mit der Bemerkung an: wie es ihm doch ſcheinen wolle, als ſei bei aller Schönheit des dramatiſch-muſikaliſchen Ausdruckes im Fidelio, die dramatiſche und überhaupt die Vocalmuſik nicht das Feld, worin Beethovens Lorbeer geblüht habe. Er ſchloß damit, daß er den Italienern, und namentlich Roſſini, in Bezug auf das Geſangmäßige der Schreibart, den Vorzug unbedingt vor allen deutſchen Componiſten einräumen wollte, was Amalie ſogleich beſtritt.

„Ich verſtehe nicht viel von Muſik," meinte lachend Clara, „aber in roſſiniſchen Sachen ſind mir gar zu viel kleingedruckte Noten, und dann macht der Mann mir bei allen Begebenheiten daſſelbe freundliche Geſicht, das iſt mir, ſo gerne ich heiter bin, doch zuweilen zuwider."

„Es kommt auf den Ausdruck an, den der Sänger hineinlegt," warf Fedor ein, „ich habe die Paſta und Malibran, ja ſelbſt die Sontag, alles Mögliche aus den ſonſt bedeutungslos ſcheinenden Melodieen machen hören."

„So verhält es ſich wohl mit aller Muſik," ſetzte Eduard hinzu. „Es iſt unglaublich, wie bedeutende

Ausdrucksfähigkeit oft darin liegt, wie viel Einsicht und Begeisterung der Sänger aus den Noten herausziehen kann. Den schlagenden Beweis haben wir im vorigen Quartette aus dem Fidelio gehabt. Zu solchem geistigem Erfassen gehört aber so gut Talent, als zum Schaffen selbst. Es ist eine Reproduktionsfähigkeit, die nicht selten die Idee des Komponisten selbst an innerer Gewalt überflügelt."

„Ich muß Ihnen hier, (wie gewöhnlich bei diesem Gegenstande) theilweise widersprechen," eiferte Amalie. Es ist vielleicht nur höchst selten möglich, daß vier Sänger zusammen kommen, die völlig die erschütternde Tiefe des Beethovenschen Stückes, wovon wir sprachen, wiederzugeben vermöchten; und doch wirkt es auf die Zuhörer selbst bei mittelmäßiger Aufführung. Es wirkt durch innere Mittel, wie alles, was Beethoven geschrieben hat, weshalb dieser mir ewig der größte Componist der Welt bleiben wird; die meisten späteren Meister wirken mehr durch äußere."

„Sie meinen hiermit wieder meinen Liebling Spohr," entgegnete Eduard, „oft genug haben wir darüber gestritten!"

„Aber ich bitte Sie, räumen Sie denn das nun und nimmermehr ein, daß Spohr, den ich als gründlichen Beherrscher der Formen, der Ton-Verbindungen verehre, gegen Beethoven und Mozart an Erfin-

dungsreichthum nachsteht? Ich möchte ihn den gesetzlichen Componisten nennen, aber in der Kunst ist das Gesetz doch nicht das Höchste. Das Genie schafft sein Gesetz selbst. —

„Es trifft Spohr ebenfalls das vorhin von mir erwähnte Schicksal vieler Tonsetzer," sagte Eduard, „daß sie ohne die allervollendetste Ausführung, selbst nur des Technischen, wirkungslos bleiben müssen. Seine Erfindung ist nicht arm, wenn auch in harmonischer Hinsicht reicher als in melodischer; seine Sachen sind nicht blos gesetzmäßig, es lebt schon Etwas darin, nur ist es immer ein sentimentales Gefühl, nicht ein wechselndes, selbst wenn er dramatische Charaktere zeichnet; er ist niemals außer sich, aber er freut sich doch mit den Frohen. Weise mir aber dafür Jemand in Spohr solche Plattituden nach, wie sie in den Sachen der neueren Franzosen und Italiener haufenweise vorkommen."

„Triviales will ich genug bei ihm nachweisen, und Herkömmliches dazu, es ist nur durch Aeußerlichkeiten geschickt versteckt; nimmt man diese weg, so haben wir einen alltäglichen Gedanken. In gewisser Hinsicht bleibt es doch aber wahr, daß die Melodie die Seele der ganzen Tonkunst ist."

„Die Melodie ist die Seele," schrieen hier Fedor und der Kammerherr, der bisher in einiger geistigen

Abgespanntheit Brodkügelchen gerollt hatte. „Das sehen wir an Auber und Herold," setzte der Letztere hinzu. „Ich muß mir auch gleich morgen früh einen Parquetplatz zur Stummen von Portici besorgen lassen."

„Wenn es wahr ist, hob hier der Assessor an, der bis dahin zugehört hatte, daß die Melodie die Blüthe der Tonkunst bleibe, so haben wir gerade bei Beethoven Gelegenheit zu bemerken, wie schwer es doch sein muß, eine gesangmäßige Schreibart zu bewahren. Wenn man aber über eine seiner Stellen entzückt ist, bricht Beethoven plötzlich die angefangene Melodie mitten ab, und hängt allerhand tolles Zeug darum; hier übertrifft ihn doch wohl Mozart bei Weitem."—

„Mir aus der Seele gesprochen," rief Eduard; das ist ja eben, was ich immer sage; Phantasie-Flug der Begeisterung kann doch wohl bestehen neben Klarheit der Anordnung, und neben jener wohlthuenden Symmetrie, die in allen ächten Kunstwerken, wie z. B. Göthes Iphigenia, freundlich einnimmt und erhebt. Es ist einmal bei Beethoven eine Zerrissenheit, ein Mangel an Maaß, die mir immer eine Klippe des Anstoßes sein werden. Das hat mich zu Spohr gezogen, daß sich unter seinen Händen Alles zur schönen Form gestaltet, und daß er den Aufmerksamen überhaupt, noch mehr aber den wahren Musikkenner fortwährend

zu intereſſiren weiß, während Weber mir immer ein Nachahmer Beethovens ſchien."—

„Er intereſſirt, richtig geſprochen," fiel Amalie ein; „Beethoven aber hat mich in meinem Leben nicht intereſſirt. Das Geiſtvolle intereſſirt, das Dichteriſche entzückt. Was Sie, Herr Aſſeſſor, aufſtellten, daß Beethoven nicht reich genug an klarer Melodie ſei, hält auch nicht Stand. Er iſt reich an Melodie, aber noch reicher an melodiöſem Rythmus, es wird Alles in ſeinen Werken zur Melodie, ſelbſt die Pauſen, und es gereicht ihm eben zum Ruhme, daß man bei ihm nicht die ſogenannten Motive behaglich herausſchälen kann, wie ſelbſt zuweilen bei Mozart, um alsdann Dasjenige, was die Melodieen verbindet, als leere Spreu zurückzuwerfen. Es iſt bei ihm ein Schaffen aus dem Ganzen heraus, trotz jener ſcheinbaren Zerriſſenheit, das Ganze kommt ihm aus dem Herzen, darum iſt in ſeinen Werken nichts Zuſammengeleimtes, ſondern es iſt alles Zuſammenerfundenes. Erfinden iſt zwanzigmal mehr werth als Erſinnen."

„Wenn ich dies zugeben ſollte," meinte Eduard, „ſo müßte er ſich nicht fortreißen laſſen zu völligen Ungebührlichkeiten, ſo müßte er die Kunſt zu rechter Zeit zu ſchließen, mehr als der Fall iſt, beſitzen."

„Der ächte Künstler darf sich allerdings fortreißen lassen, wenn das Unendliche seine Aufgabe ist. Wenn ich aber bei einem Tonstücke das Meiste bald nach dem Anfange vorhersehe, kann es mich nur noch interessiren, nicht mehr überraschen oder begeistern." —

„Ich muß das festhalten, was einst Schröder in Hamburg äußerte: jeder Künstler, selbst der mimische, muß nie dem Augenblicke vertrauen, er muß Alles vorhersehen, wenn er dies auch Anfangs dem Publikum verbirgt, sonst kann er nie Herr des Eindruckes sein, den er hervorbringen will. Das ist ein Satz, der in allen Künsten gilt."

„Meine vorige Behauptung, fing hier Fedor an, ist nicht widerlegt worden, die nämlich, daß Beethoven einmal doch nur in der Instrumentalmusik zu Hause sei, und keinesweges für den Gesang, am wenigsten aber für den dramatischen fließend genug, nicht zweckmäßig und daher nicht dankbar schreibe. Er begleitet schon zu reich, und verdeckt die Singstimme noch mehr als Mozart. So müssen denn seine Sachen wiederholentlich gehört werden, — wenn wir zum Verständniß kommen sollen. Das halte ich dem Zwecke der Musik nicht angemessen. Darum lebe Rossini! allenfalls auch Bellini!

„Und Auber!" setzte der Kammerherr mit dem Glase anstoßend hinzu. —

„Was man nicht öfter als einmal hören mag, taugt nicht viel," ſagte Amelie. —

„Ich bitte um Entſchuldigung, ich höre morgen die Stumme von Portici zum ſiebenzehnten Male," verſicherte der Kammerherr mit Pathos.

„Vielleicht der ſchönen Tänzerinnen wegen?" fragte die Aſſeſſorin.

„Aber wie kann man dieſe Componiſten, die die Form völlig mißhandeln, und eine wahrhaft ſchreckliche Faulheit und Ungeſchicklichkeit an den Tag legen, wenn irgendwo etwas Arbeit erforderlich iſt, nur noch anhören!" — meinte Eduard etwas bitter. —

„Sie müſſen mir zugeben," rief Amalie, „daß, wenn Roſſini ein Verſchwender von Melodie iſt, Spohr ein Roſſini in harmoniſcher Hinſicht heißen kann. Jener erſchöpft die melodiöſen Combinationen und Reizmittel, dieſer die harmoniſchen. Im Ganzen wird ſich dies ziemlich gleich bleiben; es ſind beide Richtungen für die Kunſt nachtheilig, ſie huldigen beide dem Fleiſch mehr als dem Geiſt."

„Nur mit dem Unterſchiede," berichtigte Eduard, „daß die Kenntniß der Harmonie ein Studium vorausſetzt, das ein Melodieenſchmierer, wie Roſſini, dem ſelbſt Beethoven nur das Epitheton eines guten Theatermalers beilegt, entbehren mag."

„Dies spräche aber doch nicht für Spohr," fragte Amalie, „dann wäre ja eben seine Eigenthümlichkeit eine von Jedem erlernbare, also eigentlich keine, die von Rossini aber eine angeborne?

„Sie können es übrigens Beide nicht läugnen, fuhr Fedor fort, „da gerade Spohr und Beethoven einander gegenübergestellt werden, daß Einer so wenig als der Andre gesangmäßig zu schreiben sich bemüht. Spohrs Singstimmen schreiten immer mit einer obligaten Begleitungsstimme fort. Darum ist auch solche Musik nur für den ernsten Deutschen. Der feurige Italiener, der leichtbewegliche Franzose fühlen sich dadurch gedrückt. Sie wollen nicht, daß der Verstand beschäftigt werde durch Musik, am wenigstens will's der Italiener. Das Tonstück soll zwar witzig sein, aber auch schön und angenehm klingen, verlangt der Franzose; Wohlklang, als das Organ leidenschaftlichen Gefühls, der Italiener. Beiden ist dabei gleichgültig, durch welche Mittel dieser ihr Zweck erreicht wird, und ich sehe durchaus nicht ein, warum sie sich ihren harmlosen Kunstgenuß durch philosophische Grübeleien nach dem Muster der Deutschen, verkümmern sollen. Die Deutschen sind diejenige Nation, mit der man niemals fertig wird."

„Im Allgemeinen mögen Sie recht haben," warf Amalie feurig ein, „wenn Sie Beethoven in das un-

ermeßliche Feld der Inſtrumentalmuſik verweiſen, die er eigentlich erſt in ihrer geheimſten Bedeutung der Welt erſchloſſen hat, was täglich immer mehr erkannt wird; aber ſeine Geſangſtücke ſind darum eben ſo wenig ungeſangmäßig, als ſchwer zu verſtehen. Auch hier gilt Beethoven das dichteriſche Erfaſſen des Charakters Alles, wenn er ihn auch unendlich idealiſirt. Uns liegen im Fidelio, — leider ſeiner einzigen Oper! — die Beiſpiele ſo nahe, daß wir auf ſeine unerreichten Lieder gar nicht erſt einzugehen brauchen. Beethoven tödtet die Singſtimmen nirgends durch willkührliche Inſtrumentaleffekte; dieſe unterſtützen jene aber ſo vortrefflich, daß ich eben darum dieſe Oper gar nicht gerne ohne Orcheſterbegleitung hören mag. Sie hat etwas von einer Symphonie. Den Singſtimmen bleibt doch überall die Seele der einzelnen Muſikſtücke, die harmoniſchen Ausweichungen, durch die Inſtrumente wirkſamer hervorgehoben, ſind nur durch die Situation bedingt. Bleiben wir bei unſerem, vorhin ausgeführten Quartette ſtehen, worin vier ächt dramatiſche Charaktere, die vorher einzeln erſchienen, und durch Sangweiſe ſcharf gezeichnet waren, zu einem Ganzen ſich verbinden. Die Handlung drängt ſich in dieſem Muſikſtück ſo, daß die Spannung des Zuſchauers höchſt lebendig geſteigert werden mußte, um ſo mehr, als das Ende des Quartetts der Kulminationspunkt der gan-

zen Oper ist; gleichwohl verlangte jeder einzelne Charakter sein Recht. Dies ist ihm nun auch geworden. Die Singstimmen, selbstständig bewahrt, verschlingen sich kunstvoll, ohne daß die aufgewendete Kunst im mindesten störend fühlbar würde. Die Instrumente personificiren dagegen die Schauer der ganzen Situation, die Leidenschaft, die sich über die handelnden Personen ausbreitet, die Nähe des ewigen Rächergeistes, dessen Werk wir bald vollendet sehen sollen; und doch wird bei allem diesem das Ganze zum vollendeten, völlig abgeschlossenen Musikstück. — Und nun wieder zu unserem Streit! Was freilich wäre trotz Begeisterung ein Dichter ohne Herrschaft über die Sprache, oder der Maler ohne Kenntniß der Verhältnisse und Farbentöne; der Musiker ohne die Fähigkeit rhythmische, harmonische, melodische Mittel anzuwenden? — Sie glichen eben alle einem verschlossenen Schacht der edelsten Metalle, wie Perlen in dem Meeresgrunde, für die Welt bedeutungslos. Was sind aber Worte, Farben, Töne ohne jene beseligende, belebende, geistige Kraft, die sie gewissermaßen bezaubert, ohne den erwärmenden Prometheusfunken des Genius, der durch sie die Unendlichkeit der Phantasie in Gedichten, Gestalten, in Musik offenbart? Sie wären und blieben nur todte Mittel, wie jene eben nur verschlossene, dem Leben nicht frommende edele Kräfte. Diese

beiden Extreme ſind nicht blos denkbar, ſondern wirklich in der Welt vorhanden. Mancher iſt zum Künſtler geboren, ohne daß er jemals zum Lernen kommen konnte; und manches tiefbegrabene Kunſtgeheimniß mag noch ſchlafen, das von dem Genius nicht erlöſet wurde. Weit häufiger aber ſind Künſtler, die ſich entweder dieſem oder jenem Extrem nähern, die entweder ſich mehr von den Mitteln und Formen beherrſchen laſſen, oder die mehr der mächtigen Fülle der eigenen Schöpferkraft vertrauend, die Mittel und Formen ſich nicht genug anzueignen und zu unterwerfen wußten. Jene ſind mehr Form, dieſe mehr Geiſt, jene mehr Realiſten, dieſe mehr Idealiſten. In der Mitte liegt der wahre Hort der Kunſt, den nur wenige, beſonders begünſtigte Naturen zu heben verſtehen. Zu dieſen rechne ich nun vor Allen Beethoven, mag man ihn immer im Gegenſatz zu Mozart einen Idealiſten nennen, und für dieſe meine Behauptung kann ſchon jenes einzige Quartett im Fidelio als Beiſpiel gelten, wo ſich Form und Geiſt durchdringen, damit eine lebendige Kunſtgeſtalt frei werde."

„Mein Couſinchen iſt ins Feuer gerathen, bemerkte der Kammerherr, Beethoven iſt im Grabe ſelig zu preiſen, daß ſo ſchöne Lippen der Welt ſeinen Ruhm verkünden."

„Sie werden mich endlich noch bekehren," ſagte Fedor, deſſen ſchöne, ſchwarze Augen gluthvoll auf Amalien, während dieſe ſprach, gehaftet hatten, „ich fürchte nur, daß, wenn ich wieder den Othello von der Malibran, dem Rubini und Donzelli geſungen hören könnte, alle meine heutigen ſchönen Vorſätze, mich nur an Beethoven zu halten, zu Waſſer werden dürften."

„So groß iſt die Macht, mit welcher die Sinnlichkeit den Geiſt gefangen hält," ſagte die Aſſeſſorin, die Augen zum Himmel richtend.

„Haben Sie mir gar nichts auf meine ſchöne Lobrede zu ſagen?" fragte Amalie Eduarden mit Herzlichkeit.

„Was ſoll ich ſagen? Vorliebe hat jeder Panegyriker, und leider iſt Spohr bei mir an einen ziemlich ungeſchickten gekommen, ſonſt wollte ich wohl nachweiſen, daß er nicht unpoetiſch iſt, wie Sie ihn gern ſchelten möchten. Er iſt kein himmelſtürmender, zermalmender Genius, aber ein friedlicher, von dem Zauber der Wehmuth ergriffener Künſtler, deſſen innerſtes Weſen in die Formen übergegangen iſt. Mäkeln Sie an ihm wie Sie wollen, ich verlaſſe mich auf den Eindruck, den er auf mein Innerſtes macht. — In der Welt iſt nun aber einmal nichts ſeltener als Unpartheilichkeit." —

„Werden Sie doch nicht ungerecht," sagte Amalie; „habe ich nicht immer die meisten Nummern des Faust vortrefflich gefunden, und das Larghetto der dritten Symphonie, erinnern Sie sich, neben manches Beethovensche gestellt? Ich bin also nicht blind für die Vorzüge eines hochgebildeten würdigen Künstlers, der den halbwissenden, unbeholfenen Stümpern, die in immer größerer Masse sich in die Musikcataloge drängen, einen tüchtigen Damm entgegengesetzt; aber ich bleibe dabei stehen, daß man den Menschen in seiner Gesammtheit, nicht nach einzelnen Momenten und Aeußerungen beurtheilen muß. Irgend zuweilen ist jeder poetisch, und der Dichter sind doch nicht viele. Diese freilich sind von dem einen Triebe, den ihnen Gott verlieh, so durchdrungen, daß sie gar nichts anders sein können, diese schaffen allein immer Neues, denn die Formen sind erschöpflich, der Geist aber ein unergründlicher Quell. Jedem sein Verdienst gönnen, achte wahrlich auch ich für die Pflicht eines wirklichen Kunstfreundes."

„Ich werde, so lange ich athme, für eine schöne Form begeistert sein, denn in ihr offenbart sich allein das Göttliche im Leben," versicherte Eduard.

„Und ich für eine schöne Seele," sagte Amalie, indem sie durch Rückung ihres Stuhles das Zeichen zum Aufstehen gab. — Man breitete sich im Saale

aus. Fedor ſagte Amalien einige Artigkeiten mit mehr als conventionellem Feuer. Die Lebhafte gerieth mit ihm in ein lebendiges Geſpräch, dem Eduard, an die Saalthüre gelehnt, mit ſchlecht verhehlter Unzufriedenheit lauſchte. Amalie bemerkte es, und ſagte beſorgt: „Ihnen iſt gewiß nicht wohl, Eduard! Sie ſind ſeit geſtern ſo trübe, ſo gereizt, das hat Spohr auch mit verſchuldet. — „Er wird ein ſchrecklicher Hypochondriſt," ſetzte Clara hinzu. „Da lobe ich mir den luſtigen Fedor."

„Mir iſt ſehr wohl," war die dem Tone nach etwas zweideutige Antwort, womit Eduard in den, im Zauber des Mondlichtes herrlich ſtrahlenden Garten hinausging, um mit der gezierten Aſſeſſorin ein für ihn gewiß nicht anziehendes Geſpräch mit ſcheinbarem Intereſſe anzuknüpfen.

Clara ſah ihm kopfſchüttelnd nach und meinte: „Ihr kunſtgelehrten Leute habt doch gar nicht den wahren Genuß von der Muſik, den unſer Eines weit wohlfeiler haben kann. Euch verkümmert das unſelige Kritiſiren alles Genießen; und weil Ihr immer fragt: iſt das ſchön? und warum? — ſo muß Euch, es iſt nicht anders möglich, gar Vieles ſchlecht vorkommen, was mich entzückt, oder doch herzlich amüſirt."

Die Aſſeſſorin rümpfte ſtolz die Naſe, doch Amalie entgegnete:

„Ach Clara hat in der Hauptſache gewiß Recht! Ein klares Gemüth ergötzt ſich ſchon an dem einzelnen ſchönen Tone oder Klange, und die natürliche Gewalt deſſelben offenbart ſich bei ihm ſtärker, als wenn ihm ein zuſammengeſetztes Kunſtwerk vorgeführt wird. Beſonders iſt das im Freien, in ſchöner Naturumgebung der Fall. Ich ſelbſt mag gewiß im Gebirge lieber ein einzelnes Alpenhorn als eine gelehrte Fuge hören."

„Ich kann verſichern," fuhr Clara fort, „daß ich, die ich doch gar keine Anlage zum Schwärmen habe, neulich Abend, als ich drüben im Walde ſaß und der untergehenden Sonne zuſah, von der einfachen Weiſe, die der Schulmeiſter in ſeinem Häuschen auf der Flöte ſpielte, bis zu Thränen gerührt wurde."

„Und ſo begnügt ſich der Menſch, wenn er fröhlich iſt," ſetzte Fedor hinzu, „weil er dann eben natürlicher wird, mit der allerſchlechteſten Muſik."

„Ich möchte immer gleich zu tanzen anfangen," beſtättigte Clara, wenn vor meinem Fenſter der alte, lahme Görge mit ſeiner Drehorgel ankömmt."

Der Aſſeſſor hatte unterdeſſen in einem Buche, das auf dem Flügel lag, geblättert, und begann: „In der kleinen Schrift von Braunthal, „aus dem Tagebuche eines jungen Ehemannes," finde ich eine ſchöne Stelle, die ganz hierher paßt. „Muſik ſoll nicht Sprache ſein, ſondern mehr. Eine Muſik, der ſich ein Text

gleichſam unterlegen läßt, erfüllt den Zweck ihrer himmliſchen Sendung nicht. Wo die Zunge ausreicht, bedarf es der Saiten nicht. Das Reich der Muſik beginnt, wo das der Poeſie aufhört. Poeſie ſei eine verſtandene Muſik; Muſik aber ſoll nie eine verſtandene Poeſie ſein."

„Wenigſtens ſchadet es gewiß oft dem wahren, lebendigen Eindruck der Töne," ſagte Amalie, „wenn dem Componiſten mit Gewalt Abſichtlichkeit untergelegt wird. Dem Tonſtücke, beſonders wenn es blos zur Inſtrumentalmuſik gehört, ſoll Freiheit bleiben, Freiheit, mannigfach auf den Menſchen zu wirken, bei Geſangſtücken muß freilich der Text, obſchon durch die Töne vergeiſtigt, die Richtung angeben. — So wollen wir denn," fuhr ſie fort, „unſern muſikaliſchen Abend mit etwas ganz Einfachem beſchließen. Clara ſingt uns gewiß noch ein Volksliedchen!" —

Die Andern baten auch, Clara flog, ohne ſich zu zieren, zum Pianoforte, und ſang ein Schweizerlied mit voller, ſchöner Stimme, ſchmucklos im Vortrage, aber mit einer Innigkeit, die Alle tief ergriff. Amalie umarmte das freundliche, kindliche Geſchöpf mit herzlicher Rührung.

Unterdeſſen war Eduard nicht wiedergekehrt. Fedor war auch nach dem Garten gegangen, und der Kammerherr kam zuletzt mit den Worten zu Amalien:

„Weiß Gott, was Eduard mit Fedor gehabt hat, ich hörte ſie Beide unten an der Fontaine mit großer Lebhaftigkeit ſprechen, ſie ſchienen ſich zu ſtreiten, und trennten ſich aufgeregt, und, wie es ſchien, ſogar mit gegenſeitigem Grolle.“

Amalie erſchrak heftig, bat aber den Kammerherrn zu ſchweigen, und flog dem eintretenden Fedor entgegen mit den Worten: „Das wird Ihnen Clara ſchwer verzeihn, daß Sie ihr einfaches Lied verſchmäht haben! Wo ſteckten Sie denn?“

Fedor entſchuldigte ſich zerſtreut. — „Sie ſehen ja ſo ärgerlich aus,“ fing Clara an. — Fedor wollte dies nicht zugeben, meinte aber, es ſei bald Mitternacht, und Zeit zum Aufbruch. Er empfahl ſich kurz, gegen Amalien allein mit unterdrückter innerer Bewegung, und die andern Gäſte folgten ſchnell ſeinem Beiſpiele. —

Der Kammerherr ſtand eben im Begriffe in ſeinen Wagen zu ſteigen, um gleichfalls nach Hauſe zu fahren, als Eduards Stimme ſeinen Namen aus einem Fenſter des zweiten Stockwerks herabrief, und ihn noch auf ein halbes Stündchen zu ihm herauf lud.

Der Kammerherr, obgleich einwendend, daß es ſchon zu ſpät ſei, gab nach, und ließ den Wagen nach Hauſe fahren. Als er in Eduards Zimmer trat, fand er dieſen in großer Aufregung auf und nieder gehend.

„Onkel, ich muß Ihnen mein Herz ausſchütten; ich bin ſehr unglücklich.“

„Wird wohl ſo arg nicht ſein! Was fehlt Dir denn, lieber Neffe? — Du biſt jung, geſcheut, geliebt, reich, folglich kann Dein Elend nicht ſo ſo groß ſein, daß es mich mitten in der Nacht zu Dir her verſprengen müßte.“

„Onkel, ich fühle die Qualen der Eiferſucht ganz entſetzlich. Amalie liebt mich nicht!“

„Nun, das iſt doch ſchon etwas! Aber Euch Liebesleute verſtehe ein Anderer. Seit Du von der Univerſität zurück biſt, erzählt mir Deine Mutter fortwährend, Du ſcheineſt an ihrem ſchönen Pflegekinde, Amalien, Gefallen zu finden, und ſie freue ſich, daß Du andererſeits dem Mädchen nicht unangenehm zu ſein ſcheineſt. Ihr betrachtet Euch Beide ſtillſchweigend oft mit langen, ſehnſüchtigen Blicken, und wenn Du mit Tamino ſingſt: „Sollt' die Empfindung Liebe ſein?“ ſo lächelt Amalie erröthend. Gleichwohl, weil das Sprichwort ſagt, was ſich neckt, liebt ſich, zankt Ihr Euch,

ſo oft Ihr beiſammen ſeid, und um was? um Kunſtgegenſtände, die Ihr doch nicht aufs Klare bringen werdet. Wäre ich wie Du, ich ließe die Schwärmerin bei ihrem Glauben, da Du ſie doch nicht bekehren wirſt, heirathete ſie, und führte ein Götterleben mit ihr, wozu Du durch Rang, Talent und Vermögen berechtigt biſt."

„Onkel, ich habe ſchon geſagt, daß ich eiferſüchtig bin!"

„Auf wen? Du lieber Gott! auf mich doch nicht, der ich ihr den Fidelio geſchenkt habe, oder gar auf Beethoven ſelber? Ich könnte Dein Vater ſein, und Beethoven iſt todt."

„Spotten Sie nicht. Amalie liebt mich nicht mehr, liebt Fedor."

„Nun bin ich im Klaren! Darum alſo verſtimmt? Aber, nimm mir's nicht übel, Herr Neffe, Du ſiehſt wieder durch eine nebelreiche Brille. Der feurige, aber wohl auch etwas leichtſinnige Fedor kann der geiſtvollen, uns Alle durchſchauenden Amalie nicht genügen."

„Er iſt hübſch, und Amalie iſt ein Weib."

„Nun, Gott ſei Dank, Du biſt auch wie ein ordentlicher Menſch gewachſen, und ſonſt darf der reifende Phantaſt ſich nicht mit Dir meſſen. Aber ich ſehe auch

gar noch keinen äußern Grund, der die tolle Vermuthung begründete.“

„Seit den acht Tagen, daß Fedor an uns empfohlen, in unſerem Hauſe aus und ein geht, iſt Amalie wie umgewandelt, ſie freut ſich beinahe, mir zu widerſprechen, ſie hängt wo ſie kann, meinem lieben Meiſter Spohr und ſeinen Werken etwas an, weil ſie weiß, daß es mich ärgert. Sie ſieht den Polen von Zeit zu Zeit lächelnd an, und geht auch mit ihm im Garten herum, von mir iſt gar nicht die Rede. Iſt das nicht genug?“

„Das iſt eigentlich noch gar nichts. Warum ſoll ſie denn nicht mit einem andern Menſchen als Dir reden, und ein ſo geniales Weib, wie Amalie, mißt ihre Aeußerungen nicht ſo genau ab. Daß ſie Dir widerſpricht, iſt in der Ordnung, das thun alle Verliebte gern, um ſich deſto ſüßer zu verſöhnen. Am Wichtigſten aber iſt hier die Frage: ob Du mit einer Erklärung Deiner Liebe ſchon gegen ſie herausgerückt biſt, oder nicht?

„Ich bin ſeit einem Jahre um ſie, ſtotterte Eduard, und habe faſt nie den Muth dazu gehabt, Amalie ſteht geiſtig zu hoch — und meine alte unſelige Schüchternheit vor Weibern hemmt mich hier wieder, während ich mich ſonſt nicht vor dem Teufel fürchte.“

„Der Teufel iſt auch zuweilen weniger ſchlimm, als jene," meinte der Kammerherr. „Inzwiſchen iſt es nicht zu verwundern, wenn Amalie nicht weiß, wie ſie mit Dir daran iſt."

„Meine Mutter hat ihr gewiß ſchon die Augen geöffnet."

„Wird wohl nicht nöthig ſein, die Damen ſehen in ſo etwas ſchärfer als wir. Aber ſie wird doch am Ende an Dir irre, wenn Du Dich nicht bald ihr zu Füßen wirfſt, und flüſterſt: „je vous aime! je vous adore!"

„Das iſt Alles vorbei! Sie liebt mich nicht mehr! Fedor iſt der Glückliche."

„Nun, da iſt Dir nicht zu helfen, wenn Du es nicht ſelbſt thun willſt."

„Das iſt bereits geſchehn, ich habe Fedor gefordert."

„Oho! das geht ſchnell! Aber, liebſter Neffe, bedenke doch —"

„Das that ich bereits. Ich nahm ihn vor zwei Stunden abſeits, und fragte geradezu, warum er gerade Amalien fortdauernd mit Artigkeiten überhäufte? Er meinte, das könne ich mir wohl ſelbſt aus ihrer eigenen Liebenswürdigkeit erklären. Ich erwiederte, mir ſei das

unangenehm — ein bischen heftig bin ich auch wohl dabei geworden — genug, es kam so weit, daß wir diesen Morgen um sechs Uhr uns schießen wollen. Wenn er doch gut träfe, mir liegt am Leben gar nichts mehr!"

„Ich würde Deinen Leichnam dem anatomischen Museum schenken, damit sie dort ein Normalexemplar eines Hypochondristen hätten. — Doch, Scherz bei Seite; fest steht, daß Du Fedor gefordert, und er acceptirt hat?"

„So ist's, lieber Onkel. In etwa 5 Stunden schießen wir uns."

„Nun kriegt die Sache freilich ein Ansehn. Zu redressiren geht es nicht mehr, wie?"

„Unmöglich! Sie wollen mich doch nicht feig halten?"

„Wo denkst Du hin?" fiel der Kammerherr, ihn umarmend ein, wir können Alles verlieren, nur die Ehre nicht. Es muß wenigstens ein paarmal knallen, wenn es auch Euch Beiden nichts nützt."

„Sie werden mir doch sekundiren, lieber Onkel?"

„Das versteht sich; o, bei so etwas bin ich auf Kavalierparole dabei. Ich habe Dir doch schon die Geschichte erzählt, wie ich mich mit dem portugie-

ſiſchen Geſandten im bois de Boulogne ſchießen ſollte?"

„Ein anderesmal, bitte ich ſchönſtens. Ich bin müde, und will doch noch ein Paar Stunden ſchlafen, und an meine Mutter und Amalien ſchreiben."

„Das gehört dazu, richtig! Wird wohl aber nicht nöthig ſein, lieber Junge. Der Pole wird Dich wohl nicht gleich zur Leiche machen. Er iſt viel zu flüchtig, und Du haſt ja bei Deinem Vater ſchießen lernen, der weiß Gott, das coeur-Aß mitten aus dem Blatte ſchoß. Was haſt Du denn für eine Sorte Piſtolen — doch nicht die alten, die ſo ſchlecht in der Hand liegen? Auf alle Fälle bring' ich meine neuen Pariſer Piſtolen mit; — nun auf Wiederſehn! nach fünf Uhr bin ich mit meinem Wagen hier."

Der Kammerherr eilte hinweg. Als er über den Flur des erſten Stockwerks ſchlich, hörte er ein klagendes Lied. Die Töne kamen aus Amaliens Zimmer. Er horchte — es war Beethovens: „Herz mein Herz, was ſoll das geben!" — Die Melodie ward von leiſem Seufzen unterbrochen. Der Kammerherr faßte ſich ein Herz, klopfte an die Thüre, und nannte leiſe ſeinen Namen. Die Thüre öffnete ſich. Er ſchlich hinein, und nach wenig Minuten von ihr, die ihm nach der

Treppe leuchtete, wieder fort. Sie schieden mit Zeichen, Amalie weinte heftig. —

Gegen sechs Uhr rollte ein Wagen von dem Hause der Frau von W... hinweg, dem Thore zu. Neben dem Onkel saß darin still Eduard, in einen weiten Mantel gehüllt. Die Morgensonne schien heiter auf die gesegneten Fluren, und die Landleute zogen in Schaaren mit Milch und Früchten den Abfahrenden entgegen. Eduard war unendlich weich gestimmt. Vergebens suchte der Kammerherr ihn durch allerhand alte Histörchen zu zerstreuen, vergebens suchte dieser zu beweisen, wie eigentlich allein die Duelle die menschliche Gesellschaft in einem gewissen Culturzustande erhielten, indem sonst Faust und Knüttel, Rohheit und Dummheit sich in der Welt über die Maaßen breit machen würden. — Eduard hörte auf Alles dieses nur halb, und antwortete zerstreut.

So kamen sie endlich in das Gebüsch, welches, als abgelegen von der Fahrstraße, und nah an der Gränze des Nachbarstaates, zum Kampfplatze erwählt worden war. Die heimliche Stille des anmuthigen Wäldchens, nur von dem fröhlichen Vogelgesange oder dem leisen Rauschen der Blätter unterbrochen, stimmte

Eduarden immer ernſter. Er ſtieg gleichgiltig aus, als ſie auf dem friſchen Raſenplatze in der Mitte des Buſchwerkes angelangt, in der Ferne Fedor einſam auf und ab wandelnd erblickten.

„Sie ſind allein?“ rief der Kammerherr demſelben zu, „das iſt gegen die Ordnung. Ich darf ſo etwas nicht zugeben, ich bin für den Fall eines Unglücks verantwortlich.“

„Ich brauche wohl keinen Sekundanten, war die Antwort, ein Mann von Ehre, wie Sie, wird meine Rechte zugleich mit denen meines Gegners wahrzunehmen wiſſen.“

„Iſt eigentlich gegen die Form,“ ſagte der Kammerherr geſchmeichelt, „indeſſen danke ich für Ihr Vertrauen, alſo raſch an's Werk!“

Er begann nun mit vielen Förmlichkeiten die Piſtolen zu laden, und die Entfernung zwiſchen den Standpunkten der Kämpfer durch Schritte auszumeſſen. Er zögerte und zögerte, wahrſcheinlich hoffend, es ſei eine Verſöhnung der Kämpfer vor dem Trauerſpiele möglich. Dazu ſchickten ſich dieſelben indeſſen keineswegs an, vielmehr beobachteten ſie das tiefſte Stillſchweigen.

Endlich war der Kammerherr fertig. Eduard und Fedor gingen auf ihre Poſten, und nahmen die Mordwerkzeuge in Empfang.

„Sie haben den ersten Schuß," sagte der Sekundant zu Fedor.

In diesem Augenblicke ward das Rasseln eines Wagens hörbar. Amalie in Amazonentracht, bleich, aufgeregt, stürzte aus dem Gebüsch hervor, und warf sich, Eduarden mit ihrem Körper deckend, zwischen Beide.

„Um Gottes willen, halten Sie ein, — oder schießen Sie sich mit mir," setzte sie, ein Pistol gegen Fedor richtend, hinzu.

„Fidelio!" riefen die drei Männer aus einem Munde, Fidelio der zweite! Amalie aber, von der Situation heftig erschüttert, fing so sehr zu zittern an, daß Eduard sie aufrecht halten mußte.

„Ich gehe nicht fort," sagte sie, an seine Brust gelehnt, „wenn Ihr mich nicht todt schießet. Männer, so seid doch keine Barbaren — Eduard, ich kann Dich nicht in Todesgefahr sehen!"

Hier stürzten ihr die Thränen stromweise aus den Augen. Sie schluchzte an Eduardens Halse. Alle waren lebhaft erschüttert. Der Kammerherr rieb sich, mit dem Ausgang zufrieden, zwischen Rührung und Freude schwankend, die Hände. Fedor stand unbeweglich.

„Wär' es möglich, theures Mädchen, Du liebst mich?" sagte Eduard.

„Ich habe Dich immer geliebt," erwiederte die Weinende.

„Und ich war ein ſo großer Thor, und konnte es wirklich nicht glauben! Amalie, ich habe viel gut zu machen. Fedor, können Sie mir verzeihen?"

„Ich komme zwar bei dem Handel am Schlimmſten weg, ſagte dieſer heiter, indeſſen, des Fräuleins Piſtol gegenüber zu treten, fehlt mir der Muth; — hier iſt meine Hand, Eduard, laſſen Sie uns fernerhin nie mehr einander mißverſtehn!" — Eine Umarmung erfolgte.

„Halt, meine Herren," ſagte der Kammerherr, einen Augenblick Geduld; ich bitte um Ihre Piſtolen."

Er nahm ſie, ſchoß beide in die blaue Morgenluft ab, und als die Spatzen rings davon flogen, fuhr er behaglich mit wichtiger Miene fort: „Meine Herren, es hat geknallt, das Duell iſt beendet, Sie haben ſich als Männer von Ehre benommen, dies Zeugniß giebt Ihnen ein Kavalier von altem Schlage. Uebrigens iſt gewiß in einer Stunde unſere ganze gute Stadt von der Geſchichte voll, ich muß alſo durch meine Erzählung etwaigen Entſtellungen vorbauen. Spät genug iſt es auch geworden. Das Nächſte denn ſcheint, daß Amalie mit Anſtand wieder in die Stadt kommt. Ich ſetze mich zu ihr in den Wagen, denn wenn ſie allein herein fährt, ſo geräth zuvörderſt die gelbe Aſſeſſorin, die am Thore wohnt, in eine gallſüchtige Expectoration

über die genialen Frauenzimmer. Das Zweite ist, daß wir die ganze Sache bei einem guten Glase Frühstücksweins genau besprechen, ich lade Sie also, meine Herren, um Punkt 10 Uhr zu Paveſi, da ich schon um 11 Uhr in der Probe der Stummen von Portici sein muß. Nun, meine Herren, auf Wiedersehen. Es lebe Fidelio!"

Er bot Amalien den Arm, sie nach dem Wagen zu führen. Eduard wollte mitfahren. „Das wäre schön, sagte der Kammerherr, Du gehörst mit Deinem versöhnten Gegner in einen Wagen. Bist Du etwa schon wieder auf mich eifersüchtig? nur Geduld, wir schießen uns auf Champagnerpfropfen." Mit diesen Worten entführte der Onkel Amalien den sie umschlingenden Armen Eduards; und gleich nachher entrollten beide Wagen der Stadt zu.

Im Wagen fanden zwischen Eduarden und Fedor Verständigungen statt, die die beiden Jünglinge einander näher und näher führten. Immer vertraulicher geworden, hob endlich Fedor an: „Ich verzeihe Ihnen gern Ihre Eifersucht, denn nur der weiß diese Leidenschaft zu entschuldigen, der die Liebe aus Erfahrung kennt."

„Alſo ſind auch Sie nicht mehr frei?“ jubelte Eduard, „aber halbes Vertrauen gilt nichts; darum heraus damit, wer und wo iſt das Mädchen Ihrer Wahl? — Wenn ich etwas helfen kann, etwaige Hinderniſſe zu beſeitigen —“

Wir ſind am Ziele, ſagte Fedor, da eben der Wagen am Hauſe der Frau von W . . . hielt; die Antwort bleibe ich Ihnen noch ſchuldig — fragen Sie aber Ihre Braut, ſie wird Ihnen für mich antworten, und damit vielleicht manches Räthſelhafte meines Betragens löſen.“

Sie ſchieden freundſchaftlichſt. Eduard flog mit Amalien zur Mutter, und die Freude war bald allgemein; — Clara hüpfte in der Stube herum, und ſagte zu Eduard: Sie zorniger Couſin, ich hätte ſie in meinem Leben nicht mehr anſehen können, wenn Sie dem armen unſchuldigen Fedor ein Leides gethan hätten!“

Amalie zog den Geliebten bei Seite, und flüſterte zu ihm: „Ich habe Dir noch immer nicht erklärt, was es mit Fedors eifriger Annäherung an mich für ein Bewandniß hatte. Er hat Clara's Herz erobert, und ich ward zufällig die Vertraute ihrer Liebe; — dieſe Neigung ſtammt von dem Wiener Carneval her, wo ſich dieſe Leutchen kennen lernten; darum kam er hierher, und ſuchte unſer Haus. Ich rieth ihm, ſich erſt

allmählig der Mutter bekannt zu machen, weil er ihrer Aengſtlichkeit und Vorſicht zuwider mit der Thüre ins Haus fallend, Alles verdorben haben würde. So konnte er bis jetzt nur gegen mich ſein Herz ausſchütten. Biſt Du nun noch eiferſüchtig, Schelm?"

„Ich bin ein Blinder geweſen," antwortete Eduard; „jetzt wird mir Alles klar, hätte ich doch der kindlichen Clara die kleine Verſtellungsliſt nicht zugetraut."

„Die Liebe macht ſchlau," entgegnete Amalie.

Sie macht auch einfältig," meinte Jener, „wie mein eignes Beiſpiel lehrt. Nun will ich aber auch in meinem Leben auf Niemand eiferſüchtig ſein."

„Als auf Beethoven," lachte Amalie, dem Geliebten den Verſöhnungskuß gewährend.

Acht Tage ſpäter war die Geſellſchaft des Singethees zu einer doppelten Verlobungsfeierlichkeit verſammelt. Die Töne des „Fidelio" durchrauſchten den Saal. Clara war als die kleine Kerkermeiſterstochter ſehr liebenswürdig, übrigens ungleich geſetzter und ſchwärmeriſcher als neulich. Sie pauſirte zwar auch heute nicht beſonders genau, da Fedor ihr zur Ungebühr in die Stimme guckte. Eduards Trübſinn dagegen war ganz

verſchwunden, und die Gluth, womit er Floreſtans Liebesweh und Rettungsluſt vortrug, ergötzte den Kammerherrn, der ſich den Don Fernando nicht nehmen ließ, außerordentlich. Er lächelte bedeutungsvoll der glücklichen Amalie-Leonore zu, und ärgerte ſich nur über die alte Aſſeſſorin, die, heute ohne Beſchäftigung, ſich darauf beſchränkte, ihm von Zeit zu Zeit zuzuflüſtern, wie ſie neulich das Alles vorausgeſehen habe.

Die Liebe wandelt die Menſchen um. So war es auch hier. Eduard war heute von Beethoven entzückt, Amalie begann Spohr zu loben, Clara wollte heute nur von Roſſini wiſſen, und Fedor rühmte die Macht des ächten einfachen Volksliedes. Der Kammerherr blieb ſich, als ſtarrer Verehrer von Auber, allein conſequent.

Bei dem Abſchiednehmen übergab er Amalien ein wohlverwahrtes Blatt, — mit dem Bemerken: er ſei ihr längſt ein Stammbuchblatt ſchuldig, und Eduard küßte die Erröthende beſeligt, als auf dem entfalteten Blättchen das Spohrſche ſchöne Wiegenlied in kalligraphiſcher Pracht glänzte.

„Ihr habt Alle gut jubeln, rief der Kammerherr gemüthlich lachend, „Ihr ſeid gut verſorgt. Was bleibt mir? — Den Aſſeſſor darf ich nicht eiferſüchtig machen ſonſt haben wir morgen ein zweites ſchreckliches Duell,

— wenn ich alſo eine Braut haben will, ſo muß ich mir übermorgen die „Braut" von Auber anhören, die bleibt mir allein treu, und in ihrem Liebesgeflüſter will ich mich berauſchen, — und dabei rufen: „Es lebe der Dilettantismus!"

Beiträge

zur

Aesthetik der Tonkunst.

I.

Ueber die Bedeutung des Romantiſchen in der Muſik.

Als Karl Maria von Weber mit ſeiner genialen Oper „der Freiſchütz" ſich Bahn brach, ward bei Vielen die ſogenannte romantiſche Muſik zu einer eigenen Muſikgattung gleichſam geſtempelt, und der Titel: „romantiſche Oper" mußte mancher mißlungenen Nachahmung durchhelfen. Das Wunderbare, Volksmährchenhafte ward als weſentliche Grundlage des neuen Genre angeführet; Geiſter, und wo möglich der Teufel, waren weſentliche Ingredienzien geworden. Man ſtellte die romantiſche Oper als die eigentlich deutſche auf, und der komiſchen Konverſationsoper, oder der heroiſchen Oper gegenüber.

Mir will nicht einleuchten, was mit einer ſolchen Klaſſifikation gewonnen werden ſoll, und daß überhaupt das innere Weſen der Muſik dadurch ſchärfer beleuchtet

werde, vielmehr ergiebt ſich, daß damals ein Mißverſtändniß zum Grunde lag. Man ſuchte das Weſen der Romantik in allerhand Zufälligkeiten, oder in einzelnen Eigenthümlichkeiten, die erſt mit anderen verbunden, den Begriff der Romantik anſchaulich machen. Man verwechſelte den Theil mit dem Ganzen.

Meine Anſichten von romantiſcher Kunſt mögen, kürzlich angedeutet, das Geſagte zu rechtfertigen ſuchen.

Zuvörderſt ſind, allgemein genommen, romantiſche und muſikaliſche Kunſt innig verſchwiſtert; ja, alle Muſik, wenn ſie irgend dieſen Namen verdient, iſt romantiſcher Natur.

Die Grundlage aller Kunſt, ihr mütterlich nährender Boden, iſt zu allen Zeiten die Gottesverehrung, der Kultus geweſen. Hieraus iſt ſie erwachſen, hieraus haben die erſten rohen Anfänge ſich hervorgebildet, und die geſammte religiöſe Anſchauung des Volkes hat auch ſeiner künſtleriſchen ihre individuelle Färbung gegeben. Das Band der Religion und Kunſt iſt ein ſo enges, daß ſelbſt die es nicht anerkennen wollten, unbewußt ſeine Macht empfinden würden. Die Religion des Alterthums iſt, ihrem Weſen nach, eine Naturreligion, nur bei den orientaliſchen Völkern treten ſchon die Spuren des Glaubens an eine göttliche Offenbarung auf. Die Kunſt, die aus der Naturreligion hervorging, konnte ſich die Gottheiten nicht anders als ſinnlich denken,

ſie ſuchte den Ausdruck für das Bild der Gottheit in den natürlichen Geſtalten, und hielt daher die höchſte Annäherung im Kunſtgebilde an die Meiſterſtücke der Natur für ihre höchſte Aufgabe. Nur von dieſem Standpunkte iſt ſie richtig zu würdigen. Das Schöne beruht, nach Ariſtoteles, in der Nachahmung der Natur, eine Anſicht, die ſich in den Zeitaltern des Skeptizismus, z. B. bei den Franzoſen, wieder mit aller Macht geltend gemacht hat, wenn ſie auch gänzlich mißverſtanden ward. Die Anſicht des Plato von Schönheit und Kunſt, liegt mit jener im Widerſtreit; er nimmt ſchon Urbilder des Schönen in der Seele des Künſtlers an, die er mit auf die Welt bringt, die aus einem früheren beſſeren Zuſtande ſtammen, ſo hat er es denn mehr mit dem Idealen, jener mehr mit dem Realen zu thun.

Die geſammte griechiſche Kunſt nun trägt wirklich den Charakter einer Naturnachahmung, die einer ſo vollendeten Art iſt, daß wir vergebens Gleiches erſtreben würden, weil uns das Auge des griechiſchen Künſtlers fehlt. Die höchſte menſchliche Kraft und Schönheit iſt den Griechen eine göttliche, und daher ſind ihre Helden mit den Göttern verwandt, darum leben ihre Götter im Himmel auf menſchliche Weiſe.

Der Geiſt griechiſcher Kunſt ſpricht zu uns in Werken der Baukunſt, Poeſie und Plaſtik. Die Pla-

ſtik, die die Formen der Natur am anſchaubarſten darzuſtellen hat, trägt nun auch die Elemente jenes Nationalgeiſtes am ſichtbarſten in ſich, und darum nennt man die antike Kunſt auch im Allgemeinen eine plaſtiſche.

Nun hören wir aber von der Muſik der Alten reden; wie war es damit? Gfr. Weber hat in ſeiner Theorie der Tonſetzkunſt längſt darauf aufmerkſam gemacht, daß der Schlüſſel näheren Verſtändniſſes jener Kunſt uns gänzlich abgehe, daß alles Streben nach Licht hieran ſcheitere. Wir haben faſt noch weniger Bürgſchaft dafür, daß wir die muſikaliſchen Ausdrücke des Ptolemäus, Plutarch und Plato richtig verſtehen, als am Ende, ob wir die Quantität und Ausſprachweiſe der griechiſchen und lateiniſchen Wörter genügend im Geiſte der Alten uns angeeignet haben. Die ſpärlichen muſikaliſchen Ueberreſte des Alterthums geben nun einmal kein Bild jener Muſik. Um aber die Verwirrung zu mehren, ſind die chriſtlichen Anfänge der Tonkunſt mit jenen Ueberreſten oft vermengt worden, und haben unter griechiſchen Namen als Ergebniſſe antiker Forſchung paradiren müſſen. Zur Aufhellung dieſer Zweifel kann von Winterfelds „Joh. Gabrieli“ viel beitragen.

Wenn man die Chöre der griechiſchen Tragödien aufmerkſam betrachtet, und die Aeußerungen über Muſik,

die Plato im dritten Buche ſeiner Republik thut, zuſammenhält, ſo kommt man ſehr bald zur Ueberzeugung, daß die weſentliche Schönheit jener Muſik weſentlich im Rhythmus, alſo in der Geſetzmäßigkeit der Bewegung, beſtanden habe. In der That nun ſpricht ſich derſelbe Geiſt, der in der Plaſtik des Alterthums ſich im Räumlichen kund giebt, auch in dem Rhythmiſchen, in der Bewegung, alſo im Zeitlichen ſich aus. Die Rhythmik des Alterthums, ſo weit wir ſie durch Erforſchung metriſcher Geſetze uns zur Vorſtellung bringen konnten, iſt plaſtiſcher Natur. Die Muſik wurde daher auch durch die eigentliche Kunſt der Bewegung, durch Tanz und Mimik gleichſam veranſchaulicht. Die Muſik war eine Dienerin anderer Künſte, und wenn die Alten auch den Unterſchied der Tiefe und Höhe im Tone gekannt haben, ſo haben wir nichts, was uns anzunehmen zwänge, daß ſie ebenfalls jene harmoniſche Baſis anerkannt hätten, auf welcher das, was wir Melodie nennen, beruht. Die Rhythmik kann ſich im Schall und Laut ſowohl, als im Tone fühlbar machen; das Geheimniß des Tones zu erkennen, war aber einer ſpäteren Zeit aufbewahrt. Das Uniſono der heutigen morgenländiſchen Völker deutet noch jetzt auf jene Kindheit der Tonkunſt hin.

Es iſt bekannt, wie die Muſik ſich mit der Ausbreitung chriſtlicher Ideen zugleich entwickelt hat, wie

die Muſik diejenige Kunſt war, worin ſich der chriſtliche Kultus zuerſt entfaltete. Die Gewalt des muſikaliſchen Geiſtes war nun aber auch ganz allein geeignet, die chriſtlichen Ideen von Gott zu verſinnlichen. Während im Alterthume dieſe Verſinnlichung durch die Plaſtik geſchah, indem die Gottheiten in vollendeter menſchlicher Geſtalt, menſchliche Zuſtände annahmen, konnte in chriſtlicher Zeit dies nur durch eine Kunſt geſchehen, welche das Unendliche zur Aufgabe hat, eine Kunſt, deren Element ein wechſelndes, verſchwebendes iſt, alſo die Muſik. Der Ton verhallt, wie das Sein des Menſchen. Das Bildwerk beharrt vor unſerm Blick und feſſelt in ſolcher Weiſe die irdiſche Geſtalt. Das Tonwerk hat nichts, was es nachahmen könnte; der Bildner kann nur ſinnliche und zwar ſichtbare Erſcheinungen, wenn er ſie auch idealiſirt, darſtellen.

Es war nun natürlich, daß die muſikaliſche Kunſt auf alle übrigen Künſte Einfluß üben mußte. Solchen nun manifeſtirt die Dichtkunſt zuerſt in der Entſtehung des Reims. Der harmoniſche Wohlklang fängt an über den rhythmiſchen ein Uebergewicht zu erhalten, das auch nicht auf einmal, ſondern durch Alliteration und Aſſonanz vorbereitet auftrat. Die ganze Kunſt ſtrebte jetzt, den Menſchen zum Unendlichen, zu Gott emporzuheben, wie die antike, die Gottheit herabziehend, dem Menſchen

zu nähern gestrebt hatte. Daß auch die Baukunst in dem gothischen Style dies Streben auszudrücken versucht hat, deuteten Jean Paul und Friedrich Schlegel längst an. Die christliche Kunst erzeugte solchergestalt nun die sogenannte romantische Kunst, die von so Vielen gänzlich mißverstanden wird. Das Wesen der romantischen Kunst beruht in dem Streben des Menschen, über die Sphäre seiner Erkenntniß hinaus zu gehen, sie bestrebt sich, das Unerreichbare, was kein Verstand umfassen kann, anzudeuten, sie trägt also das Element der Ahnung in sich. Welche Kunst aber kann dies Element mehr hervortreten lassen, als die Tonkunst, da eben der Ton der vollständigste sinnliche Ausdruck für das Ahnungsgefühl ist? Dieser Kunstgeist auch schuf in der Malerkunst die Perspektive, das Helldunkel, schuf sich in jeder Kunst individuelle Mittel, die alle nur jenes eine Streben ausdrücken. Darum nun könnte man die romantische Kunst auch eine musikalische nennen, darum ist das innerste Wesen aller Tonkunst die Romantik.

Man wird nun den Ausdruck gebilligt haben, daß die Macht der Musik die des Wortes ergänze, daß das Reich jener da anfange, wo das Reich von diesem zu Ende geht, daß ohne eine süße, sich im Zauber des Tones verlierende Schwärmerei kein wahres und ächtes Tonwerk bestehen könne. Wenn man Beethoven den

Meiſter aller Meiſter nennt, ſo hat man darin, daß eben er jenes Streben nach dem Unendlichen am meiſten veranſchaulicht hat, dafür den Grund. Der Form bedarf jedes Kunſtwerk. So weit über ſie aber hinausgegangen, ohne ſie ſelbſt zu vernichten, iſt Keiner, als Beethoven, mit welcher ſich derjenige Kreis, der mit Sebaſtian Bach begonnen, abſchließt. Die Extreme berühren ſich, wie es ſcheint. Aber es ſind nur dem Scheine nach Extreme. Der chriſtliche Geiſt aus den ernſten Hallen der Kirche hinausgeeilt in die Schauerwelt der Gebirge, oder zu der erhabenen Ruhe des Meeres, iſt Gott gleich treu geblieben. Er beſchränkt ſich nicht mehr auf kirchliche Verehrung, er betet ihn an in ſeinen Werken. Er klammert ſich nicht mehr ängſtlich an den fürbittenden Erlöſer. — „Ich laſſe Dich nicht, mein Jeſus," — er löſet ſich auf in unendlicher ahnungsvoller Sehnſucht, um zu dem Vater zu gelangen; an die Stelle der reuigen Bußfertigkeit iſt ein heiliges freudiges Schwelgen in dem Anſchauen des ſich ewig neu Offenbarenden getreten. Solchem Geiſte entſpricht nun auch die äußere Form. In kunſtmäßigſter Weiſe das Vielfache zu binden, wer hat das ſo wie Bach vermocht? Alle Bande zu löſen, ohne die entfeſſelten Maſſen zum Chaos zuſammenſtürzen zu laſſen, das war Beethovens Werk. Verlor ſich Jener in dem hingebenden Anſchmiegen der vielfach verſchlungenen

Singſtimmen, ſo verliert ſich Beethoven in dem vollen Zauber oft des einfachſten Tones. Auf einem einzigen Akkorde wiegt er ſich oft, und träumt von all der Herrlichkeit, welche daraus erblühen könne. Das Wort war ihm eine Feſſel, darum warf er es weg und bewährte den Satz, daß die Inſtrumentalmuſik die romantiſcheſte aller Künſte ſei. In der Vorliebe, welche Dieſer und Jener nun etwa für das Maaß, oder das Maaßloſe hat, liegt der Grund, warum heute noch der Eine den etwas weniger ätheriſchen Mozart mit den liebenswürdigen klaren Umriſſen, der Andere den duftigeren Beethoven im träumeriſchen dämmernden Helldunkel vorzieht. Aller Streit iſt hier unnütz. Es kann Einer auch Göthe und Jean Paul, oder Wieland und Schiller nicht gleich lieb haben.

Unter den Neueren tritt der romantiſche Geiſt bei Maria von Weber und Spohr hervor, bei jenem in zügelloſerer, bei Dieſem in engerer Form eingeſchloſſen. Sonderbar! ſelbſt den genußluſtigen ſinnlichen Roſſini überſchleicht er einmal in dem dritten Akte des „Othello.“ —Den witzigen Auber incommodirt er völlig im letzten Akte der „Stummen von Portici.“

Eine bedeutende Zahl junger Geiſter, und unter dieſen vor Allen Mendelsſohn und Löwe ſind aus der neueſten Zeit hervorzuheben. Indeſſen iſt, — wer kann's läugnen! — bei aller neueren Kunſt das freie unbewußte Schaffen ſeltener geworden. Die intellektuelle Bildung

einerſeits, die mechaniſche andererſeits, üben ihren überwiegenden, hie und da nachtheiligen Einfluß ſichtlich aus. Jene Schwärmerei, die das Individuum ſich ſelbſt vergeſſen läßt, wird in unſerer verſtändigen Zeit immer ſeltener, wie der fromme Kinderglaube, in welchem die Religion wurzelt. Das Zeitalter beginnt bereits ſogar das Weſen der Romantik zu haſſen, es verlangt das Leibliche, das Sinnliche. Es verwechſelt dieſes mit jenem. Solchem Verlangen zu genügen, ſind nun Tauſende von Tonkünſtlern bereit, und allzeit fertig. Bei dieſen iſt die Mechanik eben lebendig geworden, und der Verſtand berechnet nur die Effekte. Neue Effekte machen aber ein Kunſtwerk noch nicht neu oder originell. Das Mißverſtändniß des Romantiſchen war alſo unvermeidlich. Man hatte äußerliche Merkmale demſelben abgelauſcht, Geiſter und Wunder vor allen Dingen. So kam es denn, daß auch „Robert der Teufel" von Meyerbeer eine romantiſche Oper heißen mußte, obgleich von romantiſchem Genius nicht mehr viel darin zu finden iſt.

Man ſei alſo mit einer Bezeichnung, die ein ſo vollwichtiges, gewaltiges Lob, als keine andere enthält, weniger freigebig. Man denke immer daran, daß Romantik das innere Weſen der Muſik, daß es diejenige Bezeichnung iſt, die alle neuere Kunſt von der antiken unterſcheidet, daß endlich alſo in unſeren Tagen jedes

Kunſtwerk, das den Namen eines ſolchen verdient, ein romantiſches genannt werden darf, und ſo verſteht ſich jene Bezeichnung bei jedem ächten Kunſtwerke unſerer Zeit voraus. Die moderne Kunſt ſoll ſich als die ſchöne Tochter der Romantik verläugnen. Sie wäre ſonſt ein heimathloſes Findelkind.

Man wird mir einwenden, daß aber in der That die Bezeichnung „romantiſch" auf viele der neueſten und achtbarſten Kunſtwerke durchaus nicht paſſen wolle. — Leider iſt das ſo. Sie ſind eben nicht aus der Erhebung aller Seelenkräfte zum Unendlichen hervorgegangen, ſie haften am Boden dieſer Erde, ſie leben als gefirnißte Proſa nur ein Scheinleben, und ſind keine Produkte des Kunſtgeiſtes, ſondern des Verſtandes, der Erfahrung, des Fleißes. Insbeſondere wird dies bei den größeren, umfaſſenderen bemerkt. Zu kleinen, leichten Bildern, kurzen, inniggefühlten Liedern, die wie Blitze durch die Nacht fahren, reicht die Kraft der Schaffenden und Genießenden wohl noch aus. Aber eben das Sichverlieren in einer Menge von kleinen Zwecken, ohne einem großen ſich hingeben zu können, iſt etwas Gefährliches. Die Künſte betteln auch bei einander; man ſucht den Stoff, ohne ihn aus ſich zu erzeugen. Raphael aber malte das Bild der Madonna unzähligemale, immer neu, immer mit Begeiſterung. An Stoff iſt man arm, weil die Genießenden unerſättlich ſind. So

werden denn die Stoffe immer reeller, immer prosaischer. Dies näher auszuführen *), bleibt einem andern Aufsatze überlassen. — Bei der Musik ist es nun aber die herkömmliche Form, die bei so Vielen die Stelle des Stoffes vertritt, als der tüchtigste Probierstein des Schaffungsvermögens muß immer noch die Melodie betrachtet werden. Steht sie isolirt, obgleich an und für sich anziehend, zwischen Nebendingen, die als Ballast mitgeschleppt werden, oder trägt sie die Spur des Gemachten, Gesuchten, Berechneten, so ist das Kunstwerk dieses Namens nichts werth. Die Melodie, das himmlische Pfand, muß das Werk in allen Theilen durchglühn. — Die Tonkunst ist ein Erzeugniß des Christenthums; die Instrumentalmusik ein Erzeugniß des deutschen Geistes. Die Beziehung, in der das Gemüth des Deutschen zur Religion steht, tritt also auch hier auf's Herrlichste hervor. Lassen wir in einer zweifelvollen Zeit uns den Glauben an das Heiligste, weder im Leben noch in der Kunst rauben.

*) S. unten „die Genrebilder in der modernen Musik."

II.

Ueber Liedertexte.

Von jüngeren, zumal fleißigen und begabten Tonsetzern, hört man nicht selten die Klage aussprechen, es fehle ihnen an Gedichten, welche sich zur musikalischen Behandlung eigneten. Gewiß Jeder, der mit Musikern viel zu verkehren pflegt, wird um Vorschläge in jener Beziehung wiederholentlich angegangen, sobald ihm einige Einsicht in den keineswegs unwichtigen Gegenstand zugetraut wird.

Es frägt sich hier, ob wirklich Mangel jenes Bedürfniß erzeugt, oder ob nicht vielmehr der bekannte Rousseau'sche Ausdruck: „Le musicien lit peu" den Grund jener Erscheinung bietet. Das Erste scheint mindestens sehr zweifelhaft, da ein Ueberfluß poetischer Erzeugnisse nach allen Seiten zu Gebote steht. Das Zweite fordert mich auf, einige Bemerkungen über die Beschaffenheit von Gedichten, denen musikalische Behand-

lung zu Theil werden darf, insbeſondere aber über Liederterte mitzutheilen.

Wie oft wird eine unbedeutende Melodie durch die Textworte getragen (z. B. in vielen Couplets der Franzoſen, bei welchen die Melodie nur der Rahmen des Gedichtes iſt), wie oft geht eine ſchöne Melodie, wegen der Bedeutungsloſigkeit der untergelegten Worte, faſt verloren! Die Forderung, daß zwiſchen Wort und Ton ein befriedigendes Verhältniß ſtattfinde, iſt alſo nicht abzuweiſen. Dieſes Verhältniß haben wir mithin näher zu beleuchten.

Was iſt das Lied? Der Erguß eines lyriſchen Gefühles in Worten; die lyriſche Poeſie aber iſt näher die ganz eigentlich ſubjective Dichtungsart. Sie enthüllt uns die Gefühle des Dichters ſelbſt, ſie erſchließt uns ſein eigenes innerſtes Leben. Sie hat es mit der Außenwelt, alſo mit dem Objectiven nur in ſoweit zu thun, als ſie den Eindruck, den die Seele des Dichters durch jene empfing, ſchildern ſoll, geht aber nicht darauf ein, die Außenwelt ſelbſt zu ihrem Gegenſtand, zu ihrem Inhalt zu machen. Dies überläßt ſie der epiſchen Poeſie.

Noch weit mehr verſchwindet die Natur des dichteriſchen Individuums ſelbſt in der dramatiſchen Poeſie, worin die Gegenſtände der Außenwelt, nachdem ſie vom Dichter empfangen worden, von demſelben ihre

ſelbſtſtändige Geſtalt zurückerhalten. Nun begiebt es ſich aber, daß durch Vermiſchung jener Hauptdichtungsarten der Standpunkt der Beurtheilung vieler Kunſtwerke zweifelhaft wird; insbeſondere miſcht ſich das Lyriſche in das Epos und das Drama nicht ſelten ein, und dies ſcheint in gewiſſen Fällen ſogar nothwendig zu ſein, denn da wir ſchon jetzt das lyriſche Gefühl als gleichbedeutend mit dem muſikaliſchen erklären müſſen, ſo würden wir, wollten wir jene ſcharfe Trennung verlangen, die Idee des Oratoriums oder der Oper zugleich mit vernichten.

Auf dieſe Kunſtgattungen brauchen wir indeſſen vorläufig noch nicht einzugehn. Wir haben es mit dem Liede zu thun; dies lernen wir als ein lyriſches, folglich als ein muſikaliſches Gedicht ſeiner Weſenheit nach kennen. Ein ſolches ſoll, nach allem Vorangeſchickten, Gefühl athmen.

Aber, was hält man nicht Alles für Gefühl! Unter den Anſichten der Philoſophen herrſcht bei dieſem Punkte eine unglaubliche Verwirrung. Daß es ein Seelenvermögen ſei, inſofern es nicht blos Nervenreiz bedeute, räumen gegenwärtig die Meiſten ein. Ob es aber ein beſonderes von Beſtrebungs- und Vorſtellungsvermögen getrenntes Seelenvermögen ſei, wie es ſich zu der Denkkraft überhaupt verhalte, — dies ſind Fragen, die verſchiedentlich beantwortet werden. Für un-

seren Zweck genügt, daß wir das Gefühl scharf vom Verstande trennen. Der Mensch ist als fühlender Mensch affizirt, nicht selbstthätig; die Beschaffenheit des Gefühls hängt von der menschlichen Erregbarkeit ab. Daher ist die Sphäre des Gefühles die der Leidenschaften. Die That des lyrischen Dichters ist nun die, daß er, nachdem er von Außen affizirt worden, seinen Eindruck in Worten wieder los zu werden sich bestrebt. Und diese Aeußerung geschieht unmittelbar nach dem Eindrucke, er hat nicht Zeit, sein eigenes Empfundenes zum Gegenstande verständiger Betrachtung zu machen. Erfolgt dennoch eine solche Beleuchtung, so tritt er aus der Sphäre des Dichters in die des Philosophen. Dieser Fall ist unglaublich häufig, ohne allgemein begriffen zu werden, weil die Form der Darstellung, ein Unterwerfen der Sprache unter rhythmische Fesseln, die der Verfasser wählt, sich äußerlich dem ersten Anscheine nach von der eines wirklich ächt lyrischen Gedichtes nicht unterscheidet. Und dies ist eben das irdische Verhältniß der ganzen Kunst, daß das Gleichgewicht von Inhalt und Form, das allein das Meisterwerk bezeichnet, auf Erden so selten zu finden ist. Die Formen erhalten mit der Zeit eine Art von Selbstständigkeit, und vertreten den Inhalt. Eine Reihe wohlgeordneter Reimzeilen heißt so häufig ein Lied, ohne etwas anders als ein Produkt des Verstan-

des zu ſeyn. Viele Componiſten laſſen ſich leider täuſchen, und bringen die Reimzeilen unter Noten, wundern ſich aber freilich nachher nicht wenig, daß ihr Produkt die Menſchen nicht erwärmt, ungeachtet dies doch von einem bloßen Scheinleben nicht verlangt werden kann.

Feſtgeſtellt iſt alſo, daß der Verſtand in dem lyriſchen Gedichte unmöglich die Oberhand gewinnen dürfe. Wie aber, wenn das Gefühl den Dichter ſo weit fortriſſe, daß man ſagen müßte, in ſeinem Gedichte wäre gar kein Verſtand. Beiſpiele dafür fehlen in der Literatur auch nicht. In ſehr heftig bewegter Leidenſchaftlichkeit ſind einzelne unzuſammenhängende Worte der ganze ſprachliche Ausdruck der Seele. Kann aber eine Reihe ſolcher Interjektionen ein Kunſtwerk, ein Gedicht heißen? — Gewiß nicht. Man wird einwenden, es ſei keine Form, keine Geſtalt wahrnehmbar. Unhöflicher würde man ſagen: „es iſt Unſinn!“ Man fordert alſo vom Dichter, daß ſeine Gefühlsthätigkeit zu der des Verſtandes in einem gewiſſen Verhältniß ſtehe. Näher dies Verhältniß anzugeben, würde aber uns hier leicht zu weit führen. Zu vorläufiger Berichtigung ſei nur Folgendes bemerkt: Der menſchliche Verſtand tritt überall als das ordnende Prinzip auf; er verbindet das Mannigfaltige zur Einheit. In der Kunſt nun behauptet er zwar dieſe ſeine Natur auch; aber er verzichtet

zugleich auf alle Schöpfungskraft. Der Verstand ist gefesselt; die künstlerische Schöpfungskraft ist gänzlich frei. Sie hat ihren Sitz also in der vernünftigen Sphäre des menschlichen Geistes. Der Dichter verläugnet sich nur in sofern nicht als verständiger Mensch, als er bei der Aeußerung seines überströmenden Gefühls in Worten unmittelbar die ordnenden Grundsätze des Verstandes bis auf einen gewissen Grad anerkennt. Seine künstlerische Natur reißt ihn über jene Fesseln empor, die er dennoch nicht gänzlich abstreifen kann.—

Denn das ist das Eigenthümliche der Sprache,*) daß sie von dem Begriffe nie ganz los kommt, obgleich sie eine doppelte Natur, eine logische und eine musikalische hat, das heißt soviel als: obgleich sie eben so wohl dem Verstande, als dem Gefühle zum Ausdruck dienen muß. Das Wort ist daher viel zweideutiger als der Ton, der seiner Natur nach vom Begriffe nichts weiß, sondern nur Organ des Gefühles ist.

Man hat jene Poesie, worin der Verstand übermächtig das Gefühl gezügelt hält, oft die didaktische genannt. Ist dies eben nur gereimte Prosa, so ist es lächerlich überhaupt erst von Poesie zu sprechen; ist sie wirklich philosophische Lebensanschauung in dem Ge-

*) Hierüber vergleiche man den Aufsatz: Ueber das musikalische Element in der Sprache.

wande der Dichterſprache, ſo wollen wir über ihre Natur nicht ſtreiten, — aber mindeſtens zu muſikaliſcher Behandlung kann ſie nicht anregen. Die Lieder didaktiſcher Tendenz ſind alſo die eine Gattung, welche zur Compoſition für nicht geeignet gelten müſſen. Doch giebt es noch eine zweite Gattung, von der daſſelbe zu ſagen iſt, das ſind diejenigen Lieder, in welchen das Maleriſche über die Gebühr herrſcht, und die daher der beſchreibenden Poeſie anheim fallen.

Die Poeſie der Alten war, wie ſchon früher hervorgehoben worden, ganz Nachahmung der Natur. Wir waren berechtigt von ihr zu ſagen, daß ſie plaſtiſcher Natur ſei, und hatten dabei vor Augen, daß die Plaſtik als wahrhaft künſtleriſche Nachahmung der Natur bei den Alten am höchſten geſtanden habe. Viele neuere Dichter haben ihnen nachgeſtrebt und daher auch den Formen ihrer Gedichte antike Art gegeben.

Die ſorgfältige, verskünſtleriſche Ausbildung einzelner, der Vorzug, den das Sylbenmaaß über den Reim bei anderen behauptet, iſt aus jenen Beſtrebungen entſtanden. Manche haben indeſſen auch in ächt muſikaliſchen Formen weiter nichts ausgeſprochen, als Beſchreibungen der Natur, und gefallen ſich dabei, ins kleinſte Detail einzugehen. Dies macht denn ihre Gedichte wohl anziehend, aber es beſchäftigt die Phantaſie ſo ſehr, daß zu muſikaliſcher Erhebung nicht Zeit bleibt.

Die Worte beſchäftigen nämlich die Einbildungskraft mehr nach der Seite des Geſichts, als des Gehöres. Der Inhalt wird ein ſehr zuſammengeſetzter, und gelangt als ſolcher daher keineswegs wirklich zu muſikaliſcher Einheit. Der Inhalt, mit einem Worte, bedarf der Muſik nicht, oder vielmehr, gewinnt durch dieſelbe nichts.

Hier ſind wir denn auf einem Punkte, der Alles bisher Geſagte vereinigt. Wir hätten folgenden Satz an die Spitze unſerer Unterſuchung ſtellen können, wenn wir ihn nicht als Reſultat derſelben betrachten müßten. Es iſt nämlich dasjenige Gedicht zur muſikaliſchen Compoſition am meiſten geeignet, welches am meiſten der Muſik **bedarf**, um ſeiner innerſten Natur nach **verſtanden** zu werden. Ein ſolches Gedicht lebt ohne Muſik nur ein halbes Leben.

Das ächte Lied muß man ſingen können, und dann erſt, nicht ſchon beim Durchleſen, in ſeiner geheimnißvollen Kraft verſtehen. Verſtehen iſt nicht einmal der richtige Ausdruck. Denn der »verſtändige Menſch, der den Inhalt, in ſofern er nichts Unſinniges darin zu finden glaubt, verſtehen zu können glaubt, hat doch nur die Schaale und nicht den Kern. Das Lied ſoll alſo, wenn es geſungen wird, nicht blos verſtanden, ſondern auch empfunden, es ſoll in ſeiner wahren Weſenheit begriffen werden. — Nunmehr iſt leicht

zu zeigen, daß alles Vorausgeſchickte hinlänglich gegründet war.

Wir haben gewarnt vor Liedertexten, worin entweder die Reflexion oder die Beſchreibung die Oberhand gewann. Die Erfahrung beſtätigt dies hinreichend. Wer wird denn, wenn er jemanden nur belehren will, ihm etwas vorſingen? Die beſchreibenden Gedichte mögen ihre muſikaliſche Form haben, aber damit iſt auch der ganze Antheil, den die Muſik am Gegenſtande haben darf, gänzlich bezeichnet, denn ſobald ſie geſungen werden, kann die Muſik ganz gewiß dem Verſtändniß des Inhaltes nur im Wege ſein. Wie ſollte der Geiſt nicht zerſtreuet werden, wenn entweder der Verſtand oder das innere Auge beſchäftigt, und außerdem zu gleicher Zeit das Ohr durch Töne in Anſpruch genommen iſt! Wahrhaft ſangbare Worte müſſen daher der einfachſte Ausdruck des menſchlichen Innern ſein. Natürlich wird alſo metriſche Künſtlichkeit nicht willkommen ſein, und eben ſo wenig jenes oft übertriebene Klingeln mit geſpielten und bunt verſchlungenen Reimen. Beides hemmt die muſikaliſche Zuthat, wohl aber wird einfaches, von Härten freies Versmaß und wohlklingender Reim, der das muſikaliſche Prinzip in der Sprache, bevor dieſelbe noch Geſang wird, ausdrückt, für die muſikaliſche Form des Gedichtes vorzugsweiſe als günſtig erſcheinen.

Betrachten wir die Form des Liedes, deren erſte Grundzüge ſchon angegeben ſind, näher, ſo wird vor Allem die Eintheilung in Strophen bemerkbar, die gleichen Bau haben, und daher wiederholte Benutzung einer Tonweiſe zulaſſen. Dabei drängt ſich ſogleich die Beſorgniß auf, welche leider nicht ohne Grund iſt, daß die Melodie zu einer Strophe mehr als zur andern paſſend ſein möchte. Wirklich iſt dies bei der Wahl eines Liedertextes nicht zu überſehen. Denn unzählige, in einzelnen Strophen vortreffliche Lieder leiden an innerem Widerſpruche der einzelnen Theile. Oft ſteckt in einem beſtimmten Versfuße der einen Strophe ein geiſtiger Ausdruck, der in der folgenden gänzlich fehlt. Dann paßt alſo die Muſik nicht zur zweiten ſo gut als zur erſten. Man ändert ſie und giebt damit den Charakter des Liedes auf. Fehler dieſer Art im Gedichte haben ihren Grund ſehr oft darin, daß der Gefühlsreihe, welche das Gedicht ausſprechen ſoll, die innere Einheit fehlt. Solche Gedichte können oft ihre Schönheit für ſich haben, aber als Lied betrachtet, ſind ſie fehlerhaft. Wie die äußere Form der Liederſtrophen, ſo ſoll alſo auch der Inhalt ſeine Reinheit in allen Theilen bewahren. Die Gedanken ſollen in einer gewiſſen Symmetrie ſtehen, wie die Strophen untereinander. Wechſeln die Gefühle, ſo erweitert ſich das Geſangſtück in der Form von ſelbſt. Der Componiſt

darf alsdann die Gegenſätze der Gefühle nicht unbeachtet laſſen, und muß die Form, welche alsdann jeden andern Namen, nur nicht „Lied" bekommen mag, damit in Uebereinſtimmung bringen.

Nach allem Dieſem wird dasjenige Lied zur muſikaliſchen Compoſition am meiſten geeignet ſein, das als ein Erguß dichteriſchen, ſubjectiven Gefühles in mehren Strophen von gleichartigem, durchgängig einfachen, doch nicht zu nachläßigem Bau, weder durch Reflexion, noch durch maleriſche Details in ſeiner Wahrheit geſtört erſcheint. Es wird ein ſolches ein rein lyriſches Gedicht heißen dürfen, während Wechſel der Gefühle ſchon dem epiſchen oder dramatiſchen Elemente zuſtreben würde. Die muſikaliſche Scene und Arie in der Oper iſt in ſolchem Gefühlswechſel begründet. Von ſo erweiterten Geſangſtücken aber haben wir hier nicht zu reden.

Von dem Allgemeinen ſei nun zum Beſondern übergegangen, und insbeſondere ein Blick auf die deutſche Lyrik geworfen, zugleich aber dabei bemerkt, in welcher Hinſicht dieſelbe den Componiſten eine reiche Ausbeute gewährt.

Die Geſchichte der deutſchen Poeſie zeigt uns das wahre Volkslied eigentlich nur in dem 15ten und 16ten Jahrhundert blühend. Vorher war die Poeſie ein Eigenthum der Ritter, deren uns aufbewahrte Minne-

lieder aber allerdings ein tiefes musikalisches Leben haben. Das Volkslied dagegen entwickelt sich erst neben der sogenannten Meistersängerei, die den Bürgern und Zünften anheim fiel. Die Lyrik des 17. Jahrhunderts leidet an didaktischer Schwerfälligkeit mit Ausnahme des Kirchenliedes. Mit dem Auftreten Klopstocks, Wielands, Lessings wird für die Literatur im Allgemeinen viel gewonnen, aber das Lied erweckt erst Göthe wieder aus seinem Schlafe. Göthe ist der Vater der neuen Lyrik und würde es noch mit weit mehr Erfolge sein, wenn nicht die sich ihm gegenüberstellende Schillersche Richtung die Ansichten über die Wesenheit des deutschen Liedes sehr verwirrt hätte. Eben in Schillers Gedichten findet sich jene absolute Herrschaft des Begriffs, die der Musik widerstrebt. Eben in ihnen ist so viel Beschreibung, so viel Reflexion zu gleicher Zeit enthalten, daß man heut in der That nicht mehr begreift, wie sich dereinst für die „Ideale" oder für „Liebe Freunde, es gab schön're Zeiten" Componisten finden konnten. Neben Göthe indessen waren viele ächt-lyrische Naturen laut geworden, und auch Schillers Anhang war nicht klein. Die sogenannte romantische Schule von Tieck und Schlegel prunkte dagegen mit dem musikalischen Leben in der Poesie vielleicht nur allzuviel. Die Lyrik war hier oft in Gefahr, dem Tone den Gedanken zum Opfer zu bringen. Indessen

ſind Novalis, Eichendorff u. A. Anhänger jener Richtung, welche ihr ewig zum Ruhme gereichen werden.

Soweit gediehen, erlebte die deutſche Lyrik einen Hauptabſchnitt mit Uhlands Auftreten, der das Leben des Mittelalters in jugendlicher Pracht wiedererweckte. Seine Schule ward ſo groß, daß wir von allen Anhängern derſelben, welche den Componiſten wichtig ſein könnten, nur Einige nennen wollen, als: Wilhelm Müller, Guſtav Schwab, K. E. Ebert, H. Hoffmann von Fallersleben, W. Wackernagel, K. Simrock, J. Moſen.

Aus der Uhlandſchen Richtung iſt die von Heinrich Heine erwachſen. Dieſe ſtreift einerſeits in eine ſchöne dichteriſche Traumwelt, und bleibt andrerſeits immer dennoch im Schlamme haften; Heine koquettirt mit einer verwerflichen Ironie, die ſich in Widerſprüchen gefällt, und die Poeſie in Proſa auflöſet. Hiernach wäre er für Muſiker kein Dichter; und dennoch iſt er es, ſo bald man, wie einige Componiſten bereits gethan haben, ſeine unſeligen ironiſchen Schlüſſe geradezu von den Gedichten wegläßt. Es verliert Niemand etwas daran. Indeſſen iſt Heine immer nur bedingungsweiſe und mit Vorſicht von Komponiſten zu benutzen. Denn von keiner Ironie getrübt, ſind nur we-

nige seiner Lieder, und vor unächten Gefühlen soll sich die Musik hüten. In dem Zwiespalte aber, den Heine in die Poesie hereingebracht hat, ist diese noch befangen. In vielen Liedern unserer Tage bemerken wir anstatt des Gefühles, dessen eigene Verspottung; und eben darum bei weitem mehr Witz, als die Musik verträgt! nebenher auch jenes modische, abgespannte, gleichgültige Sichgehenlassen, das der lieben Prosa sehr nahe kommt. Der Componist kann daher bei solcher Conversationspoesie nichts Besseres thun, als eine möglichst flüchtige, auf unzählige ähnliche Verse passende Weise dazu zu schreiben, welche es verstattet, den Text zu den Noten mehr parlando als gesangmäßig vorzutragen. Wie schon gesagt, heißt dieses das Beispiel der Franzosen befolgen, welche von jeher die tiefere Natur der Musik, wie schon Rousseau klagt, zu verkennen geneigt waren.

Daß sich in einer solchen Lage der Dinge der Gegensatz von jener Erscheinung von selbst zeigen würde, durfte erwartet werden. Wirklich ist dies in sofern erfolgt, als bereits sehr begabte Tondichter nunmehr des Wortes bei ihren Liedern gar nicht mehr zu bedürfen erklärt haben, indem sie Lieder ohne Worte schufen. Es heißt dies gewissermaßen die Gränze zwischen Instrumental- und Vokalmusik aufheben, und kann, so lange es nicht zu neuen Verirrungen führt, nicht wei-

ter getadelt werden; auf keinen Fall aber unterliegen jene künſtleriſchen Beſtrebungen hier unſerer Betrachtung, ſo beachtungswerth ſie auch ſonſt ſind.

Faſſen wir nunmehr Alles hier Zuſammengeſtellte kurz, ſo ergeben ſich folgende Reſultate. — Die Poeſie, als die Kunſt, ſo weit ſie ſich durch die Sprache, alſo durch den Gedanken manifeſtirt, iſt zuvörderſt für die Muſik wichtig, weil ſie den muſikaliſchen Künſtler zu entzünden vermag, und ihn anregt, daß er den Widerſchein der einen Kunſt in der andern darſtelle.— Soll ferner aber ſich die Poeſie an Töne anſchließen dürfen, ſo muß ſie, ihrer Erſcheinung nach, des Tones als eines Ergänzungsmittels bedürfen. Dies eben iſt nicht immer der Fall. Oft genügt die ſprachliche Form, um das vollſtändige ſinnliche Abbild des dichteriſchen Gedankens zu werden. Hieraus folgt denn, daß ein Gedicht vortrefflich ſein kann, ohne ſich zur Compoſition zu eignen. Iſt dies der Fall, ſo wird, näher betrachtet, ſein Charakter entweder ein philoſophiſcher, oder ein plaſtiſcher, auch wohl maleſcher ſein.

Mit wie vielen Beiſpielen aus der deutſchen Literatur läßt ſich dieſes belegen! Wir haben vortreffliche Gedichte, die man aber mit Unrecht Lieder nennt, ſobald man einräumt, daß nur dasjenige Gedicht, das

wahrhaft ſangbar ſei, ein Lied heißen dürfe. Wer möchte Schillers hohes Verdienſt verkennen! Und dennoch haben wir ſeine Gedichte als nicht muſikaliſch (in unſerem Sinne) bezeichnen müſſen. Derſelbe Fall iſt im Allgemeinen bei Hölderlin, C. Meyer, Guſtav Pfizer, und in den ſpäteren Gedichten von L. Schefer, Rückert, v. Platen, ſelbſt in einzelnen von E. Schulze, v. Zedlitz, Lenau. — Bei den Einen von dieſen finden wir den Gedanken vorherrſchend über die Empfindung, bei den Andern die Empfindung in der Beſchreibung des Anſchaubaren gänzlich aufgehend, bei Allen die Idee zu ſcharf in der Form ausgeprägt, die Gedichte ſo gänzlich fertig, daß man fragen kann: wozu hier noch Muſik? Die ächte Unbefangenheit, die Naivetät des Gedichtes iſt der Boden, aus dem die Melodie ſprießt. Zu viele Worte, oder zu ſcharf bezeichnende, — und das Lied tritt aus ſeinem beſcheidenen Kreiſe heraus. Den beſten Beleg kann das alte Volkslied der Deutſchen geben. Ueberall wenige Worte, einfache Begriffe, weiter Spielraum für die Phantaſie, die Muſik aber, das einzelne Wort oft wieder und wieder ergreifend und feſthaltend; — aus ſolchen Elementen entſprangen Kunſtwerke, die ihres geringen Umfanges, ihres faſt unſcheinbaren Aeußeren wegen für Viele todt ſind.

und ſelbſt von Denen, die ihre Bedeutung fühlen, vergebens nachgeahmt werden, in der That aber niemals untergehen, und die Herzen wieder und wieder entzücken! —

III.

Die Genrebilder in der modernen Muſik.

Es iſt eine alte Klage, daß die Säle der heutigen Kunſtausſtellungen mit ſogenannten Genrebildern überfüllt ſeien; man macht namentlich geltend, daß die höhere Geſchichtsmalerei darüber zu leiden habe, daß ſie in Kurzem ganz verſchwinden werde. Gleichwohl drängen ſich die Schauluſtigen vor einem gut gemalten Schuſter, ſpielenden Kindern, einem Mädchen, das neben der ſchlafenden Großmutter den Geliebten küßt u. ſ. w. Man hört immerfort ausrufen: „wie wahr, wie natürlich!“ das Lob geht alſo mehr auf die Darſtellung, auf die Virtuoſität der Ausführung, als auf die Erfindung. Gleichwohl finden ſich Genrebilder, die, wie viele neue Romanzen, mit einer Diſſonanz zu ſchließen ſcheinen, auch gleichſam einen diſſonirenden Lebensmoment darſtellen, dabei aber eine Auflöſung befriedigender Art ahnen laſſen.

Die individuelle Naturwahrheit iſt von dem Standpunkte des gemeinen Menſchenverſtandes am leichteſten zu faſſen, daher liebt man die Genrebilder, die ſich dem bequemſten Genuſſe darbieten. Es iſt noch nicht gar lange her, als man durchaus nicht das Charakteriſtiſche, ſondern nur das Idealiſtiſche wollte. Die Bilder waren damals meiſtens nachläßig gezeichnet, entbehrten der Naturwahrheit. Das Schöne bleibt nun einmal zwiſchen jenen beiden Extremen ſtehn. Iſt doch ſelbſt in der Philoſophie vom ſubjectiven zum objectiven Idealismus nur ein Schritt, während das Wahre der Wiſſenſchaft zwiſchen beiden ruht, und ſo wird der Streit zwiſchen Form und Geiſt in allen Zweigen des Wiſſens wahrgenommen. Nur wo Form und Geiſt in einander vollſtändig aufgegangen ſind, erſcheint das Meiſterwerk. Das Genrebild athmet franzöſiſchen Geiſt. Der Franzoſe hat mehr Scharfſinn als Tiefſinn, daher iſt mit ihm ſchwer zu ſtreiten, denn der Witz unterbricht bei ihm den dialektiſchen Faden allzu oft. Scharfſinn iſt eine Verſtandeseigenſchaft. Tiefſinn ruht in der vernünftigen Sphäre des Menſchen, worin die höchſten Ideen des Wahren, Schönen und Guten zuſammentreffen, ſich als eine Idee, die ſich nur verſchiedentlich manifeſtirt, zeigen. Der Franzoſe liebt den ſinnlichen Genuß, die anmuthige Kunſtform, le bon goût, aber es muß geiſtige Würze beigemiſcht,

der Verſtand muß auch durch das Kunſtwerk beſchäftigt werden, verſteht ſich auf leichte, ſpielende Weiſe. Iſt dies der Fall, ſo heißt das Kunſtwerk geiſtreich, und macht in Frankreich Glück.

Der Geſchmack des Genrebildes hat ſich nun aber in neuerer Zeit nicht auf die bildenden Künſte beſchränkt. Unſre Poeſie wimmelt von Genrebildern, und die jüngſte*) der Künſte, die Muſik, desgleichen, insbeſondere gilt dies von der Inſtrumentalmuſik, die nicht blos darum, weil alle muſikaliſche Kritik einen philoſophiſchen Muſiker verlangt, ſondern noch mehr, weil ſie eine bei weitem noch zu junge Erſcheinung in der Weltgeſchichte iſt, von unzähligen Aeſthetikern mißverſtanden worden iſt. So wird es auch wohl ſchwer halten, Manchem anſchaulich zu machen, daß das Weſen des Genrebildes ſich in der heutigen Muſik ebenfalls zu zeigen anfange, ja bereits die Oberhand gewinne. Es werden Manche nicht zögern einzuwenden, dies ſei ſchon darum unmöglich, weil die Malerei durch vorzugsweiſe genaues, faſt ängſtliches Auffaſſen der Natur und deren Nachahmung auf jene Gattung gekommen ſei. Die Muſik aber habe nichts Aeußerli-

*) Andre nennen ſie die älteſte. In der That aber hat die Muſik ihren Gipfel ſpäter als alle übrigen Künſte erſtiegen.

ches nachzuahmen, als höchstens immer wieder ſich ſelbſt. Dagegen iſt nun zu erwiedern, daß bei dem Gemälde die Geringfügigkeit des Inhaltes leicht über der techniſchen Vollendung und Ausführung überſehen werde, bei der Muſik aber der Inhalt mit der Form ſo verwachſen iſt, daß vorzugsweiſe dieſe enge Verſchwiſterung von Seele und Leib die Muſik von allen andern Künſten unterſcheidet. Mit dieſer Bemerkung wird bei den Skeptikern, welche die Muſik, weil ihnen der Schlüſſel ihres Verſtändniſſes fehlt, für gänzlich untauglich halten, die Idee der Schönheit, wie ſie etwa der Apoll von Belvedere oder die mediceiſche Venus ſinnlich darſtellen, zu offenbaren, wenig gewonnen ſein. Sie läugnen vielmehr den Inhalt der Muſik gänzlich, und machen ſie nur zu einem angenehmen Spiel ſymmetriſcher Tonformen. Sie unterſtützen dies durch die Anführung, daß das beſte Tonſtück mehrdeutig ſei, daß es auf verſchiedene Hörer verſchieden wirke, und daher namentlich die Inſtrumentalmuſik inhaltsleer ſein müſſe, — weil ſie ſich nichts dabei zu denken wüßten; — ein Urtheil, das ſehr ſcharfſinnige Philoſophen unumwunden ausgeſprochen haben. Dies iſt nun aber auch der Standpunkt, auf welchem die ganze Heiligkeit der Tonkunſt mit einem Male vernichtet wird, und der immer allgemeiner werden muß,

je mehr die Muſiker in ihren Schöpfungen zumeiſt für den Nervenreiz zu ſorgen befliſſen ſind.

Hier wäre denn alſo nicht wenig zu berichtigen, ob mit wirklichem Erfolge, bleibt ſehr ungewiß, ſo lange uns ein Eingeweihter fehlt, der mit gleicher Schärfe, wie Leſſing im Laokoon, die Gränzen zwiſchen Poeſie und Plaſtik, die Gränzen zwiſchen Poeſie und Muſik gezogen hätte. Der geſammten Aeſthetik der Tonkunſt fehlt es wirklich noch zu ſehr an Autoritäten. Indeſſen mag hier Einiges zur Vermittelung der Anſichten beigebracht werden.

Die Idee des Schönen kann von keinem einzelnen Kunſtwerk vollſtändig verſinnlicht werden, ja eine einzelne ganze Gattung der Kunſt (als Muſik, Poeſie, Malerei), iſt dazu, auch in der Totalität aller ihrer hiſtoriſchen Erſcheinungen erfaßt, zu ſchwach, ſondern die Kunſt, allgemein gedacht, ob ſie nun ſich der Worte, oder der Farben, oder der Töne zu ihrem Organe bediene, im Laufe der Weltgeſchichte, nicht die einzelnen Künſte in eigenthümlicher Begränzung, enthält allein die Realiſation der Idee des Schönen. Die Exiſtenz dieſer Idee iſt durch die Kunſtgeſchichte allein bedingt, wie die Exiſtenz Gottes durch die Weltgeſchichte offenbart wird. Die Idee der Schönheit iſt ewig, wie Gott es iſt, und die Kunſt als Offenbarung dieſer Idee durch Menſchenthätigkeit Gottes Offenba-

rung. So unzertrennlich iſt daher die Kunſtgeſchichte von der Geſchichte der äußeren Gottesverehrung, daß ſie mit der Kraft des religiöſen Geiſtes ſteigt und fällt. In dem Maße als der Glaube an geoffenbarte Religion dem Zweifel und der Irreligioſität Raum giebt, wird auch der Geiſt der Kunſt ein anderer. Zwei Richtungen werden in ihr alsdann mehr und mehr fühlbar, einmal die gemein-ſinnliche, die die Kunſt zur Dienerin des Fleiſches haben will, und dann die kalt reflektirende, nüchterne, und hiermit erreicht ſie den Punkt, wo die philoſophiſche Anſchauung der Kunſtwerke Platz gewinnt, wo von Aeſthetik die Rede ſein kann, deren ſie früher nicht bedurft hat, und die daher ſelbſt noch in der Kindheit lag, als eben die Kunſt in ihrer Blüthe ſtand. Die Schöpfungskraft ſinkt, die Erkenntniß wächſt. Die Kunſt ſelbſt fängt nunmehr an, es ſich zunächſt mit den Formen zu thun zu machen, oder andrerſeits in ihren Kreis Aufgaben hineinzutragen, die dem reflektirenden Geiſte entſproſſen, den Inhalt der immer zuſammengeſetzter werdenden Formen bilden. Die Kritik fängt dann wohl an, dieſen Formen Manier vorzuwerfen, und ſpricht damit ein weit härteres Urtheil aus, als ſie ſelbſt meint, daß nämlich die Kunſt am Inhalte krank ſei. Die geiſtreichen Künſtler aber, ſo wie die blos ſinnlichen, führen

die Kunſt immer weiter von Schönen ab, mit deſſen gänzlichem Verſchwinden aus der Kunſt endlich dieſe ſelbſt untergeht.

Dieſen Gang durchlaufen alle Künſte, und es iſt als eine göttliche Gnade anzuſehn, daß das Blühen oder Vergehen aller einzelnen niemals zu gleicher Zeit aufgetreten iſt, mindeſtens nicht bei allen Völkern zugleich. Die Kunſt wandert.

So iſt z. B. das 18. Jahrhundert das Zeitalter der Muſik geweſen, während die bildenden Künſte darniederlagen. In unſern Tagen indeſſen gewinnt es den Anſchein, daß alle Künſte ziemlich auf gleicher Stufe ſtehen. Tieck hat längſt ausgeſprochen, daß in der neueren Poeſie eine Ariſtokratie der Geiſtreichen Statt finde, und dieſe Erſcheinung wiederholt ſich in der Malerei und auch bereits in der Muſik. Die Genremalerei alſo iſt auch in der Muſik ſichtbar geworden. Es iſt characteriſtiſch, daß die Begeiſterung für das Große, Umfaſſende, Tiefe einer Menge von kleineren Zwecken, die wahrhaft vollendeten Formen den anmuthigen reizenden gefallſüchtigen, Platz machen mußten. Die unterſte und volksmäßigſte Muſikgattung, die Tanzmuſik ſogar muß zu den tollſten Zierrathen greifen, um die Sinne zu beſtechen. Die dramatiſche Muſik ſetzt ſich aus lauter kleineren Formen (Romanzen, Couplets, Lieder u. ſ. w.) am liebſten zuſammen. Die Kataloge

wimmeln von Skizzen, Eklogen, Impromtüs, Bagatellen, Rhapſodien, Etuden u. ſ. w. Man will möglichſt vielerlei, aber lauter Kleines. Da aber die neueren Kunſtformen zu ſchwach ſind, ſich ſelbſt zu vertreten, ſo wird ihnen ein Inhalt aufgedrungen, und daher entſtehen Inſtrumentalſtücke mit Ueberſchriften. Das Publikum freut ſich, nunmehr Etwas zu haben, wonach es doch ſein Urtheil einrichten kann. Der Begriff aber wird nunmehr nicht mehr im Tonſtücke ſelber aufgehn, ſondern nur von ihm erklärt werden. Die Muſik aber ſteht auf dem Punkte, ihr innerſtes Weſen, ihre Unſchuld aufzugeben, ſobald ſie ſich ſelbſt nicht mehr genug iſt. Beethoven hat in einzelnen Werken gewagt, was dem Genius erlaubt ſein mag, den nachfolgenden Talenten aber gefährlich geworden iſt. Gewöhnt man ſich, die Inſtrumentalmuſik, die mit Recht die romantiſchſte aller Künſte von Hoffmann genannt worden iſt, zu Commentaren von Begriffen zu machen, ſo werden ſich unfehlbar die größten Verirrungen in der Kunſt einſtellen. Gerade der denkende Künſtler unſerer Tage hat hier der größten Verführung zu widerſtehen. Er halte nur vor Allem alſo dieſes feſt: daß die Tonkunſt zwar eine Sprache iſt, und jede Sprache nur das ſinnliche Abbild des Gedankens ſein kann, daß aber eben darum die Tonſprache einen andern Zweck hat, als die Wortſprache, — ſie iſt das Abbild des muſi-

kaliſchen Gedankens. Er ſoll in Tönen denken, und dies heißt ſo viel, als die Muſik zum möglichſt vollſtändigen Abbilde ſeiner Gefühlsweiſe machen. Der dramatiſche Tonkünſtler (Opernkomponiſt) und der epiſche (Oratorienkomponiſt) verſenkt ſich in die Gefühlsweiſe der vom Dichter angedeuteten Geſtalten, er objektivirt ſich. Der lyriſche giebt ſein eignes ſubjektives Gefühl. Der Inſtrumentalkomponiſt kann nun das Eine oder Andre ſein, er kann ſelbſt ein Gedicht komponiren, ohne deſſen Worte geſangsweiſe vortragen zu laſſen, indem er die Gefühle des Dichters ſelbſt durchlebt, aber der Inhalt ſeiner Muſik darf immer nur eben der muſikaliſche *) Gedanke ſein. Der Ver-

*) Der muſikaliſche Gedanke iſt alſo ein Empfundenes, das aber unmittelbar in einer ſinnlichen, und zwar eben nur in einer Tongeſtalt auftritt. Die Empfindung, oder um das geiſtige Wort zu gebrauchen, das Gefühl, als ein Innerliches, tritt unter der Geſtalt einer Reihe von Tönen in die Sphäre des Bewußtſeins. Es iſt bei dem muſikaliſchen Gedanken ſchon Seele und Leib, das heißt, die Tongeſtalt, die vor der Seele des Künſtlers ſteht, hat einen geiſtigen Inhalt. Die Verbindung beider Momente aber iſt eine unzertrennliche, und unmittelbare. Zunächſt ein Embryo, wächſt er in leiblicher und geiſtiger Hinſicht, bis er in ſelbſtſtändiger Lebenskraft als Melodie auftritt. Die Bildſamkeit keines ſinnlichen Materials iſt ſo bedeutend, als die des Tones, daher dieſer für gewiſſe Seelenzuſtände das beſte Ausdrucksmittel unter allen, welche das Reich der Natur darbietet, iſt und bleibt; und weil denn kein Werkzeug

ſtandsbegriff durch Töne dargeſtellt, wird niemals ein Kunſtwerk werden, ſo geiſtreich ein ſolches Produkt heißen möge. Die Muſik iſt für die Rhetorik nicht da. Darum iſt alle Tonmalerei ſo gefährlich. Sie iſt ſelten eigentlich humoriſtiſch, ſie iſt witzig. Der Witz aber neben Gefühlen iſt wie der Reif auf einer Blume, der Witz iſt nur die rechte Hand des Humors. Beiſpiele der muſikaliſchen Genremalerei näher anzuführen, ſei mir erlaſſen. Bei ſpeziellen Kritiken moderner Tonſtücke findet ſich wohl Gelegenheit dazu.

Nur noch Eins. Ich habe oben geſagt, die Kunſt gehe dieſelben Zuſtände, wie die Religion, ihre Schweſter, hindurch. So ſind denn auch wirklich die modernen Genrebilder der Kunſt oftmals Bilder eines friedenloſen, unheimlichen Seelenzuſtandes, mehr beunruhigender als verſöhnender Natur. Darum liegt denn zuvörderſt unſere Kirchenmuſik darnieder. Kein Schein kann den ächt religiöſen Glauben erheucheln. Außerdem aber verrathen unſere neueſten Muſikſtücke, und gerade diejenigen, die mehr als muſikaliſches Cantharidenpulver geben, nicht bloß Wehmuth, ſondern geiſtige Unruhe, friedenloſes Gemüth, dämoniſche Nähe. Beethoven wußte durch ſolchen Zuſtand ſich durchzuſchlagen. Den

dem Geiſte ſo unmittelbar dient, ſo willig zu Gebote ſteht, als die menſchliche Stimme, ſo iſt hierin der Grund zu ſuchen, warum der muſikaliſche Gedanke zunächſt als ein innerlicher Geſang auftritt.

Neueren gelingt dies kaum. Mir ſcheinen denn auch die bedeutendſten Talente, als Paganini, Chopin (der Beſchreibung nach Berlioz) von jenem geheimen Leiden, von ſolch einem geiſtigen Unfrieden, der das Weſen der neueſten muſikaliſchen Romantik einmal ausmacht, keineswegs frei zu ſein. Bei Manchen wird er gänzlich krankhaft.

Die Bemerkung ſoll nicht einmal einen Tadel ausſprechen, denn für die Luft, die Einer athmet, iſt er nicht verantwortlich. Die Geſchichte der Menſchheit offenbart ſich nun einmal in aller menſchlichen Thätigkeit, und ganz vorzugsweiſe in den Ausgezeichnetſten ihrer Zeit. Für einzelne denkende Künſtler iſt es aber vielleicht nicht vergeblich, ſich die Zuſtände der Gegenwart zuweilen zum Bewußtſein zu bringen.

IV.

Das muſikaliſche Element in der Sprache.

Die Geſetze, welchen die Muſik unterworfen iſt, ſind ſo unendlich tief in der Natur begründet, daß ſie ſich fortdauernd mitten unter dem verworrenen Geräuſch, das vom frühen Morgen bis ſpäten Abend unſer Ohr berührt, geltend machen, ungeachtet ſie freilich nur von dem aufmerkſamen Beobachter, der zugleich für höhere Spekulation gebildet genug iſt, erkannt werden mögen. Ich ſage hier nichts von dem geheimnißvollen Flüſtern der Blätter im Walde, dem Rauſchen des Bergſtromes, dem Summen zahlloſer Inſekten auf offnem Felde, nichts von den verſchiedenen Stimmen des Windes und des Donners, von den Naturtönen, welche von Reiſenden in den Fluren Indiens mit Staunen belauſcht worden ſind, nichts endlich von dem Geſange der Vögel, der natürlichſten Muſik, nur auf Eines, das ſehr nahe

liegt, will ich hier etwas näher eingehen, auf die menſchliche Sprache. Es iſt nicht überflüßig, nachzuweiſen, wie vielſeitig und bedeutend ſich der Abdruck muſikaliſcher Geſetze in der Sprache darſtelle, denn eben in der Sprache, die ja das ewige Band der Geiſter ausmacht, iſt unſer geſammtes Denken und Fühlen unzweideutig niedergelegt. Es wird ſich hoffentlich in dieſer Unterſuchung ergeben, daß dem, was zunächſt nur den Philologen anzugehen ſcheint, ein ungleich allgemeineres Intereſſe ſich abgewinnen laſſe.

Herder hat in ſeiner noch unübertroffenen Abhandlung: „Vom Urſprunge der Sprache" den Satz ausgeführt, die Sprache ſei dem Menſchen ſo weſentlich, als die Beſonnenheit, welche ihn von dem inſtinktmäßig handelnden Thiere unterſcheide. Der Ausdruck: Beſonnenheit, iſt noch etwas unbehülflich; beſſer wäre überhaupt „Denken" gewählt worden; Herder hat damit nur diejenige Eigenſchaft des Menſchen gemeint, die ihn über den Inſtinkt des Thieres erhebt, und das unterſcheidende Merkmal der menſchlichen Natur iſt.

Von ſpäteren Philoſophen ſind einzelne Punkte in jener Abhandlung ſchärferer Kritik unterworfen, und manches bei Herder noch Unbeſtimmte iſt näher begränzt worden; die ganze Arbeit aber hat ihren bleibenden Werth behalten. Es wiederholt ſich z. B. bei Hegel

(Logik. Bd. 3. S. 3.) die Anſicht des großen Vorgängers in den Worten: „Die Denkformen ſind zunächſt in der Sprache niedergelegt, durch das Denken unterſcheidet ſich der Menſch vom Thiere; in Alles, was ihm zu einem Innerlichen zur Vorſtellung wird, hat ſich die Sprache eingedrängt u. ſ. w.; ſo ſehr natürlich iſt ihm das Logiſche, oder vielmehr es iſt ſeine eigenthümliche Natur ſelbſt.“

Ohne Zweifel iſt das Logiſche in der Natur der Sprache niedergelegt. Ohne Worte ſind keine Begriffe noch Urtheile möglich, wir können nichts denken, ohne unſern Gedanken ſelbſt ſogleich in der Geſtalt eines Wortes anzuſchauen. Allein der Menſch fühlt ſich gedrungen, dies innerlich angeſchaute Wort zu etwas Aeußerlichem zu machen, er ſpricht es aus, und es tritt alſo nun als vernehmbarer Laut in die Welt, und ſofort in Bezug zu dem Ohre. Der Gedanke gewinnt eine ſinnliche Geſtalt, das Wort, und zwar eine ſolche Geſtalt, welche zunächſt nur durch das Ohr wahrgenommen werden kann. Erſt Reflexion hat ihn nach und nach darauf gebracht, Worte durch ſichtbare Zeichen feſtzuhalten, den Laut im Buchſtaben darzuſtellen; das Sprechen hat er nicht durch Reflexion gelernt, er hat nur eine weſentliche Fähigkeit ſeiner menſchlichen Natur entfaltet, und indem er dies that, einem Naturgeſetze gehorcht.

Cicero bereits ſagt: (im „Redner" Kap. 49.) das Wort habe ein Verhältniß zur vernünftigen und zur ſinnlichen Natur des Menſchen. Genauer kann man unterſcheiden das Wort als Zeichen des Begriffes und des Gefühles. Je künſtlicher die Begriffe werden, deſto zuſammengeſetzter werden die Worte. Je wichtiger das Gefühl in Worten ſpricht, deſto einfacher ſind dieſe, ja ſie ſinken zu ſcheinbar begriffsleeren Interjectionen herab. In einem „O" liegt oft eine Welt von Entzücken, in einem „I" eine unausſprechliche Verwunderung, in einem „U" eine Furcht, die faſt die Sprache lähmt. — Dieſe wenigen Beiſpiele führen von ſelbſt darauf, daß unter den Buchſtaben die Vokale am meiſten die Aeußerungen des Gefühles ſind, während ſie zur ſchäferen Begrenzung von Begriffen zu arm erſcheinen. Daher tritt der Conſonant mit der erwachenden Beſinnung des Menſchen zu dem Vokal und bildet mit ihm das Wort. Die Deutſchen haben ganz folgerichtig den Vokal Selbſtlauter, den Conſonanten Mitlauter genannt.

Der Ausdruck „Laut," obgleich er eine ausgedehntere Bedeutung hat, iſt ziemlich übereinkömmlich nur von der Sprache des Menſchen gebraucht; er bezeichnet die Modifikationen des Schalles durch die Sprachwerkzeuge. Die Sprache iſt etwas Hörbares, inſofern ſie eben aus Lauten beſteht. Alles Hörbare im weiteſten

Sinne nennt man Schall *); Gottfr. Weber zieht dafür den Ausdruck „Laut" vor, welchen ich lieber der menſchlichen Sprache vorbehalten möchte. Dagegen ſtimme ich ſeiner Anſicht im Betreff anderer genauerer Beſtimmungen des Hörbaren eher bei. Auch ich nenne einen Schall von erkennbarer Höhe einen Klang, und einen Klang von erkannter Höhe einen Ton, während Andere, z. B. Marx, (in deſſen „Kunſt des Geſanges") unter Klang nur die Eigenſchaft des Tones, ohne Rückſicht auf Höhe oder Tiefe, mithin das, was man Tonfarbe nennt, verſtehen wollen. — Wir haben alſo in der Sprache es nur mit Lauten zu thun, d. i. mit dem Schalle, der ſich zum Klange und Tone runden kann, dieſe Vervollkommnung jedoch noch nicht erfahren hat. Hieraus ſchon ergiebt ſich, daß in dem Laut wie in jedem Schalle der Ton gleichſam noch als Embryo ſchlummernd angenommen werde. Jetzt unmerklich, dann wieder vernehmbarer klingen in den Lauten Töne hindurch, wie ſich dem todten Holze, deſſen Berührung gemeinhin nur einen gleichgiltigen Schall

*) Der Reichthum an Ausdrücken für das Hören und das Hörbare in der deutſchen Sprache iſt ſehr bedeutend, viel bedeutender als im Lateiniſchen und in den romaniſchen Sprachen. Die Lateiniſche hat dafür mehr Ausdrücke für das Sehen und das Sichtbare.

hervorbringt, in dieſer oder jener, freie Schwingungen begünſtigenden Lage zuweilen ein Ton entringt. Der Ton liegt in allem Hörbaren. Wie und auf welche Weiſe er erzeugt und modifizirt werde, gehört in die Akuſtik und darf nach Chladni's und Gottfr. Weber's ſcharfſinnigen Unterſuchungen als allgemein bekannt vorausgeſetzt werden. Es liegt in ſeiner genetiſchen Entwickelung ein Parallelismus mit der der Farbe, — eine oft und beſonders von Göthe in der Farbenlehre angeregte Bemerkung, die aber die Phyſiker noch nicht in ihrem ganzen Umfange gewürdigt zu haben ſcheinen, wenn auch die Einſichtigen nicht mehr läugnen, daß die Tongeſetze mit denen der Farbe in der nächſten Verwandtſchaft ſtehen, wie ſich denn in der ganzen Natur die getrennteſten Erſcheinungen oft überraſchend auf dieſelben Prinzipien zurückführen laſſen. Vielleicht entdeckt eine ſpätere Zeit den Bezug, der zwiſchen dem Ton- und Farbendreiklange ſtatt hat.

In der Sprache alſo liegt ein muſikaliſches Element nicht minder, als in allem Hörbaren. Was es aber bindet, iſt das logiſche Element. Beide ergänzen einander, ihr Produkt iſt eben die Sprache. Jenes hat ſeinen Bezug auf das Gefühl, dieſes auf den Begriff, jenes hat ſein ſinnliches Kennzeichen im Vokal, dieſes im Conſonanten, jenes gehört mehr der empfindenden, dieſes der denkenden Natur des Menſchen an.

Wie Denken und Sein, Seele und Leib, Erkennen und Begehren den Dualismus der menſchlichen Natur ausdrücken, ſo liefert davon das Wort in ſeinen Beſtandtheilen, Vokale und Conſonanten ein niederes Abbild. Der Vocal allein giebt uns keinen Begriff; was ihn bindet, begränzt, beſeelt iſt der Conſonant. Darum ſagt Zelter ſehr richtig: „jener verhielte ſich zu dieſem, wie die Glocke zum Klöppel.“ Es iſt darum allerdings auffallend, daß z. B. im Hebräiſchen die Vokale gar nicht geſchrieben werden, da ſie doch den eigentlichen Urſtoff des Wortes ausmachen. Gewiß richtig wird dies von Herder alſo erläutert, daß ihr Klang in jenen erſten Zeiten noch ſo geiſtig, ätheriſch, noch nicht ſo ſcharf geſondert geweſen, als bei uns. Der Klang der Vokale war mannigfaltiger, dieſelben verſchwammen mehr in einander. Die vorſchreitende Kultur, die überall Ordnung und daher Geſetz erforderte, ſchied erſt allmählich die Vocale, und ſo entſtand in der Welt die Lautfarbe. Anders wüßte ich nämlich den Unterſchied der Vocale nicht zu bezeichnen. Der Vokal an ſich iſt ja noch kein Klang, denn eben nur ausgeſprochen iſt von beſtimmbarer Höhe nicht die Rede, und doch wird das Ohr durch unſere fünf Vokale ſammt Doppellauten verſchieden berührt. Aus allen kann der Klang, der Ton ſich herausgeſtalten, aber demſelben bleibt immer etwas von der Natur des Stoffs beigemiſcht, wie dies

ja bei den verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten derſelbe Fall iſt. Man ſingt auf den Vokal „A" lieber, als auf alle übrigen, aus dem einfachen Grunde, weil bei ſeiner Hervorbringung die Sprachwerkzeuge am wenigſten der Tonbildung im Wege ſind. Er iſt der reinſte, einfachſte, deshalb aber auch der am leichteſten zu verfälſchende. Bei ſeinen Extremen nach beiden Seiten hin, dem „I," wobei der Hals ſich zuſammen zieht, und bei dem „U," wobei man die Lippen ſchließend, faſt alle Luftſtrömung hindert, iſt die Ausſprache ungleich beſtimmter, ſie ſind aber eben darum der Tonbildung hinderlicher. Das „A" iſt derjenige Laut, der an der Grenze zwiſchen Laut und Klang ſteht. Indem wir ihn ausſprechen, ſtrebt unſere Sprache bereits zum Geſange. Warum äußert denn das Kind ſich, ſobald es das Tageslicht erblickt, mit dem „A"? es iſt der wahre Laut der Empfindung, aber der der allerunbeſtimmteſten, ungetrübteſten.

Wie bei dem Kinde, ſo auch bei den Naturvölkern herrſchen die Vokale vor. Dies hat die alte Behauptung, die Sprache der erſten Menſchen ſei Geſang geweſen, oftmals unterſtützen ſollen. Allein dieſe ſchöne Hypotheſe iſt ziemlich unnütz. Von den Vögeln hat der Menſch den Geſang gewiß nicht gelernt, er handelt ſeiner Natur gemäß nie nach Inſtinkt, ſondern handelt ſpontan; das Denken macht ſich neben dem Em-

pfinden unmittelbar geltend, und treibt ſofort zu dem Streben, Worte zu bilden.

Die Verbindung der Conſonanten mit den Vocalen iſt für alle Geſanglehrer ein Grund ewig wiederkehrender Qual. Kaum haben ſie dem Schüler den Charakter jedes einzelnen Vokals anſchaulich gemacht, ihn das „A" von dem „O," das „E" vom „J" trennen gelehrt, als die Conſonanten neue Schwierigkeiten bringen, und viel bedeutender; denn der reine Selbſtlauter iſt zwar noch nicht Klang, aber doch Stoff des Klanges, der Mitlauter aber iſt ein Feind des Klanges, iſt antimuſikaliſch. In der Sphäre der Sinnenwelt offenbart ſich jetzt der Widerſpruch, deſſen tieferen Grund wir bereits kennen gelernt haben. In der innerſten menſchlichen Natur haben wir denſelben bereits als den Widerſpruch zwiſchen Verſtandes- und Gefühlsthätigkeit erkannt. Die Geſchichte der Sprachen liefert noch weitere analoge Thatſachen. Der Reichthum, der Klang der Vokale iſt bei den der Muſik am meiſten ergebenen Völkern zu Hauſe. Die unmuſikaliſcheſte Nation Europas, die Engländer, haben faſt nur Ziſch- und Gurgellaute. Herrſcht bei ihnen etwa nicht der Begriff, dagegen bei den Italienern das Gefühl vor? Wahrlich, die Sprache iſt für den Geiſt eines Volkes charakteriſtiſch, der Araber hat unzählige Namen für Löwe, Schlange, Schwert; der Deutſche hat eine Menge Aus-

drücke für „Betrunkenſein“ oder „ſich Zeit nehmen,“ er borgt von dem Franzoſen „coquett,“ der wieder keinen Ausdruck für „Gemüth“ beſitzt, ratio et oratio! Wie unzählige Worte malen im Klange den Sinn, man denke nur an flüſtern, rauſchen, knarren, brummen u. ſ. w. Wir haben hier eine Symbolik im Kleinen, die ſich in der Verwendung der Sprache zu höheren Zwecken im Großen zeigt. Und dieſe Symbolik wird allmählig ſo bedeutend, mächtig und ſo allgemein erkannt, daß darum von manchen Schriftſtellern mit Recht geſagt worden iſt: „Sie ſchreiben in einer Sprache, die für ſie dichte und denke.“

Die Kunſt, inſofern ſie zur Löſung ihrer Aufgabe, das Schöne hervorzubringen, ſich der Sprache als ihres Mittels, und inſofern die Sprache wieder die ſinnliche Erſcheinung unſeres Denkens iſt, ſich unſerer Begriffe und Gefühle als ihres Stoffes, bedient, heißt die Dichtkunſt. Es liegt ſchon in dieſem Worte, daß ihre Aufgabe eine andere ſei, als die Sprache zu einem regelmäßigen Spiel mit Lauten zu verwenden, ſonſt würde man gewiß lieber Sprach- oder Wortkunſt wählen. Das Reich der Dichtkunſt iſt, wie Schiller unübertrefflich ſagt, das unermeßliche des Gedankens, nur ihr Werkzeug iſt das Wort. Hier ſehen wir gleich, worin der Hauptunterſchied zwiſchen der Wirkung der Poeſie, und etwa der Tonkunſt liegt. Letztere hat den Ton, den

Klang von bestimmter Höhe, zum Werkzeuge, mithin ein ungleich kräftigeres Mittel zur Bestechung, als die arme Sprache, deren sinnliches Element der Laut, auf weit niederer Stufe stehend, von dem Begriffe gezügelt ist. Die Poesie strebt, so arm ihr sinnliches Werkzeug ist, indem sie eine äußere sinnliche Form schafft, danach, in dieser so viel als möglich den Inhalt sich abspiegeln zu lassen. Sie unterwirft die Sprache den allgemeinen Naturgesetzen, und diese sind, da die Sprache etwas Hörbares ist, die in der Musik in höherem Grade giltigen, nämlich Rhythmus und Harmonie. Sie schafft aus ihren tonlosen Mitteln, aus den bloßen Lauten gewissermaßen Musikstücke. Oder, will man leugnen, daß etwa ein Sonnet des Petrarka auch für den, der kein Wort vom Italienischen versteht, sich als etwas sehr Wohlklingendes dem Ohre einzuschmeicheln wisse? Es ist keine Frage, daß man hier eine Melodie mehr ahnt, als wirklich hört, aber es ist doch immer hier ein ähnlicher Fall, als wenn Jemand auf einem Korkstöpsel, den er zwischen den Zähnen trägt, eine Melodie mit den Fingern abschnellt.

Die rhythmischen Gesetze auf die Sprache angewandt, haben die Metrik, die harmonischen den Reim erzeugt. Das Alterthum kannte mit wenigen Ausnahmen den Reim nicht, bildete aber die Rhythmik ungleich höher aus, als unsere neueren Dichter. Die

romantiſche Poeſie, die man der antiken entgegenſtellt, und die in der Weltgeſchichte jene verdrängt hat, wendet wenig rhythmiſche Abwechſelung an, verſchwendet aber den Reiz des Reimes. Es wird mit Recht alſo für das Weſen der einen die metriſche Vollendung, für das der andern der Reim als äußeres Symbol betrachtet.

Vielleicht bezweifeln manche den Bezug, der zwiſchen Reim und Harmonie ſtattfindet. Dieſe mögen ſich daran erinnern, daß der Reim aus Wiederholung des nämlichen Vocals und einzelner Conſonanten, nicht aller, in correſpondirenden Sylben beſteht; haben zwei Sylben nur den Vocal, aber keinen Conſonanten mit einander gemein, ſo entſteht die Aſſonanz, haben ſie keinen gemeinſamen Vocal, nur gemeinſame Conſonanten, ſo alliteriren ſie. Es reimen ſich alſo: Pein und Sein, es aſſoniren That und Maaß, es alliteriren: Friſch und Froſch. Der Reim iſt alſo unter allen Gleichklängen, die die Sprache erzeugen kann, der wohlklingendſte, indem er bei verſchiedenen Worten nur ein ſchwaches äußeres Unterſcheidungszeichen im Klange zuläßt; die andern genannten Gattungen bezeichnen vorbereitende Stufen. Die ſogenannten reichen Reime vernichten das Weſen des Reims überhaupt, da ſie in der Wiederholung genau deſſelben Wortes, alſo auch Klanges beſtehen;

ſie bringen ganz die Wirkung hervor, welche man durch Wiederholung eines und deſſelben Tones in der Muſik, nicht eines harmoniſch verwandten erreicht. Der Reim vor Allem manifeſtirt ein Streben, den Laut zum Klange zu erheben, ihn dem Tone zu nähern; der Vocal iſt ſein weſentlicher Beſtandtheil; das muſikaliſche Element in der Sprache ſehen wir im Reime zum künſtleriſchen Schmucke erblüht.

Wer den Reim erfunden, bei welchem Volke er zuerſt Aufnahme gefunden habe, und ob er mit der Entwickelung des innern poetiſchen Lebens in der Literatur in nothwendigem Zuſammenhange ſtehe, hat ſchon viele Forſcher, die die Erſcheinungen der Literatur- und Kunſtgeſchichte nicht gedankenlos betrachteten ſondern auf ihre inneren Gründe zurückzuführen, beſtrebt geweſen ſind, beſchäftigt. Es unterliegt nach den Unterſuchungen von Fr. Schlegel, St. Schütze, und C. Poggel keinem Zweifel mehr, daß auch der Reim das Streben andeute, in der äußeren Form den Inhalt des Gedichtes abzuſpiegeln. Warum verſchmähte ihn das Alterthum, frägt man, und warum finden antike Versmaße in der romantiſchen Literatur keinen Beifall? Weil das Weſen der antiken Kunſt die Plaſtik, die mit der Rhythmik nahe verwandt, weil das Weſen der Romantik durch die Muſik bezeichnet wird! Dieß näher auszuführen, kann hier um ſo mehr unterbleiben, als

wohl auf den früheren Aufſatz: „Ueber die Bedeutung des Romantiſchen" zu verweiſen erlaubt iſt.

Nur einen leicht erregten Zweifel möchte ich hier noch beſeitigen.

Es wurde erwähnt, daß die Rhythmik mit der Plaſtik verwandt ſei; dies wird Vielen, die zunächſt nur ihre Verwandſchaft mit der Tonkunſt zugeben würden, nicht einleuchten. Man wird ſagen, Rhythmik habe es mit Bewegung, Plaſtik mit Ruhe zu thun. Hierauf iſt zu entgegnen: Rhythmik iſt durchaus kein ausſchließendes Element einer Kunſt. Sie iſt allerdings ein Theil der Muſik, inſofern ſie die Bewegung des Tones ordnet. Aber Rhythmus iſt auch in den Bewegungen des Sichtbaren zu bemerken, ja es hat hier der Rhythmus durch Vereinigung mit einem andern Elemente eine eigene ſelbſtſtändige Kunſt, die Mimik hervorgebracht. Der Rhythmus enthält alſo weit allgemeinere Geſetze, als die einer Kunſt allein angehörten. Er kann mithin für die Muſik nicht das charakteriſtiſche Moment enthalten, da er etwas iſt, das dieſe Kunſt mit andern gemein hat. Dem Plaſtiſchen muß alſo etwas ganz Anderes gegenüber ſtehen, wodurch die Muſik von ihm geſchieden wird. Dies Andere iſt der Ton, der, ſeiner Natur nach, nur durch's Ohr aufgenommen wird, wie die ſichtbare Geſtalt durch's Auge. Die franzöſiſche Phraſe: c'est le ton, qui fait

la musique, enthält einen tiefen Sinn. Das Weſen des Tones haben wir bereits definirt. Bewegung erſchöpft daſſelbe nicht, denn auch Geräuſch und Klang haben eine beſtimmte Dauer.

So hätten wir denn das muſikaliſche Element in der Sprache ſich bis zu künſtleriſcher Zierrath erheben ſehen, indem derjenige Theil derſelben, der es allein enthält, der Selbſtlauter, in einer Weiſe von dem Dichter angewendet wird, daß er dem Ohre eine an harmoniſchen Reiz erinnernde Berührung verſchafft. Damit wäre nur ein Theil unſerer Aufgabe gelöſet; denn auch in noch ganz anderer Weiſe kann man das muſikaliſche Element in der Sprache, richtiger freilich in der Rede wahrnehmen. Jedermann weiß, daß die Buchſtaben nur dürftig die Beſchaffenheit der einzelnen Laute andeuten, daß die Art ſie auszuſprechen, höchſt verſchieden modifizirt wird. Sprache iſt das Allgemeingiltige. Rede bezeichnet deren Modifikation durch die Natur des Individuums.

Der redende Menſch hat zunächſt zum Zwecke, ſeine Begriffe anderen kund zu thun; der ſingende offenbart ſeine Gefühle. In der Rede iſt es der Laut, bei dem Geſange der Ton, der unſer Ohr berührt. Je leidenſchaftlicher nun die Rede wird, deſto mehr nähert ſich der Laut dem Klange, dem Tone, je nüchterner der Geſang iſt, etwa bloß ein ſinnlicher Schmuck des witzi-

gen Gedankens, wie in vielen Couplet's, deſto tonloſer wird er, wie bei den Franzoſen häufig ſich in Erfahrung bringen läßt. Geſang und Rede gränzen oft an einander, am nächſten berühren ſich das Recitativ und die Declamation, ſie ſchlagen in einander, oft mehr, oft weniger bemerklich über.

Man bemerkt, daß die Rede des erzählenden, des bittenden, des zürnenden Menſchen, durch einen Ton ſeiner Stimme charakteriſirt werde; der Ton, nicht das Wort ſelbſt, giebt den wahren Sinn kund. Die Schnelligkeit oder Langſamkeit der Rede, das Zeitmaaß alſo, iſt dabei gleichfalls wichtig. Der Affekt ſteigert die Kraft, die Höhe und die Bewegung des Tones, der der menſchlichen Rede zum Grunde liegt; mithin durfte darauf hingewieſen werden, daß der Affekt das muſikaliſche Leben der Sprache fördere, hervorrufe, aber er erzeugt es nicht, er macht nur das eine Element der Sprache zu dem das andere überwiegenden, er ruft die ſchlummernde Fähigkeit hervor.

Hört man einem berufenen und geübten Redner zu, ſo bemerkt man ferner bei einiger Uebung leicht, daß ein Ton feſtgehalten wird, von welchem er ſich mehr oder weniger ſteigend oder fallend entfernt, um darauf zurückzukommen. Man findet dann zwei ſchädliche Verirrungen, in welche ſein Beſtreben leicht ausarten kann; entweder wird ſeine Rede monoton (ein-

tönig) oder ſingend, d. i. durch zu vieles Wechſeln des Grundtones, zu häufiges Entfernen und Zurückkehren von und zu demſelben verzerrt. Dieſe Extreme lehren die Wahrheit erkennen. Der muſikaliſche Theil der Sprache darf nicht die Oberhand gewinnen über den logiſchen, auch im Aeußerlichſten muß der Begriff ſeine Rechte geltend machen können, er darf durch die Aeußerungen des Gefühles nicht verdunkelt werden.

Beiſpiele für unſre Behauptungen bieten ſich in Menge dar. Das geübte muſikaliſche Ohr nimmt bei einer aus tonreicher Bruſt ſtrömenden Rede die Annäherung des Lauts zum Ton ſehr deutlich wahr. Auch die Anerkenntniß der harmoniſchen Geſetze ſogar tritt hervor. Man hört Grundton und Quinte, auch wohl die Terz oder andere Intervalle leiſe hindurchklingen. Das „Amen" einer Predigt muß einen muſikaliſchen Schluß bilden, er muß im Grundtone erklingen; während bei jeder Bitte, alſo bei einer ſolchen Rede, die eine Antwort zur Befriedigung verlangt, die Stimme um einen oder mehre Töne in der Scala ſteigt, Thatſachen, auf welche Beethoven, wie aus ſeinen handſchriftlichen Notizen hevorgeht, großes Gewicht gelegt, und die Gluck ſehr beachtet hat. Das „Wer da?" der deutſchen Schildwache, nicht der franzöſiſchen, geht von einem hohen Ton zu deſſen unterer Octave. Der Anomalien ſind tauſendfältige. Das bekannte Luſtſpiel

des Herrn von Eisholz: „Komm her!“ — ist es nicht ganz auf die Hervorhebung der Mannigfaltigkeit, worin das musikalische Element der Sprache sich hervorthut, berechnet? So weit indessen der Laut vom Tone entfernt ist, so weit auch entfernt sich das Auf- und Absteigen der Stimme des Redenden vom melodischen Fall in der Musik. Die Intervalle dürfen nicht in ihrer Reinheit vernommen werden, sonst wäre Gesang, nicht Rede mehr vorhanden, aber so vermischt sie sind, so sehr sind sie doch für die Wirkung, die die Rede macht, von Einfluß. Das Maaß also entscheidet auch hier.

Von Gebirgsvölkern pflegt man zu sagen, daß sie in ihrer Rede singen. Bekanntlich sind sie für Musik vorzugsweise empfänglich. Sie artikuliren minder als Andere. Hier zeigt sich gleich die Bestätigung von dem, was über Vocale und Consonanten gesagt wurde. Auch diese herrschen, wie oben bemerkt, bei verschiedenen Völkern nach Maßgabe ihres musikalischen Berufes vor. Der Franzose ist minder musikalisch als der Italiener. Seine Aussprache verräth dies; er liebt den Nasenton, der Italiener spricht aus voller Brust. Wie sehr unterscheidet sich das Oberdeutsch vom Niederdeutschen, schon durch den musikalischen Gehalt in der Aussprache!

Wie weit ließe sich, wenn auch immer nur annähernd verfolgen, was hier angedeutet worden ist! Das tägliche Leben bewahrheitet in seinen wechselnden Er-

ſcheinungen fortwährend die ewigen geheimnißvollen Naturgeſetze, die wir gelten laſſen müſſen, weil unſer ganzes Daſein durch ſie bedingt iſt. Beſchränken wir uns darauf, in der großen Kette aller ſinnlichen Erſcheinungen den Zuſammenhang einzelner Glieder zu erkennen, oder ſelbſt nur zu ahnen, wenn auch Anfang und Ende in Dunkel gehüllt bleiben.

V.

Das Oratorium und ſein Verhältniß zur neueren Kunſt.

Es iſt bekannt, daß die Gattung von Muſikſtücken, welche wir Oratorium nennen, in einer Zeit, wo bereits die Trennung zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Muſik in die Erſcheinung getreten war, nämlich am Ende des 16ten Jahrhunderts entſtanden iſt. Mindeſtens der Name Oratorium wird für die von dem Florentiner Filippo Neri (1515 — 1595) in ſeinem Betſaale zu Rom aufgeführten: Diletti spirituali von früheren Tonſetzern zuerſt angewandt. Analoge Fälle ſind bei etymologiſchen Forſchungen häufig. Der Römer verſtand unter „jus" das Recht und den Ort,

wo Recht gesprochen wurde. Der persische Ausdruck: „Makame" wird für Erzählung und Ort, wo erzählt wird, gebraucht. Wie jene Form Giulio Caccini durch Anwendung des Recitativs erweiterte, bis endlich das allegorische Spiel: l'anima ed il corpo von Emilio del Cavaliere, welches als musikalisches Drama geistlichen Inhalts zu betrachten ist, im Betsaal aufgeführt wurde, hat v. Winterfeld in seinem „Johannes Gabrieli" (Theil II. S. 152 ff.) mindestens von den deutschen Schriftstellern zuerst mit Genauigkeit erörtert. Sehr treffend ist zugleich darauf hingewiesen, welcher Unterschied zwischen dem katholischen und protestantischen Oratorium bestehe, indem bei jenem die unmittelbare Handlung, mithin das Dramatische, bei diesem die Erzählung, das Epische vorwalte. Dies zu verstehen, müssen wir an ein möglichst bekanntes Werk, am besten an eine der Passionsmusiken des Seb. Bach erinnern. Die Leidensgeschichte war in den früheren Zeiten des Protestantismus von der Gemeinde abgesungen worden, zu Bach's Zeit ward sie ihr vorgesungen, aber als wesentlicher Theil des Gottesdienstes, genau nach den Worten der Schrift mit Zwischensätzen, Chorälen, die das Mitgefühl der Gemeinde aussprechen. Hier zeigt sich sogleich, daß in dem Katholicismus das Oratorium weit mehr von dem Kultus selbst entfernt stand, als in der

proteſtantiſchen Kirche. Dort ward es im Betſaale, hier in der Kirche produzirt. Dort ſtand es unter einem weltlichen Einfluß, nämlich dem der verwandten Oper, des muſikaliſchen Drama's im weiteſten Sinn; hier war es aus der Gemeinde herausgewachſen, weſentlicher Theil des Gottesdienſtes.

Ebenfalls noch als Epiker erſcheint uns Händel in ſeinem „Meſſias;" doch er iſt ſchon einen Schritt von dem ächt Epiſchen entfernt. Er ſtellt uns keinen Evangeliſten als den Rhapſoden, deſſen Erzählung den Faden, der Alles zuſammenhält, ausmacht, auf. Die Stellen der Schrift ſind planmäßig geordnet, wozu er keinen Dichter brauchte.

Und eben Händel hat in ſeinen übrigen Oratorien dieſes epiſche Element nicht zur Grundlage genommen. Der Einfluß der Oper war ſo mächtig wirkſam, daß wir zweifelhaft bleiben mögen, ob z.B. ſein „Samſon", ſein „Iſrael in Egypten" nicht eben ſowohl agirt, als bloß geſungen werden möchten. Ueberall iſt dramatiſches Leben, der epiſche Faden verſchwindet. Was wir erfahren, iſt unmittelbar gegenwärtig, wir erfahren es durch keinen Erzählenden.

Wichtig iſt noch das, daß nicht das Neue Teſtament, ſondern das Alte die Stoffe lieferte. Als immer

noch der geoffenbarten Religion verwandt, können sie, in der Kirche aufgeführt, keinen Widerspruch finden. Sie befinden sich aber hier eben nur so, wie Neri's Gesangspiele im Betsaale. An den heiligen Ort gebunden sind sie nicht mehr. Das Prinzip der Unterhaltung und Ergötzung schafft sich bei dem Hörer neben dem der Erbauung Luft. Der „Messias" steht der christlichen Kirche nicht blos durch den Stoff, sondern durch die Gestalt des Werkes ungleich näher.

Musikalische Dramen ohne Handlung, die dem Auge anschaulich wird, mußten den Tonkünstlern in vieler Hinsicht eine wünschenswerthe Form sein, ihren Erfindungsreichthum geltend zu machen. Die Musik wirkt ungleich ungestörter, wenn sie nicht von sichtbarer Handlung unterstützt wird, obgleich der auf den Zuhörer bewirkte Eindruck ein ungleich stärkerer sein muß, wenn dieser zugleich Zuschauer ist. Der Name „Oratorium" ward beibehalten, der ursprüngliche Begriff des Worts immer mehr verlassen.

Nachdem Gluck allen dramatisch-musikalischen Forderungen auf eine ungleich höhere Weise als Händel genügt, und das Höchste eben im Fache des rein-Dramatischen geleistet hatte, trat Haydn auf, der sich an den Busen der Natur geschmiegt, von dem Ausdrucke menschlicher Leidenschaften fern hielt, und in ei-

ner ſeligen Naturanſchauung verloren, die menſchliche Stimme weniger als ein reiches Inſtrumentenſpiel zur Anwendung brachte. Die Singſtimme iſt nicht mehr die Königin. Die Inſtrumente ſind ſelbſtſtändige Trabanten geworden. Die Inſtrumentalmuſik, freilich noch allen Reiz von der Vocalmuſik entlehnend, und darum eben in jugendlicher Schönheit erblühend, breitet ſich zu den freiſten Formen aus. Nun ſchreibt auch Haydn Oratorien: Die Schöpfung, die Jahreszeiten. — Dieſe Werke heißen gemeinhin ſo, und ſollten ganz andere Namen führen. Iſt hier von einem Bezug auf die geoffenbarte Religion noch die Rede? In der Schöpfung wohl noch, in den Jahreszeiten gar nicht mehr. Es iſt nicht die Stimme der geoffenbarten Religion, ſondern die der natürlichen Religion, wenn dies Wort zu brauchen erlaubt iſt, die wir hier vernehmen. Das Gefühl, das ſich ausſpricht, iſt mehr ein pantheiſtiſches als chriſtliches. Das Gefühl iſt überſtrömend, Alles iſt die lebendigſte Lyrik. Das Epiſche iſt zurückgetreten, ganz verſchwunden. Die Charakteriſtik macht der Tonmalerei Platz, und das Inſtrumentenſpiel hat ſo entſchieden die Oberhand, daß ich zweifelhaft werde, ob ich dieſe Werke große Cantaten, oder gar Symphonieen mit Geſang nennen ſoll. — Nachdem endlich durch Mozart und Beethoven alle Style erſchöpft

ſcheinen, ein Kreislauf der Tonkunſt zum Abſchluß gebracht worden iſt, verlangt man auch immer wieder Oratorien, d. h. Muſikſtücke für Geſang und Orcheſterbegleitung, die den Zweck haben, eine Dichtung zwar nicht in Handlung, aber doch mit dramatiſcher Lebendigkeit Zuhörern zu vergegenwärtigen. Man ſucht und greift überall nach Stoffen herum. Die Wahl iſt ſchwer, denn wo gehört das moderne Oratorium hin? Auf die Bühne, — gewiß nicht. In die Kirche und auch in den Concertſaal, zweien Zwecken ſoll das Werk dienen. Der Umſtand, daß es in der Kirche ſchicklich aufgeführt werden ſoll, bewirkt, daß die Stoffe der heiligen Schrift in größter Ausdehnung benutzt werden. Was irgend mit der geoffenbarten Religion zuſammenhängt, erſcheint geeignet, — eine Anſicht, welche ſehr bald auch dies Feld verlaſſen und in ein erweitertes übergehen hieß. Das Weltgericht, die Sündfluth, ſo wie Abſalon, Gideon, Ruth u. ſ. w. paſſen gewiß immer weit eher in die Kirche als bibliſche Stoffe, wie Eſther und Saul, auf die Bühne. Man verläßt aber nun auch das Gebiet der Bibel. Die „Zerſtörung von Jeruſalem" mehrfach bearbeitet, hat noch den bibliſchen Hintergrund; man beginnt aber bereits in das Gebiet der Legende überzugehen. „Die Siebenſchläfer," von Gieſebrecht und Löwe, geben ein

erfreuliches Beiſpiel, inwiefern dies; ohne profan zu werden, möglich iſt. Es iſt vorauszuſehn, daß man immer weiter gehen wird. Die Zeit iſt vielleicht nicht fern, wo man immer modernere Stoffe in eine dem Oratorium entlehnte Form bringt. Wo wäre auch ein weſentlicher Grund, dies zu tadeln, da die Muſik dazu bereits immer concertmäßiger wird, und zu dem kirchlichen Inhalte nur der Form nicht dem Geiſte nach paßt! Gegen die Keime, welche in der Zeit liegen, kämpft Kritik vergebens an. Auch ſie wird ſich vielleicht einſt zu wundern aufhören, wenn man es ſich gefallen laſſen ſollte, Romane oder Novellen geſangweiſe in Concerten abzuhandeln.

Wenn von dem allgemeinen poetiſchen Charakter der neueren Oratorien die Rede iſt, ſo giebt ſich derſelbe meiſt entweder als einen lyriſchen, oder mehr dramatiſchen kund. Die epiſche Entwickelung iſt ganz verſchwunden. In der That muß bei dem Stande des Bewußtſeins, auf dem ſich die neueren Tonkünſtler befinden, ſchnell begreiflich werden, daß das Epiſche das der Muſik am wenigſten ergiebige Element iſt. Es drückt ſich daſſelbe nur im Recitativ vollkommen aus, und dieſes iſt eben nur als Vehikel, als Motiv des Affektes zu brauchen. Bei ſolchem Stande der Dinge aber muß ein Werk, wie F. Mendelsſohns Paulus, welches ſchon in Geſtalt und Geſinnung ſich dem Hän-

delſchen Meſſias anſchließt, um ſo größere Beachtung erheiſchen. Wie in allen ſeinen Schöpfungen, ſo auch hier hat der Componiſt das höchſt ehrenwerthe Streben an den Tag gelegt, die Kunſtzuſtände der Vergangenheit mit vorſichtigen Modificationen, wie die Gegenwart ſelbige ſie fordern darf, wieder zu erwecken. Dieſe Richtung kann für die Zukunft ſehr wichtig werden.

Die Oeconomie bei der Behandlung eines Stoffes zum Oratorium darf man hier wohl kürzlich berühren. Die Begebenheiten können nicht einfach genug ſein. Was geſchieht, muß durch die Worte, die den Perſonen in den Mund gelegt werden, ſich ſo klar ausſprechen, daß Bemerkungen über die zu denkende Scenerie und vorzunehmenden Handlungen nicht mehr weſentlich ſind. In wiefern der Chor an der Handlung als mitthätig zu denken wäre, dies läßt verſchiedene Auskunftmittel zu. In dem nachfolgenden Oratorium „Tobias," welches als Darſtellung einer Privatbegebenheit, die nun aber einmal durch den Platz, den ſie in der h. Schrift einnimmt, einer ſolchen Bearbeitung nicht unwürdig ſchien, könnte der Chor gänzlich überflüßig erſcheinen. Wirklich iſt er keineswegs als mithandelnd, wohl aber als ein über den Charakteren ſchwebendes, prophetiſches Weſen gedacht worden. Er empfindet mit, und vertritt alſo gewiſſermaßen das Publikum,

welches die abgehandelte Familienbegebenheit an ſich vorübergehen ſieht. Ganz anders tritt er in dem „Bonifacius" auf, wo ihm ſein Recht als handelnde Perſon nicht entzogen worden, wodurch ſich das Ganze dem Drama ſehr genähert hat.

Tobias.

Oratorium in 3 Abtheilungen.

Perſonen:

Der alte Tobias.
Hanna, ſein Weib.
Der junge Tobias.
Azarias.
Sara, die Tochter Raguel's.
Der Chor.

Erſte Abtheilung.

Chor.

Klagt ihr Frommen all', ob großem Leid,
Das ihn traf, ihn, der ſich Gott geweiht,
Der begraben die Erſchlag'nen mild,
Fremde Blöße deckt und Hunger ſtillt.
Der des Königs Zorne widerſtand,
Gottesfurcht bewahrt im Heidenland,
Großes Leid bedeckt Tobiä Haupt; —
Weh! der Edle ward des Lichts beraubt.

Recitativ.

Hanna.

Tobias! von des Ew'gen ſchwerer Hand
Mit Blindheit, ein hinfäll'ger Greis, geſchlagen, —
Wo iſt nun Dein Vertraun, darum Du ſtets
Almoſen gabſt? Verloren iſt Dein Wirken,
Und nur des Elends Druck haſt Du errungen.

Duett.

Hanna. Der alte Tobias.

Hanna.

Wie ſteht's um Deinen Heldenmuth,
Wie ſteht's um Dein Vertrauen?

Der alte Tobias.

Verlör' ich alles Erdengut,
Auf Gott nur wollt' ich bauen.

Hanna.

Dir ward als Deiner Tugend Lohn
Der Augen Licht genommen.

Der alte Tobias.

Bald werd' ich vor des Höchſten Thron
Zum ew'gen Lichte kommen.

Hanna.

Dahin iſt Deine Jugendkraft,
Der Herr hat Dich verlaſſen,
Daß Du, dem Alles ward entrafft,
Im Elend ſollſt erblaſſen.

Der alte Tobias.

Sei auch geſchwächt des Lebens Mark,
Ich warte auf ein Leben,
Das uns, ſo wir im Glauben ſtark,
Der Gott der Huld wird geben.

Recitativ.

Der alte Tobias.

Der Herr nur iſt gerecht, und all ſein Thun
Iſt Recht und lauter Güt' und Treu'; er ſei
Mir gnädig, räche meine Sünde nicht,
Noch mein und meiner Väter Miſſethat.

Aria.

Dieweil wir nicht gehalten
Getreu des Herrn Gebot,
Sind wir dahin gegeben
In Feindes Macht und Noth.
Daß uns der Feind in Banden
Geſchlagen, uns beraubt,
Daß wir in Spott und Schanden
Gebeugt das müde Haupt.
Und ſo wir mißgehandelt,
Iſt Buße unſ're Pflicht;
Die nicht vor Gott gewandelt,
Trifft ſchwer des Herrn Gericht

Recitativ.

Der alte Tobias.

Mein Sohn Tobias! Alt und ſchwach bin ich
Und meine Tage ſind gezählt, ſo wiſſe:
Da Du ein Kind noch, lieh' ich einem Freund',

Gabel genannt, — aus Rages, im Land Meden,
Zehn Pfunde Silbers. Darum ziehe nun
Mit ſeiner Handſchrift hin, und ford're Du
Dies Geld. Doch, da Du jung und nimmer kundig
Des Weges biſt, erlies Dir einen treuen
Geſellen, der Dich führe weiſ' und gut.

Aria.

Der junge Tobias.

Aus dem ſtillen Vaterhaus,
In die fremde Welt hinaus
Rufet mich die ſtrenge Pflicht.
Soll von lieben Freunden ſcheiden,
All' die trauten Fluren meiden, —
Doch ich hoff' und zage nicht. —

Höre Du mein heißes Fleh'n;
Wolleſt mir zur Seite ſteh'n,
Du, Gott Iſraels, mein Hort.
Hilf' mir in dem fremden Treiben
Schau'n auf Dich, o Herr, und bleiben
Treu beſtändig deinem Wort.

Auf der Wand'rung für und für
Leite mich, mein Gott zu dir,
Lehr' mich Weisheit, Seelenruh'! —

Sende mir von deinen Schaaren,
Vor dem Böſen mich zu wahren,
Einen treuen Diener zu.

Chor.

Wer iſt's, der da kommt,
Mit erhabenem Blick,
Mit der Miene voll Huld,
Mit der Engelsgeſtalt?
Denn der Sterblichen Keiner
Mag irgend ihm gleichen;
Ihn ſandte zum Segen
Aus Vaterhuld nieder
Der Herr, der getreulich
Die Frommen bewacht.

Recitativ.

Azarias.

Gott gebe Freude Dir, Tobias! bald
Wird er Dir helfen von der Erde Schmerz!
Gen Rages will ich ſicher Dich geleiten
Und wieder her zu Dir, den lieben Sohn.
Dies nun verſprech ich Dir, o blinder Greis,
Ich, Ananias Sohn, Azarias.

Arioſo.

Hanna.

Weh! meines Alters letzter Troſt,
Der hoffnungsvolle, einz'ge Sohn,
Mein höchſtes Glück auf Erden,
Soll mir entriſſen werden!
Fluch ſei dem Mammon immerdar,
Der ihn von meiner Seite ruft,
Auch arm, lebt' ich zufrieden,
Blieb mir der Sohn beſchieden.

Chor.

Weine nicht, Mutter, um ihn,
Welchen dem heimiſchen Heerde
Heilige Pflichten entziehn.
Daß er erprobt erſt werde
Strebe der Mann hin weit,
Weit in die Ferne, bereit,
Herrlich im Thun zu erblühn.

Quartett (mit Chor).

Der alte Tobias.

So ziehet hin! Gott ſei mit euch,
Mach eure Wandrung ſegensreich.

Der junge Tobias.

Ich will allein dem Herrn vertrau'n,
Und freudig in die Zukunft ſchau'n.

Hanna.

Zurück in deiner Eltern Arme
Laß unverletzt der Herr Dich kommen.

Azarias.

Die Freud' entſpringt aus tiefem Harme,
Der reinſte Himmelslohn den Frommen.

Jene Vier und Chor.

Der Herr, der iſt der Schwachen Schild.
Der Frevler Schreck, den Frommen mild.
Er, der Gerechten Troſt und Hort,
Iſt dauernd, wie ſein göttlich Wort.
Ob Alles in der Welt vergeht,
Der Ruhm des Herrn allein beſteht.
Ihn preiſet ſeiner Engel Heer;
Der Herr iſt groß und Keiner mehr!

Zweite Abtheilung.

Recitativ.

Der junge Tobias.

Azaria! mein brüderlicher Freund,
Sey ſchleunig mir mit treuer Hülfe nah!
Der Tigris ſpeit ein Ungeheuer aus,
Das mich verſchlingen will! —

Azarias.

Von meiner Hand
Stirb ungeſäumt, unheilverbreitend' Weſen,
Zum Segen aber ſoll, ſo will's der Herr,
Das Schädliche dem Gläubigen gereichen,
In dieſes grauſen Seethiers Eingeweide
Iſt eine wunderbare Kraft gelegt,
Wohl werd' es aufbewahrt; denn auch dem Schrecken
Ließ Jehovahs allweiſer Rath begegnen.

Duett.

Azarias.

Stark in Aengſten und Grau'n,
Hin zieh' muthig auf Erden.

Auf den Ewigen trau'n,
Läßt zu Schanden nicht werden.

Der junge Tobias.

Bang zum Himmel empor
Blickt' ich, ſchauend den Tod,
Gnädig neigte ſein Ohr
Mir mein Gott in der Noth.

Beide.

Herr, laß deinen Getreuen
Leuchten dein Angeſicht,
Die im Glauben ſich freuen,
Stehn, und fürchten ſich nicht.

Chor.

Wie gering, wie nichtig und makelvoll,
Iſt der Menſch und irdiſche Kraft,
Unermeßlich beſteht, was uns Jehovah
Barmherzig helfend erſchafft;
Denn rings erſcheint, in der Näh und Fern',
In den Tiefen und Höh'n, und von Stern zu Stern,
Ueberall die unendliche Kraft.

Recitativ.

Sara.

Aus tiefer Noth fleh' ich, o Herr und Gott,
Zu Dir, der Schwachen Troſt. Erlöſe mich,

Von groſser Schmach. Die Männer, die Du mir
Verlobt zu eh'lichem Gemahl, ſie würget All'
Ein Sohn der Finſterniß allmählig! wehe!
Ich bin verſtoßen von der Menſchheit; weh'!
Als Mörderin verſchmäht! o Du, erlöſe
Mich bald, und banne Du der Hölle Dämon!

Aria.

Zu Dir, o meiner Väter Gott,
Kehr' ich mein Angeſicht,
Laß mich nicht ſeyn des Volkes Spott,
Verlaß mich Schwache nicht.
In tiefer Demuth harr' ich dein
Und deiner Güt' und Macht;
Daß ſie mich wolle ſchnell befrei'n
Aus dieſer Erdennacht.
Nicht lacht mir mehr das Morgenroth
Nicht mehr des Lenzes Duft,
Ich ſehne mich, bis daß mich Tod
Hinab zum Frieden ruft!

Recitativ.

Der junge Tobias.

Mein weiſer Führer! zwar der Reiſe Ziel
Scheint jetzt erfüllt; denn Gabel hat die Schuld
Pflichtmäßig rückgewährt. Doch zöge' ich noch,

Schon heim zu kehren; denn faſt wunderbar
Hat ſich ein nie gekanntes Hochgefühl
In meiner Bruſt entzündet, ſeit ich erſt
Sara, die Tochter Raguels, geſehn.
In ihrer Nähe drängt es mich zu bleiben.
Sie mein zu nennen, iſt mein heißer Wunſch.
Doch warnt ihr Vater mich: dem Tode ſei
Jedweder Mann, der ſeine Tochter liebe,
Verfallen. Hilf mir, Freund, mit treuem Rathe.

Chor.

Gehe zurück, du herrlicher Jüngling,
Wende Dich ſchnell von der lieblichen Lockung.
Denn es bedroht Dich der Tod, und bangſam
Klopfen die Herzen, die deiner geharrt.
Deine Geliebte verfolgt der Ingrimm
Finſterer Mächte, die nimmer befriedigt,
Schönheit nützen zu tückiſchem Endzweck,
Blühende Männer zu locken ins Grab.

Recitativ.

Azarias.

O Jüngling! jene Regung deines Herzens
Iſt Gottes, deſſen Alles, was im Himmel
Und was auf Erden iſt. Dein Wohl und das
Der Unglückſel'gen, welche Satans Tücke,

Verfolgt, begehret er, der liebend Alles
Umfaßt. So gehe hin und wirb' mit Muth
Um ihre Hand. Mit Dir wird ſein der Herr!

Aria.

Finſt'rer Geiſt der Unterwelt,
Alles Böſen ſchwarze Saat!
Dein Bezwinger ſiegend naht
Aus dem lichten Himmelszelt.
Deine Macht
Liegt in Nacht,
Hingeſtürzt; ſie iſt zerronnen
Vor dem Lenker aller Sonnen.

Liege tief, gebunden,
Geiſt der Finſterniß,
Den bei Welterſchaffung
Wink des Herrn verſtieß.
Ob dein Blick mit Neide
Auf die Frommen ſah,
Jehovah iſt ſchützend
Seinen Gläub'gen nah.

Duett.

Sara. Der junge Tobias.

Sara.

O Herr der Welt! Dank, Dank ſei Dir!
Du haſt dich deiner Magd erbarmt.

Aus Höllenmacht mich zu befrei'n
Mir diesen Jüngling mild gesandt,
Ihm, dem die Rettungsthat gelang,
Will treu ich dienen lebenslang.

Der junge Tobias.

O Herr! des Wohlthuns ist bei dir
Kein Ende, wie des Sands am Meer.
Dir dank' ich die Gefährtin heut',
Auf meinem Pfad zum Heil und Licht.
So laß mit ihr mich wandeln hin,
Im Glauben stark, mit frommem Sinn.

Beide.

Sei ferner, großer Gott, mit uns,
Zu Deinem Wohlgefallen;
Laß uns zusammen fromm und treu
Nach deinem Throne wallen.

Chor.

Die Frommen singen,
Denn ihre Stärke
Und Hülf' in Nöthen
Das ist der Herr!
Ob Berge sinken,
Ob Reiche fallen

Und Heiden zagen,
Die Frommen ſchützet
Gott Zebaoth!

Dritte Abtheilung.

Chor.

Freut euch überall, ihr Frommen;
In des theuren Vaters Arm
Iſt der Sohn zurückgekommen,
Und es wich des Greiſes Harm.
Reicher Segen Gottes ſchwebt
Jetzt auf ihn, der nie gebebt.

Recitativ.

Der junge Tobias.

Viel hat der Herr bereits an uns gethan,
Deß ich nicht würdig bin, ich ſchwacher Jüngling;
Ein Wunſch nur füllet noch mein Herz! Den Vater
Aus ſchwarzer Nacht, die noch ſein ſterblich Aug'
Bedeckt, zu retten; o, allgüt'ger Gott,
Verleih' zu dieſer That mir deinen Segen.

Aria.

Laß mein ſchwaches Werk gelingen,
Gott der Gnad' und Huld,
Segne Du die Heilkraft, Vater,
Segne meine Hand,
Daß des Vaters theures Auge
Einmal noch mich ſchau,
Und die Pracht des Firmamentes
Und der Erde Zier.

Chor.

Weh' dem Erdenſohne,
Der des Lichts beraubt,
Dem, den Herrn zu ſchauen
Rings in ſeinen Werken
Ward von Gott verſagt.
Ihn vermag zu tröſten
Der nur, der genommen,
Was er einſt verlieh'n.

Recitativ.

Der alte Tobias.

Mein lieber Sohn! Nimm deines Vaters Dank
Für deine Treu' und Liebe. Doch zu heilen
Noch meines Auges Blindheit, das vermag
Kein Sterblicher! Gieb auf denn dein Bemüh'n:

(Mit Begleitung.)

Doch wie? — wie iſt mir, welch' ein Hochgefühl
Verjüngter Kraft durchſtrömet meine Adern, —
Der Herr, er iſt mir nah', hat mich geſegnet, —
Mein Sohn, mein Sohn, wo biſt du? — Gott, ich ſehe!

Aria.

Herr, Du biſt groß, ein ſtarker Gott,
Dein Reich, es währet ewiglich!
Du retteſt aus der tiefſten Noth,
Du züchtigeſt und tröſteſt wieder,
Blickſt auf die Deinen gnädig nieder,
Kannſt in der Hölle Schrecken ſtoßen
Und führen aus der Nacht zum Licht,
Die Dir vertrau'n, verderben nicht.

Recitativ.

Der junge Tobias.

O Du, mein Freund, der mich bisher geführt,
Wie mögen wir, was Du gethan, vergelten,
Errettet haſt Du mich vom nahen Tod,
Mein ſüßes Weib mir aus der dunklen Macht
Des Höllendämons wunderbar errettet.

Und haſt ſo hohes Glück, der Augen Licht
Dem theuern Vater wiederum verlieh'n.

Azarias.

Sei ſtill, mein Freund, und danke dem vor Allem,
Der Gnade dir erzeigt und deinem Vater;
Lieb warſt Du Gott, drum mußte dies geſchehn,
Du durfteſt ſonder Anfechtung nicht bleiben,
Daß Du bewähret ſeyſt. Nun lebe wohl,
Ich kehre hin, woher mich Gott geſandt,
Ich Raphael, bin der Erzengel Einer.

Der alte Tobias. Der junge Tobias.
Sara.

Der Herr hat Großes an uns gethan,
Deß ſind wir fröhlich lebenslang;
Ihn preiſen die Völker von Mund zu Mund,
Ihm ſchallt des Grabes Lobgeſang.

Doppelchor.

1. { Lobet den Herrn und ſeine Gabe,
   { Lobet den Herrn, ihr Auserwählten.

2. { Meine Seele, lobe den Herrn,
   { Der die Gläubigen ſegnet gern!

1 u. 2. Hallelujah! Hallelujah!
Ihm dem Herrn der Welt und Zeit,
Denn er half aus großem Leid
Denen, welche zu ihm kamen.
Seine Gnad' iſt weit und breit!
Hallelujah! Amen.

Bonifacius

der deutsche Apostel.

Oratorium

in drei Abtheilungen.

Perſonen:

Bonifacius (zuerſt Winfried).
Theodor.
Gabriel.
Prieſter des Gottes Thor.
Zwei junge Chriſtinnen.
Chor der Chriſten.
Chor der Heiden.
Chor der Engel.

Erſte Abtheilung.

Recitativ.

Winfried.

So ſteht mein Fuß denn auf dem theuren Boden
Germaniens, das meiner Väter Land,
Das noch verhüllt in tiefer Nacht des Wahnes.
Das zu erleuchten Gott mich hergeſandt!

Arie.

Dreiein'ger Gott, laß mich vollbringen
Das Werk, das Du mir auferlegt.
Dem Schwachen laſſe wohl gelingen,
Wozu er Muth im Herzen trägt.
Du, einſt für uns an's Kreuz geſchlagen,
O, ſtröme Kraft in dieſe Bruſt,
Dein Kreuz vor aller Welt zu tragen,
Dir treu zu ſein in Leid und Luſt.

Chor der Engel.

Sei gegrüßt, des Himmels Auserkorner,
Sei gegrüßt!
Du, auf deſſen Stimme rings des Glaubens
Blume ſprießt!
In dem nachtumhüllten Land',
Dem zum Heil Dich Gott geſandt,
Sei gegrüßt!

Recitativ.

Engel Gabriel.

Dir, im Gebete tief vor Gott verſunken,
In Demuth vor dem ſtarken Gott der Chriſten,
Dir künd' ich hier in ſeinem Namen Frieden.
Was er durch Dich erſchafft, wird nicht vergehen,
Dich leitet meine Hand auf Gottes Wink.

Arie.

Schwacher Sterblicher! Muth erfülle
Deine Seel' in Angſt und Pein!
Deine That iſt Gottes Wille,
Dein Beruf, Dich ihm zu weih'n.
Weithin, weit in die deutſchen Auen
Künde deines Herrn Gebot, —
Die im Glauben auf ihn vertrauen,
Tröſtet er in Angſt und Noth.

Chor der Chriſten in Begleitung des Winfried.

O, ſei mit deinen Treuen,
Du Gott der Lieb' und Huld,
Stärk' uns, die Dir ſich weihen,
Im Glauben, in Geduld.

Zwei Stimmen.

Durch deinen Jünger, den Du hier
Zum Leitſtern gnädig uns gegeben,
Zeig uns, o Herr, den Weg zu Dir,
Den Weg zum ew'gen, wahren Leben.

Chor.

Mag Menſchenrath uns fliehen,
Wir bau'n auf deinen Rath,
Und läſſeſt Du uns ziehen
Auf rauhem, dunkeln Pfad.

Zwei Stimmen.

Und mag der Böſe mächtig ſein,
Sein Wüthen ſoll uns nicht erſchrekken,
Es wird der Deinen Häuflein klein
Mit deinem heil'gen Schild ſich decken.

Chor.

Was wir zu ſäen kamen,
O Gott, iſt deine Saat,

Beginn' in Deinem Namen
Denn unſ're ſchwache That!

Recitativ.

Winfried.

So hört das wahre Wort des Herrn des Lebens,
So ſchauet denn des heil'gen Kreuzes Zeichen
Zum erſtenmal, ihr Völker dieſes Landes,
Vernehmt das Wort der Wahrheit und der Liebe.

Ein Jüngling.

Halt ein! Du Wundermann! nicht erſt bedarf es,
Daß ich Dein Wort vernehme, ich, der Führer
Des Volkes, das in dieſen Gauen wohnt. —
Im heil'gen Haine lag ich geſtern ſchlummernd,
Da nahte mir im Traume Wodan ſelbſt,
An ſeiner Hand ein Mann in fremdem Kleid; —
So ſprach nun Wodan: Schaue, Sterblicher,
Den Meiſter, dem dir zu gehorchen frommt!
Und ſieh'! in Dir erkenn' ich, den im Traume
Mein Blick erſchaut! So will ich Dir gehorchen
Und deiner Lehre jetzt und immerdar.

Winfried.

Wohlan! ſo ſei in dieſer Silberquelle
Der Erſte hier getauft von meiner Hand.
So tauf' ich dich im Namen Gottes denn,

Des Vaters, Sohnes und des heil'gen Geiſtes;
Und wer da glaubet und getaufet wird,
Soll ſelig ſein, wird nicht verdammet werden.
Zum Angedenken dieſer Stunde heiße
Drum Theodor, das iſt der Gottgegeb'ne.

Duett.

Theodor und Winfried.

Theodor.

Heil'ge Flamme fühl' ich glühen,
Wunderbar in meiner Bruſt,
Meine Augen ſehn' erblühen
Rings ein Reich der Himmelsluſt.

Winfried.

Gottes Segen dieſer Stunde,
Wo mein heilig Werk begann;
Wandle denn, mit ihm im Bunde,
Ihm zum Ruhme ſeine Bahn.

Beide.

Herzen rings zu Gott zu wenden
Zu dem ew'gen Friedensland;
Was begonnen, zu vollenden
Laß uns wandeln Hand in Hand.

Chor.

Chor der Engel.

Sei geſegnet, Hochbeglückter,
Heil'ger Wahrheit nun geweiht,
Sei geſegnet, Neuverbund'ner,
In dem Herrn der Welt und Zeit.

Chor der Chriſten.

Wandle fromm, getreu der Wahrheit,
Auf der neuen, heil'gen Bahn,
Zu dem Lande ew'ger Klarheit
Laß dich Himmelsgnade nah'n.

Beide Chöre.

Der Herr iſt groß, der Herr iſt ſtark und treu,
Und ſeine Gnade waltet ewig neu;
Weit thut er ſeines Reiches Thore auf,
Er lenkt zum Segen ſeiner Boten Lauf.

Zweite Abtheilung.

Chor der Heiden.

Mit ehernem Klang,
Mit frohem Geſang,
Lobſingen wir ihm,
Dem Gotte des Hains!
Odin, dem Gewaltigen,
Frigga, der Zarten.
Wonniglich weihen
Ihr Opfer die Treuen,
Dem Sohne Wodans,
Dem ſchützenden Gotte,
Dem donnernden Thor.
Mit ehernem Klang,
Mit frohem Geſang.
Unſchuldiges Blut,
Und Leben und Gut
Sei ſeiner Macht
Zum Opfer gebracht!

Recitativ.

Prieſter.

Wehe! Feinde! Feinde nahten
Unſerm Lande, die die Saaten
Bittern Unheils um uns ſtreu'n;
Thor, den Donn'rer zu verſöhnen,
Den die Fremden blind verhöhnen,
Laßt uns Opfer ſchnell erneu'n;
Mächt'ger Gott der heil'gen Eiche,
Schau dies Opfer milden Blick's,
Und der Fremden Frevel weiche
Dir, dem Lenker des Geſchick's.

Chor der Heiden.

Mit ehernem Klang,
Mit frohem Geſang, ꝛc.

Gabriel.

Aus Himmelshöh'n in dieſes Haines Dunkel,
Dring' endlich auch der Strahl des ew'gen Lichts,
Auch dieſem Lande ſei das Wort verkündet,
Das Segenswort der reinen Chriſtuslehre,
Auf, Auserkorner, auf an's hohe Werk!

Arie.

O Du, zum Verkünder
Des heiligen Wortes
Vom Himmel erkoren,
O, ſende die Strahlen
Des ſegnenden Lichtes
Hinein in die Herzen,
Die Wahnbefang'nen,
Befreie die Schwachen,
Im Namen des Herrn.

Theodor.

O Winfried, Herr und Meiſter, allzukühn
Wagſt Du den Schritt in dem geweihten Haine,
Allwo gewähnt wird Thors, des Donn'rers Thron.
Doch, wie Du willſt, ſo iſt auch mein Verlangen,
Mit Dir ertrag' ich jegliche Gefahren,
Dein Pfad führt immer zu dem Licht des Heils.

Recitativ.

Bonifacius.

Hier trieb mich her des Himmels weiſe Fügung,
Weh! Menſchenopfer wagt die Hand der Menſchen
Noch den erträumten Göttern darzubringen!
Halt ein, Verblendeter! wahnſinniger Prieſter,

Von meiner Hand zerstört sei der Altar
Des Frevels; nieder vor dem Kreuz des Mittlers,
Deß Wort die Liebe ist, sink' hin im Staube.

Arie mit Chor.

Priester.

Schmach! Schmach!
Beleidigt ist Thor!
Weh! Weh!
Zur Rache empor,
Zur heiligen Eiche
Schreien die Trümmer.
Es brauset im Gipfel
Des heiligen Baumes
Der Sturm! zur Rache!
Weh! Schmach!
Beleidigt ist Thor!

Recitativ.

Bonifacius.

Der Gott der Christen, dessen Wort ich künde,
Er will die Opfersäule nicht; das Kreuz,
An dem er für das Heil der Menschen starb,
Es fordert Glauben nur von den Bekennern,
Und Liebe, weil Gott selbst die höchste Liebe.

Ein Wahn iſt Thor, wie alle eure Götter,
Drum was ihr irrig nennet ſeinen Thron,
Zerſtöre denn im Namen Jeſu Chriſti,
Des wahren Gottes, meine ſchwache Hand.

Sologeſang mit Chor.

Prieſter.

Götter, wo weilet Ihr?
Götter, ereilet Ihr
Nicht mit dem Strahle
Rächenden Blitzes
Dieſe Vermeſſenheit? —
Still! ſtill! —
Bald aus den Wolken
Stürzet das Feuer,
Ihn zu verzehren.

Recitativ.

Bonifacius.

Da ſtürzt der Baum, den ihr geheiligt wähnt,
So falle denn mit ihm die Nacht des Wahn's.
Wo iſt nun eurer Götter Blitz! vom Himmel
Durch ſchwarze Nacht bricht ſegensvoll die Sonne,
Sie kündet euch das Vaters Gnadenblick!

Chor.

Wunderbarlich regt im Herzen
Sich ein ungekannt' Gefühl,
Unſre Götter ſind geſunken,
Unſer Glaube war nur Spiel.
Chriſtengott, Du biſt der Eine,
Dir gehorcht das Firmament,
Nimm' uns an zu deinen Kindern,
Deren Herz Dich nun erkennt.

Terzett mit Chor.

Theodor.

In dem Sonnenſtrahl hernieder
Senkt auf uns ſich Gottes Geiſt,
Steigt zu ihm ihr Freudenlieder,
Den der Wurm und Cherub' preiſt!

Bonifacius.

Was Du meinem Arm vertrauet,
Gott, durch Dich gelang es mir!
Deß zum Zeichen Dir erbauet
Steh' zum Preis ein Tempel hier.

Engel Gabriel.

Freuet euch, ihr Himmelschöre,
Freu't euch mit den Sterblichen,

Bringt dem ew'gen Vater Ehre,
Dem Erhab'nen, Gnädigen.

Chor der Engel.

Gott iſt freundlich und es währet
Seine Gnade fort und fort,
Und von aller Welt verehret
Sei ſein ewig heil'ges Wort.

Jene Drei.

Der allein iſt wohl berathen,
Der des Schöpfers Gnade ſucht,
Reich, wie ſeiner Erde Saaten,
Iſt das Wort des Herrn an Frucht.

Chor der Chriſten.

Der allein iſt wohl berathen ꝛc.

Beide Chöre.

Zeiten rollen, Kronen ſinken,
Dauernd iſt der Herr allein;
Aus dem Born der Gnade trinken,
Bringt uns Schätze, treu und rein.

Jene Drei.

Der die Weſen will beglücken,
Alle, Alle, — Dank ſei ihm!

Seinen Namen voll Entzücken
Preis't das Lied der Cherubim.

Beide Chöre.

Der die Weſen will beglücken,
Alle, Alle, — Dank ſei ihm!
Seinen Namen voll Entzücken
Preis't das Lied der Cherubim.

Dritte Abtheilung.

Recitativ.

Bonifacius.

Schon drückt des Alters ſchwere Laſt mein Haupt.
Doch iſt mein Tagewerk noch nicht vollendet.
Was Winfried einſt begann, muß Bonifaz
Der Biſchof enden; darum legt ich nieder
Das Pallium, und zog als Pilger wieder,
Das Wort zu predigen, zum letzten Male.

Arie.

O Gott, des Jünglings Zuverſicht,
O, bleib' es auch im Alter;
Verlaſſe Du den Schwachen nicht,
Mein Vater, mein Erhalter!
Sei auf dem letzten Gang mit mir,
Daß ich bis an das Ende,
Im heiligen Vertrau'n zu Dir,
Mein Werk in Dir vollende.

Chor der Chriſten.

Treuer Führer dieſes Landes,
Troſt und Schirm der Chriſtenheit,
Höre, Vater, deine Treuen,
Meide, meide, wilden Streit;
Kehre heim zur Segensruhe,
Schwacher Greis, mit Jünglings-Muth;
Opfre nicht dein edles Leben,
Aller Chriſten theures Gut.

Recitativ.

Theodor.

Du haſt gethan, was Gott durch Dich gewollt,
So laß mich, jetzt noch ſtark, an deiner Statt

Hinziehn, zu fördern, was Du haſt begonnen,
Und ruhe jetzt, Du treuer Hirt der Chriſten!

Arie.

Mich treibt die inn're, heil'ge Stimme
Für Chriſti Wort im Kampf zu ſtehn,
Zu pflegen treu die jungen Saaten,
Um die des Unheils Stürme wehn;
Mich drängt es, aller Welt zu künden,
Wie ſelig ich im Glauben bin,
Und alle Weſen zu erfüllen
Mit demuthsvollem, heil'gem Sinn.

Chor der Heiden
(aus der Ferne erſchallend).

Wodan Heil!
Wodan unſerm Gotte!
Läſternd nahn
Fremde uns mit Spotte.
Auf, die Waffen laßt uns raffen,
Laßt ſie blitzen,
Wodan ſchützen,
Heil!

Zwei junge Chriſtinnen.
Die Eine.

Welch' ſchrecklicher Ruf! ſie nah'n,
Mit grimmig drohenden Zeichen!

Die Andere.

Bald wird uns Verderben umfah'n.
O laßt uns ſchnell ihm entweichen.

Beide.

(Abwechſelnd und zuſammen.)

O heiliger Meiſter, fliehe,
O rette dein theures Haupt,
O ziehe zur Heimath, ziehe
Von hier, —

Bonifacius.

Verzagte, ſchweiget,
Ob mächtig ſich die Hölle zeiget,
Gott ſchützet den, der feſt an Chriſtum glaubt!

Chor der Heiden,

(näher.)

Wodan Heil!
Wodan, unſerm Gotte,
Läſternd nah'n
Fremde uns mit Spotte.
Auf die Waffen
Laßt uns raffen,
Laßt ſie blitzen,
Wodan ſchützen,
Heil!

Recitativ.

Bonifacius.

Im Namen Gottes des Dreieinigen
Verkünde ich, der Greis in dieſem Land,
Wo ich als Mann begonnen ihn zu künden,
Die Lehre Chriſti! Hört mich an, ihr Völker
Verſammelt, — weh, der Stoß
— Er traf mein Herz. —
O Theodor, — mein Tagewerk iſt aus,
Vollende Du, — ihr Chriſten all' vernehmt
Mein letztes Wort, — ſeid einig in dem Herrn,
Sein Wort iſt ewig, — folgt mir einſt zum Vater!

Chor der Heiden.

Wehe! was iſt geſchehn?
Wehe, weh'!
Brauſende Stürme weh'n
Ueber die See!
Donner erſchallt,
Brauſet im Wald,
Wehe, wir haben gefrevelt, weh'!

Recitativ.

Gabriel.

Du warſt gerecht vor Gott und ſeinem Sohne,
Getreu auf Erden, und Du mußteſt ſterben,

Daß Du zum Licht eingingst, und daß dein Tod
Der Welt zum Segen sei, dein Tod für Christum!

Arie.

Triumph! Du hast's errungen!
Dich grüßt der Sel'gen Chor.
Dich, dem das Werk gelungen,
Dazu ihn Gott erkor.
Empfange denn die Krone,
Die deine Bahn erwarb.
Dir reicht sie der zum Lohne,
Der einst für Dich auch starb.
Ruh' aus von Kampfbeschwerden
Beim Vater gnadenreich,
Im Glauben treu auf Erden
Leb' nun im Schau'n im Himmelreich.

Chor der Engel.

Lieblich säuseln Harfenklänge
Um des Himmels neuen Sohn;
Leitet ihn, ihr Hochgesänge,
Vor des Weltenvaters Thron.

Chor der Christen.

Mild umweht von Abendlüften,
Schließt sich des Gerechten Grab,
Sinke, was gehört den Grüften,
Zu verwesen still hinab.

Beide Chöre.

Schwebe zu den Sternen wieder,
Was unſterblich ruht im Herrn,
Mild auf die Verlaſſ'nen nieder
Schau' der Geiſt vom beſſern Stern.

Recitativ.

Theodor.

Nicht ewig klagen aber frommt den Treuen,
Des Hingeſchied'nen Geiſt durchglühe ſie,
Daß ſich ſein Werk in ihnen mög' erneuen,
Daß ſeine Spur die Zeit verlöſche nie.
Den aber preiſet laut, ihr Chriſtenſchaaren,
Der Euch durch ihn ſich mochte offenbaren.

Chor der Chriſten und Engel.

Preis und Ruhm dem Gott der Zeiten,
Ehr' und Lob dem Herrn der Welt.
Seine Gnade woll' uns leiten
Zu dem ew'gen Friedenszelt;
Dank und Ruhm ſei ihm gebracht,
Ihm, dem Gott der Lieb' und Macht,
Preis und Ehre ſeinem Namen,
Hallelujah! Amen.

Poetiſcher Anhang.

Troſt in Tönen.

1.

Vor alten ſüßen Schmerzen
War ich wohl auf der Hut.
Und nun erwacht im Herzen
Was drin ſo lang geruht.

Was lange lag umſponnen,
In ſtolzer Weisheit Netz:
Ihr Nebel iſt zerronnen,
Zerbrochen ihr Geſetz.

Ich ſteig aus ihrem Gefängniß,
Da Tongewalt mich ruft,
Das Herz nach langer Bedrängniß
Macht ſich in Liedern Luft.

Getäuſcht hat Wiſſen und Leben
Und Fleiß und Müh' ſo oft. —
Nun hat ein Gott gegeben
Das Beſte unverhofft.

2.

Der Räthſel bängſtes,
Das Herz voll Luſt und Pein,
O glaub' Du zwängſt es
In Worte immer ein.

Was es begehre,
Das Herz, es weiß es nicht.
Des Leidens Schwere
Verkündet kein Gedicht.

Der Töne Stimmen
Verrathen's Dir allein,
Von allem Schlimmen
Die Seele zu befrei'n.

3.

Was ich vernommen, ſoll ich ſagen,
Nach Unausſprechlichem zu fragen
Gebührt der Neugier nicht.
Die Seele ſchwelgt in ſüßen Bildern
Doch ihre Seligkeit zu ſchildern,
Zu arm iſt ein Gedicht.

Laßt mir den ſtillen Gottesfrieden,
Den meiner Bruſt die Kunſt beſchieden,
Den heiligſten Genuß.
Erkennt der Himmelstochter Nähe,
Auf daß auch Euch mit Troſt umwehe
Ihr ſegensreicher Kuß.

4.

Bin ich ermüdet vom Denken,
Iſt wüſt mein Geiſt und leer,
Eil' ich mich zu verſenken
Tief in der Töne Meer.

Zur Fluth, daß ſie mich kühle,
Flieh' ich aus brennendem Sand,
Nun ſpotte friſcher Gefühle
Nicht feindlich der Verſtand.

Für viel vergeblich Quälen
Iſt Troſt in Tönen bereit,
Sie ſollen mir Mährchen erzählen
Aus ſeliger Kinderzeit.

5.

Die Vöglein flöten im Haine,
Die Blätter flüſtern dazu,
Der Quell im Felsgeſteine
Schwatzt in behaglicher Ruh'.

Des Sturmes mächtige Klagen
Der Wogen, des Donners Ruf, —
Ihr all' habt uns zu ſagen
Von dem, der Euch erſchuf!

Geheimnißvolle Laute
Der wunderreichen Natur,
Wie wenige Vertraute
Erſchließen das Herz Euch nur!

So lärmt um Dich ein Gedränge
Von Leuten ohn' Unterlaß,
Sie hören wohl Deine Klänge,
Sie loben, und wiſſen nicht was.

Das Glöcklein.

Von eines Glöcklein's Schalle
Iſt mild die Nacht durchweht,
Es ruft die Menſchen alle
Zum tröſtenden Gebet.

Es ruft auch Dich von Schmerzen
Zu ſüßem, heil'gen Thun,
Es ruft auch Deinem Herzen,
Vom Weinen auszuruhn.

O, wenn des Gottes Nähe
Schließt Deine Wunden zu,
Für mich, Du Heilige, flehe,
Dann auch um Troſt und Ruh'.

Die Memnonsſäule.

Die alte Memnonsſäule
Stand ſtumm die ganze Nacht.
Doch fing ſie an zu klingen,
Sobald der Tag erwacht.

Ich bin ſo arm an Liedern,
Scheint meine Sonne nicht,
Ich bin die Memnonsſäule,
Dein Blick mein Sonnenlicht.

Das Abendlied.

Durch's Dunkel weht ein lieber,
Ein gar beredter Klang,
Da ſchwillt zu ihm hinüber
Das Herz in ſüßem Hang.

Verwandte Töne findet
Dein Lied in meiner Bruſt,
Getrennte Herzen bindet
Der Töne heil'ge Luſt.

Geweihte Grüße wehen
Uns unſre Lieder zu,
Ob wir uns niemals ſehen,
Ich fühle, mein biſt Du!

Muſikantenbegräbniß.

Da zieht beim Schein der Abendröthe
Hin eine Bahre, finſtern Blick's.
Auf ſchlichtem Sarg liegt eine Flöte,
Sie küßt ein altes Kruzifix.

Mit Geig' und Horn gerüſtet, wallen
Sechs Männer langſam hinterdrein,
Und düſtre Grabesklänge ſchallen,
Das Werk des Ernſtes einzuweihn.

Im Abendwinde zu verwehen
  Erklingt der Männer Scheidelied,
Es ſingt von Tod und Auferſtehen,
  Den Freund zu ehren, welcher ſchied.

Gebettet iſt er unterm Raſen,
  Fort eilen ſie mit ſchnellem Schritt.
Sie haben noch zum Feſt zu blaſen,
  S'iſt Allen noch, als blies er mit.

Einer Sängerin.

Du gebeut'ſt, — aus Feſſeln ſteigen
  Holde Tongeſtalten auf,
Vor der Herrin ſich zu neigen,
  Die ſie rief an's Licht herauf.
Aus dem Reich der Himmelsklarheit
  Stammet ſolche Macht allein,
Und zu einer ſchönen Wahrheit
  Macht Dein Hauch den flücht'gen Schein.

Töne aller Zeit und Zonen,
  Sie gehorchen Dir mit Luſt,
Die getrennten friedlich wohnen
  In der gottbegabten Bruſt.

Und ſo wird zum Friedengeber
Jedes Wort, das draus ertönt,
Mit Beethoven und mit Weber
Iſt Bellini ausgeſöhnt.

Ueberall machſt Du zu Feſten
Tage, dichtungsleer und bang,
Aller Orten von den Beſten
Hochgefeiert im Geſang.
Bringe denn der Welt voll Schimmer
Lange noch des Himmels Gruß,
Walle hin, behütet immer
Von dem Kuß des Genius.

Einer jungen Klavierſpielerin.

1.

Aus Deinem wunderbaren Walten,
Du gottbegeiſtert' ſtilles Kind,
Möcht' ich zum Wiſſen mir geſtalten
Die Ahnung, die mein Herz durchrinnt.

Ich kann allein in mir nicht tragen
Den Schatz, den mir Dein Thun enthüllt,
Ich möcht' es Allen, Allen ſagen,
Was meine Seele heut erfüllt.

Doch alles Reden und Beſchreiben
Dünkt heute mir wie eitler Hohn,
Das Wort mag bei Begriffen bleiben
Scheu birgt die Ahnung ſich im Ton.

2.

Noch ſchweigen die harrenden Saiten,
Du ſitzeſt zögernd davor, —
Leiſ' bebende Klänge gleiten
Langſam vorüber dem Ohr.

Wohin ſo angſtbeflügelt,
Geheimnißvoller Accord?
Schon drängt ſich ungezügelt
Der Geiſt zum Ziele fort.

Er lächelt in Thränen und flüſtert,
Wie er ſo ſelig ſey,
Er zittert, von Angſt umdüſtert,
Er ringt, er macht ſich frei.

Nun ſchwebt er ſtill und heiter
Durch blauen Himmelsraum,
Und weiter, immer weiter
In ſüßem, lächelndem Traum.

3.

Es umſchließt die zarten Glieder
Roſiges Gewand,
In die dunklen Locken ſchlingt ſich
Weißer Roſen Band!

Weiße Roſen künden Trauer,
Rothe, Seligkeit.
In den Tönen auch beiſammen
Ruhen Glück und Leid.

4.

So trüb' und ſtille ſchauſt Du nieder,
Dein Antlitz ſchimmert geiſterbleich.
Du fühlſt Dich fremd und ſehnſt Dich wieder
Hin, in Dein weites, freies Reich.

Ein Ton, wie ein Prometheusfunken
Durchzittert endlich Dein Gemüth.
Es hebt die Bruſt ſich wonnetrunken,
Das Auge blitzt, die Wang' erglüht.

Du ſtrahlſt in blüthenvoller Schöne,
Du lächelſt einer Göttin gleich, —
Da ſchweigen Deine trauten Töne,
Und wieder biſt Du ſtill und bleich.

5.

Schwelgſt Du wohl noch im Schönen
Mit unſchuldsvollem Sinn?
Wiegſt Du Dich auf den Tönen
Noch ſelig her und hin?

Der Töne Wogen tragen
Stolz die Gebieterin,
Mir träumt von alten Sagen,
Von einer Zauberin.

Mir träumt von Meluſinen,
Von ihrem weiten See,
Vom Mondenſtrahl beſchienen,
Von ihrem tiefen Weh.

Die Wogen haben begraben
Was einſt ihr Schooß gebar,
Die Töne, die Dich laben,
Sie bergen tiefe Gefahr.

Muſikaliſches A. B. C.

(Ein Schwank.)

Allegro mag geſchwinde gehn;
Allegri ſchrieb neunſtimmig ſchön.

Bach that noch auf das Blech Verzicht,
Beethoven kennt ſo Mancher nicht.

Clarinetten giebt's A, B und C,
Cantoren thut der Magen weh.

Der Discantiſt ſoll treffen gut,
Der Dreiklang conſoniren thut.

Etuden ſchreibt man fort und fort,
Euterpe iſt der Tonkunſt Hort.

Den Fugenbau lernt Mancher nie.
Faſch ſchuf die Singakademie.

Genie verleiht der liebe Gott;
Herr Gelinek wird ſchon zum Spott.

Für Hörner ſchreibt aus C man blos.
Nebſt Händel auch iſt Haydn groß.

Kein Iſouard ſchreibt Iphigenie'n.
Jomelli will heut nicht mehr zieh'n.

Kalkbrenner ſpielt Klavier gar fein,
Zwei Keſſelpauken müſſen ſein.

Ein gutes Lied ſingt jeder Mund,
Viel Phantaſie thut Löwe kund.

Die Melodie den Mozart ziert;
Im Mittelſatz wird modulirt.

Der Noten ſchreibt man allzuviel.
Die None ſtrebt nach einem Ziel.

Oboenton klingt hell und nett.
Die Oper lebt noch vom Ballet.

Poſaunen ſind heut immer wach.
Den Paganini ahmt man nach.

Veraltet ſind Quartett's von Quanz.
Die falſchen Quinten meide ganz.

Der Recenſent Roſſini'n ſchilt,
Rellſtab iſt ſtreng und Rochlitz mild.

Die Septime führt uns zum Schluß.
Der Sonntag Sang gab viel Genuß.

Tenor iſt ſelten wie er ſoll.
Ein Trauermarſch geht ſtets aus Moll.

Urtheile ſind gar oft ſo, ſo
Die Türken blaſen unisono.

Viotti kennt die Violin.
Vocalmuſik ſah Welſchland blüh'n

Wein, Weiber liebt ein Sänger ſehr.
Weber war ein Romantiker.

Das X klingt, als ob Einer nieſ't,
Vom Y nichts zu ſagen iſt.

Die Zinken heut kein Menſch mehr bläſt.
Der Zelter war ein Maurer geweſt.

Denkſprüche für Künſtler.

1.

Der Kopf hat nie das Herz beglückt,
Das Herz hat oft den Kopf verrückt.
Wer Eins von Beiden mag vermiſſen,
Kommt nimmermehr zum rechten Wiſſen.

2.

Magſt Du an Dir ſelbſt auch zweifeln, an die Kunſt,
o Künſtler, glaub',
Und Du wirſt bei allen Zweifeln nimmer der Verzweiflung Raub.

3.

Dumm iſt der Hochmuth allezeit,
Von Schwäche zeugt die Eitelkeit.
Stolz iſt des Mannes ſchönſtes Kleid,
Den Weisheit nur und Kraft verleiht.

4.

Die ſchwerſte Pflicht iſt offenbar,
Sey gegen Dich und Andre wahr.

5.

Des Streites und der Sünde
Wär' nicht ſo viel,
Wenn Jeder offen geſtünde,
Was ihm gefiel'.

6.

Willſt Du die Muſe nur zum Zeitvertreib,
Willſt Du vom ſchönen Weibe nur den Leib.

7.

Du ſiehſt den Leib erkranken
Sobald die Seele verdirbt,
Wie über verkrüppelten Gedanken
Ein' jede Sprache ſtirbt.

8.

So mancher Sänger lauſchte ſtill dem Lied der Himmelschöre.

Es labte ſeinen hagern Leib
Der Waſſerkrug und trocknes Brod.
Paſtet' und Wein am Wiegenfeſt verſchluckt ihr ihm zur Ehre,
Ihr mäſtet Euch zum Zeitvertreib,
Und leidet an dem Geiſte Noth.

9.

Wenn Ruhm und Lohn Du jeden Tag begehreſt für Dein Streben,
So bringſt Du Dich um Ruhm und Lohn für Dein geſammtes Leben.

10.

Daß bei dem Lob' vom großen Haufen
So Mancher elend ſei, bedenk'!
Die Freude kann er ſich nicht kaufen,
Und Liebe bleibt ein frei Geſchenk.

11.

Du ſieh'ſt ihn herrlich glüh'n,
Den Tropfen vom Karmin.

In's Waſſerglas ſchütt' ihn hinein,
Wie wird nun blaß die Farbe ſein!
Des großen Geiſtes That entzündet,
Wenn drob auch eigner Glanz verſchwindet.
Von alter Kunſt blieb uns allein,
Ein breiter äſthetiſcher Widerſchein.

12.

Antik, romantiſch oder modern,
Was ächt, iſt überall des Herrn.

13.

Der Eine ſchafft aus Eitelkeit,
Aus Langerweil' der Zweite,
Aus Noth der Dritte, alſo tritt
Der Strom der Kunſt ins Breite.
Doch iſt die Ueberſchwemmung Trug,
Sein Bett iſt eben tief genug,
Im alten Gleis zum ew'gen Port
Treibt das Geſetz ihn dennoch fort.

14.

Hat Kritikus ſich zum Schaffen gewandt,
Verräth er ſich als Dilettant,
Fängt Künſtler zu recenſiren an,
Verlernt er ſelber, was er kann.

15.

Des Schönen hat man viel, ein Schönſtes nie gemacht,
Ein Andres tritt herein, eh' man es noch gedacht.
Sein Zweck iſt jedem Volk und jeder Zeit geſtellt,
Wenn's Feierabend ſei, erräth kein Sohn der Welt.

16.

Iſt nicht Geſtalt des Menſchen des Auges größte Luſt,
Haſt Du, was beſſer klänge, als Klang der Menſchenbruſt?
Willſt Du, getreuer Schüler, was Noth Dir thu', verſtehn,
Weißt Du, wo unabläſſig Du ſollſt zur Schule gehn.

17.

Schilt Einer, was er nicht begreift, dieß mag mich ſehr ergötzen,
Doch fängt er's gar zu loben an, das iſt oft zum Entſetzen.

18.

Italien iſt von Roſſini entzückt,
Beethoven ſchelten ſie dort verrückt,
Der Kritiker macht ein ernſtes Geſicht,
Spricht: Ueber den Alpen verſtehn ſie's nicht.

Ei nun, dort glänzt der Sonne Pracht,
In deutſchem Wald iſt ſchaurige Nacht,
Und flieht auch Einer weit von Haus,
Aus ſeiner Haut kann Keiner heraus.

19.

Muſik gefällt geiſtreichen Leuten,
Erfahren ſie, was ſie ſoll bedeuten;
Man flieht die alte gute Fahne,
Erzählt in Tönen ganze Romane,
Und um den Ausdruck nicht zu ſtören,
Giebt man nicht viel Muſik zu hören.

20.

Wo Töne reden ſollen, ſind Worte zu gering,
Wenn's anders wär', ſo bliebe der Ton ein unnütz Ding.

21.

Der Ton, die Farbe, Wort und Form,
Verſchied'ne Welten, eine Norm.

22.

Einmal gethan, einmal geſagt, war's höchſt willkomm'ne Beute,
Zum Zweiten- und zum Zehntenmal, nun lachen drob die Leute.

23.

Faſt bartlos, und ſchon ſo vernünftig!
Vor jedem Reiz geekelt, kalt!
Das Urtheil ſchlaff, Geſinnung zünftig,—
O weh, ſo jung, und ſchon ſo alt!

24.

Dies Werk verwelkt in wen'gen Stunden,
Das Fleiß in Jahresfriſt erſonnen,
Dies ward in einem Nu gefunden,
Und bleibt der Ewigkeit gewonnen.

25.

Die Sittlichkeit kann nie den innern Richter miſſen,
Der Künſtler lauſche ſtets auf's eigene Gewiſſen.

26.

Strebſt Du nach Tüchtigem,
Hüte Dich vor Flüchtigem.
Strebſt Du nach Leichtigkeit,
Hüte Dich vor Seichtigkeit.
Giltſt Du in der Welt für klug,
Glaube nicht, Du weißt genug.

27.

Wenn ſich die Künſtler putzen,
Iſt's nicht der Kunſt zum Nutzen.

Entſagen ſie allem Scheine,
Verſinken ſie in's Gemeine.
Die Sansculotts und Gecken,
Sind Beide mir zum Schrecken.

28.

Gewalt des Ton's, an die der Flamme mahnt ſie mich,
Wohl mag ſie leuchten, doch auch wärmen ſoll ſie Dich.

Neujahrslied für Muſiker.

Vom Meer der Zeit geſchaukelt,
Naht uns ein holdes Kind,
Von Genien rings umgaukelt,
Von Träumen, ſüß und lind.

Noch ruht es ſanft geborgen
In eines Engels Arm;
Kennt noch kein Leid noch Sorgen
Am Herzen treu und warm.

Die Hoffnung bringt getragen
Zur Welt das junge Jahr,
Wir ſchauen mit Behagen
Sein Antlitz, hell und klar.

Wir leſen vieles Schöne,
Viel herrlichen Gewinn
Für's weite Reich der Töne,
Für's Heil der Kunſt darin.

Die Kunſt, ſo wird verheißen,
Wird wahr und lauter ſein,
Nicht glänzen und nicht gleißen,
Von Gott beſeelt allein.

Verurtheilt wird auf Erden
Das viele Mißgetön,
Bald aufgelöſt zu werden
Im Dreiklang himmelſchön.

Der ſoll ein Bild erſcheinen
Von jener heil'gen Drei,
Die Alles in dem Einen
Verbunden zeigt und frei.

Und wie auf jene bauen
Die Chriſten allzugleich,
So laſſet uns ſie ſchauen
Auch in der Töne Reich.

Ja preiſt, Ihr Kunſtgenoſſen,
Die Meiſter, ihre That,
Den Segen, der entſproſſen
Aus ſpäterkannter Saat.

Und was vergänglich, trennet
Von dem, was ewig groß,
Daß Ihr, was ächt, erkennet,
Reißt es vom Schlechten los.

Den Glauben wahrt im Herzen
Daß Gott in Tönen wacht,
Daß auch die Kunſt in Schmerzen
Wird tröſten ſeine Macht.

Er nimmt von Euch das Schlimme
Ihr Künſtler, zaget nicht;
Doch merkt auf ſeine Stimme,
So oft in Euch ſie ſpricht.

Bekenntniß.

Was ich im Künſtlerdrange ſchuf,
Das lobte Mancher, dem's gefiel,
Nur, meint er ernſthaft: zum Beruf
Gezieme ſich nicht ſolches Spiel.

Sie haben mich ſo lang' gequält,
Bis ich verließ die Künſtlerart,
Und mir ein ehrbar Amt gewählt,
Dabei ſich And're Gold erſpart.

Die Leute rühmten meine Wahl,
Und wenn ich, weil ich Reu' empfand,
Mir einmal Muſengunſt erſtahl,
Vielſeitig hat man mich genannt.

Bei mürriſchen Zeloten zwar
Geſchah's, daß man mich thöricht hieß,
Und wieder ſprach der Künſtler Schaar:
Schad' um ihn, daß er uns verließ.

So ſchwatzt denn, was Ihr wollt und könnt.
Die Jugendträume ſind verweht,
Die Kräfte, die mir Gott vergönnt,
Will ich noch rühren, weil es geht.

Das Beſte, das er mir beſchied,
Iſt Sangesluſt und leichter Muth,
Und ärgr' ich mich, ein Ton, ein Lied,
Macht alle Leiden wieder gut.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Die italienische Oper in Breslau im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. **August Kahlert.**

Man hat sich oft genug darüber gestritten, ob man die Entstehung der Oper aus dem Versuche, das antike Drama wieder herzustellen, oder aus episch lyrischen Gedichten, welche in declamatorischer Gesangsweise recitirt worden, herleiten solle. Rochlitz, Kiesewetter und v. Winterfeld kommen darin überein, daß das Drama „Daphne" von Rinuccini, durchweg in Musik gesetzt von Peri, welches (nach Winterfeld 1594, nach Kiesewetter 1597) in Florenz aufgeführt worden, als dasjenige Werk zu betrachten sey, worin die neue Kunstgattung zuerst in entschiedener Ausbildung hervorgetreten ist. Dieses Werk ist auch für Deutschland sehr wichtig, da es von Martin Opitz in einer freien deutschen Bearbeitung zu uns gebracht, von Heinrich Schütz, Kurfürstlich Sächsischem Kapellmeister, componirt, bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Eleonore Sophie von Sachsen mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt auf den Schauplatz gebracht worden seyn soll. Auf Grund dieser wieder und wieder hervorgehobenen Thatsache hat man diese „Daphne" als den Grundstein der Oper in Deutschland, um nicht zu sagen, der deutschen Oper betrachtet. Nach einer neueren Untersuchung ist jene ganze Aufführung nicht in Dresden, sondern in Torgau, wo jene Vermählung stattgefunden hat, erfolgt und sehr wahrscheinlich nur als sogenanntes Entremet, d. h. als eine bei der Tafel zwischen schnell aufgestellten Coulissenwänden erfolgte dramatisch-musikalische Leistung*). Wir erwähnen dies, um darauf aufmerksam zu machen, wie bescheiden dasjenige anfing, was in unserer Zeit ein Aufgebot des vielfachsten sinnlichen Reizes erfordert. Wie denn jenes Werk in doppelter

*) S. Geschichte der Hof- und Privat-Theater in Dresden, von H—g. Dresden, 1836. 8.

Beziehung italienischen Ursprunges ist, denn auch Schütz der Komponist war ein Schüler des venetianischen Tonmeisters Johannes Gabrieli, so lag darin zugleich der Keim jener, das ganze siebenzehnte Jahrhundert bezeichnenden Sucht, eine ausländische Ergötzlichkeit sich anzueignen, anstatt aus eigenen Kräften Etwas zu gestalten. Die italienische Oper ward bald ein Luxusartikel aller deutschen Höfe. Unter Scarlatti zumal kam sie in München und Wien am Ende des Jahrhunderts zu höherer Ausbildung. Nur in Hamburg versuchte man einen selbstständigeren Weg zu gehen. Durch den Rathsherrn Gerhard Schott ward 1677 ein Opernhaus daselbst erbaut und 1678 mit einer deutschen Oper: Adam und Eva, oder der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch, von einem gewissen Richter gedichtet, von dem Kapellmeister Theil komponirt, eingeweiht. Mattheson hat bis 1728 200 in Hamburg aufgeführte Opern verzeichnet. Postel und Hunold dichteten Texte, Letzterer schrieb sogar 1706 eine eigene Anweisung, deutsche Operngedichte abzufassen, worin großer Geschmacklosigkeit das Wort geredet wird. Reinhard Kayser, ein talentvoller Komponist, auch Telemann und Mattheson schrieben die Musik. Allein italienische Elemente wurden genugsam hinein gemengt. Endlich, etwa um 1740, ward eine ganz italienische Oper daraus, deren Director Mingotti hieß, und die mit dem Jahre 1753 zu Ende ging. Gottsched, der heftige Feind aller Opern, die er den Krebsschaden des theatralischen Geschmacks nannte, brach darüber in ein Jubelgeschrei, jedenfalls zu früh, aus, denn wenn gleich das Opernwesen zunächst die Gunst des großen Publikums für einige Zeit verloren zu haben schien, so blieb es doch überall, wo die Bühne von dem Einfluß und der Unterstützung von Machthabern abhing, in Glanz und Ansehn; Hoffeste aller Art wurden durch italienische Opern verherrlicht. — Während Hasse, Graun, Gluck sich der ausländischen Form bemächtigten, um sie durch deutschen Geist zu beseelen, tauchte die nationelle deutsche Oper, nämlich das Singspiel, durch die Bemühungen Weiße's, des Dichters, und Hillers des Komponisten wieder auf; beide Richtungen bestanden neben einander, bis sie sich mit einander verschmolzen, und die deut-

ſche Oper ihren nationellen Charakter neben den franzöſiſchen und italieniſchen Werken geltend zu machen, mächtig genug war.

Dieſe allgemeineren Thatſachen muß man ſich in's Gedächtniß rufen, um es erklärlich zu finden, wie auch in Breslau eine Zeit lang für italieniſches Opernweſen ein lebendiger Sinn wach erhalten und einem künſtleriſchen Unternehmen, das bei verhältnißmäßig geringen Mitteln ſich im Auslande Anſehn und Lob zu verſchaffen wußte, eine wenn auch nur flüchtige Dauer geſichert werden konnte. Die Theatergeſchichte Breslau's im 17ten Jahrhunderte bietet ziemlich dürftige Notizen dar. Die Schriftſteller achteten dieſen Zweig der Kunſt damals noch gering. Die ſehr angeſehene Truppe des Magiſter Veltheim, die in mehreren großen Städten ſpielte, war auch in Breslau willkommen, und das Ausland ſprach mit um ſo größerer Achtung von den daſigen Leiſtungen, als die bedeutendſten dramatiſchen Dichter Deutſchlands in jener Zeit, A. Gryphius, v. Lohenſtein und ſpäter Hallmann in Schleſien lebten und dichteten. Bei einigen ihrer Schauſpiele iſt augenſcheinlich, daß mit der Handlung Muſik und Geſang verbunden geweſen, ohne daß uns dies berechtigte, ſie Opern zu nennen. Dies gilt z. B. von dem Freudenſpiele von Gryphius: „Majuma," welches im Mai 1653, wie der Verf. ſagt, auf dem Schauplatz geſangsweiſe vorgeſtellt wurde. Das Ganze iſt eine allegoriſche Feier zu Ehren Kaiſer Ferdinands. Eben ſo wenig als hier, iſt in den Freudenſpielen Hallmann's von einem eigentlich opernmäßigen Zuſchnitt die Rede, doch in des Letztern Werken, welche Bekanntſchaft mit franzöſiſchen Muſtern reichlich verrathen, das Ballet bereits als erforderlicher Beſchluß des Ganzen angegeben. Mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts (1704) kamen nun, durch das Beiſpiel Hamburg's hervorgerufen, Singſpiele von meiſtens allegoriſchem Charakter zum Vorſcheine. Auch die Schultheater, welche bei den Prüfungen der Schüler eine beliebte Zugabe waren, führten Cantaten auf, die einen dramatiſch allegoriſchen Inhalt hatten. Die Liebe zur Tonkunſt war in Schleſien immer lebendiger geworden, und brachte jene Leiſtungen, geſtützt auf den europäiſchen Zeitgeſchmack, in Aufnahme. Die Wuth zu allegoriſiren, durch

die wachsende Autorität Frankreichs vermehrt, trieb dahin, immer mehr und mehr nicht sowohl Charaktere, als vielmehr Begriffe singend auftreten zu lassen. Die zahllosen Hochzeits-, Sterbe- und Jubel-Cantaten jener Zeit sind ganz geeignet, die nahe Berührung, die zwischen Oratorium und Oper besteht, und welche die letztere aus dem ersten überall herausgebildet hat, zu veranschaulichen. Alle bewegen sich auf der Grenze zwischen Handlung und lyrischem Erguſſe; der häufig vorkommende Name: „musikalisches Gespräch" ist mithin nicht unpassend gewählt. Je weniger dem jetzigen größeren Publikum das musikalische Treiben in Breslau in jener Zeit bekannt geworden, und je mehr die lebendige Theilnahme, welche insbesondere damals der höhere Adel Schlesiens demselben zollte, die spätere Erhaltung eines so kostspieligen Vergnügens, als die italienische Oper in Breslau war, möglich machte, desto nöthiger scheint es, einige Notizen über die musikalischen Aufführungen im Theater und Concertsaal, die vor dem Jahre 1725, wo jenes bedeutende Institut in's Leben trat, stattfanden, mitzutheilen.

Im Jahre 1720 am 18. October ward das sogenannte Collegium musicum, ein Institut, welches den Keim der weit später in so große Aufnahme gekommenen Abonnement-Concerte in sich trug, eröffnet. Die Concerte, welche unter jenem Namen von angesehenen Musikfreunden veranstaltet wurden, hatten (wie uns der schlesische Novellen-Courier belehrt) in dem Saale zum blauen Hirsch in der Ohlauer-Straße statt und begannen um 5 Uhr. Der Director derselben hieß Anton Albert Koch, ein Tonkünstler, der eine weit größere Bedeutsamkeit, als sie C. J. Hoffmann im schles. Tonkünstler-Lexikon ihm beilegt, gehabt zu haben scheint. Zu jener Eröffnung componirte er eine Serenate, worin Fama, die Einsamkeit, die Vergnügung, Apollo und die Breslauischen Musikfreunde sich singend unterhalten. Fama wirft der Stadt vor, daß sie so still sey. Sie beruft sich darauf, daß früher mehr Musik gemacht worden, in den Worten:

„Es wünschet ja ein jeder,
es kommen doch die Zeiten wieder,
der Klang der vorgewohnten Lieder
die Luſt, die ehemals ein Verbündniß ausgericht;"

was darauf hinweiſet, daß ſchon früher ein ähnliches Collegium beſtanden. Die Einſamkeit entgegnet, „das ſey ein neuer Trieb, der ihre Luſt verſtöre," worauf die Vergnügung ihr widerſpricht. Die hypochondriſche Schweſter will hierauf die Muſik für die einſamen Vergnügungen geſtatten, hält es aber nicht für nöthig, „daß man es durch Pauken und Trompeten der ganzen Welt berichte." Da gebietet Apollo Ruhe, und die friedlichen Schweſtern unterwerfen ſich ihm, da er ihrer Beider Freund ſey. Er entſcheidet dann, daß bei dem neuen Unternehmen die beiderſeitigen Intereſſen beſtehen könnten, die muſikaliſchen Freunde jubeln, und Fama wird von Apoll beauftragt, der Welt das neue Bündniß zu verkünden, welches durch große Gönner zu Stande gekommen ſey. Dieſe ſingt denn:

„Kommt, größte Meiſter, euren Werken
ſucht man bei uns ihr Lob zu ſtärken,
kommt, ſchaut, wie die Vergnügung ſieht,
die anderwärts darnieder liegt."

Das neue Unternehmen hatte einen guten Fortgang. Man führte eine ganze Reihe ähnlicher allegoriſcher Cantaten oder Serenaten von Koch's Kompoſition auf, z. B. 1721 „Streit und Vergleich der vier Jahreszeiten," „das Waſſer im Frühlinge," „die ſupplicirende Muſik an ihre theils unverſtändigen theils unbeſtändigen Liebhaber." In dieſer letzten Cantate ſtreiten ſich die Freunde der neuen Muſik mit deren Feinden. Die letztern loben z. B. den herrlichen Klang alter Lieder, wie: „o Tannenbaum, du biſt ein edler Zweig." Sie behaupten, „man habe mit den Sarabanden, mit Giquen, Menuetten, Allemanden und wie der Bettel ferner heißt, der Jugend nur den Weg zur Ueppigkeit geweiſt."

Vor dieſem ging's noch ehrbar zu,
Da man ein deutſches Tänzlein machte,
Und ſeinen Timpterlimptimp
Fein ſittſam, fein ſachte
Mit ſeinem Lieb zu Ende brachte.
Jetzt ſpringt ihr wie die wilden Pferde,
Und wenn man eure Tänze hört,
So weiß man nicht, wer Euch dies Ding gelehrt,
Und was herauſſer kommen werde

Die neue Muſik widerſpricht und behält den Sieg und der Chor ſchließt plötzlich alſo:

Erklinget Ihr Saiten, erſchallt Ihr Trompeten,
Es lebe der Kaiſer, es wachſe ſein Ruhm,
Es blühe Budorgis und alle Patronen,
So Künſte verſtehen und Künſte belohnen,
So wünſcht die Muſika und dies Collegium.

Solche Aeußerungen ſchildern den Geiſt der Zeit. Die Vorliebe für ausländiſche Muſik war in den höheren Kreiſen wach geworden, und die Berufung auf echtes nationelles Element blieb überhört. Die Muſik mußte ſich hergeben, alle feierlichen Gelegenheiten zu verherrlichen und an die allerwunderlichſten Abhandlungen ſich geduldig anzuſchmiegen. Am 7. November 1721 feierte das muſikaliſche Collegium in ähnlicher Weiſe den kürzlich von Carl VI. mit der Pforte abgeſchloſſenen Frieden, am 4. November 1724 deſſen Namenstag. Die Redensarten haben etwas Kriechendes, keineswegs Begeiſtertes und laſſen nicht erwarten, daß die Töne ſie zu veredeln mächtig genug geweſen ſeyn möchten. In der Charwoche und der Adventszeit während jener Jahre führte übrigens das Inſtitut Oratorien paſſenden Inhalts auf, wobei nur auffallend iſt, daß der mehrgenannte Koch faſt ganz allein und ſelten ein anderer Komponiſt uns begegnet. Der höhere Adel, der viele fleißige Dilettanten zählte, verſchmähte es nicht, bei verſchiedenen Aufführungen mitzuwirken; indeſſen findet ſich dies faſt nur bei italieniſchen Kompoſitionen erwähnt, und beſonders kehrt der Name eines ſonſt wenig genannten Komponiſten wieder: Pietro Biocca, der auch die Verſe dichtete, welche der damalige Prorector des Eliſabetans Chriſtian Stieff überſetzte. In der Charwoche 1723 z. B. wurde in der Kapuzinerkirche ein Oratorium: „Die drei Marien" aufgeführt, wobei die Inſtrumentalmuſik von dem Herrn Grafen v. Proskau geleitet und die Soli's von Ihro Excellenz der Frau Gräfin v. Schafgotſch, geb. Gräfin v. Colloworat, und zwei Comteſſen, Joſepha und Franziska v. Berg, geſungen wurden. Als Mäcenaten des Muſikweſens werden namentlich die Grafen Schafgotſch, Proskau und Kottulinsky genannt. Am Namensfeſte von des Erſteren Gemahlin im Jahre 1722 wurde eine Serenata pastorale:

Ritorno d'amante, durchgängig von Mitgliedern jener Familien in den Solopartieen beſetzt, gegeben. Die noch exiſtirenden Textbücher von ähnlichen Feierlichkeiten geben manche Details, welche es unzweifelhaft machen, daß die Tonkunſt damals bereits ein Hauptmittel der Unterhaltung für Gebildete abgab. Bei dieſen Umſtänden könnte es befremden, daß nicht früher ſchon für das Opernweſen in Breslau etwas Entſcheidendes geſchehen war, da doch, wie oben erwähnt, manche andre Stadt mit gutem Beiſpiele vorangegangen. Der Grund liegt wohl in der Verachtung, worin das Theater überhaupt ſtand. Man findet es als eine Quelle der Unſittlichkeit wiederholentlich geſchildert und bekümmerte ſich wenig um Verbeſſerung der mit dem Privilegium beliehenen Schauſpieler-Truppen. So wandelt der Geſchichtſchreiber denn auch in dieſem Gebiete noch immer auf unſicherem Boden. — Was aus der Breslauiſchen Theatergeſchichte hierher gehört, iſt im Weſentlichen Folgendes: Die alte, auch in Breslau angeſehene Truppe des Magiſter Veltheim hatte ſich nach deſſen Tode getheilt. Der Schauſpieler Elendſohn begründete eine, ſpäter von ſeiner Frau geleitete neue Geſellſchaft, die endlich das ſächſiſch-polniſche Privilegium, das Veltheim früher beſeſſen, an ſich riß. Frau Elendſohn heirathete einen gewiſſen Haack, einen früheren Barbier aus Dresden, jetzt tüchtigen Komiker, und dieſe Haackiſche Geſellſchaft fand ſich denn im Anfange des 18ten Jahrhunderts ziemlich jeden Winter in Breslau ein. Wir finden ſie bis zum Ende des Jahres 1724 daſelbſt. Sie gab, dem Zeitgeſchmacke zu huldigen, außer den allgemein beliebten Hof- und Staats-Actionen, welche größtentheils improviſirt wurden, auch Opern, wenn man anders ein wunderliches Gemiſch von Tanz und Geſang, allegoriſchen Figuren und Buffonerien ſo nennen will. Die Namen der Dichter und Komponiſten werden uns verſchwiegen. Etwas Goldpapier und häufiger Donner und Blitz ſcheint das Beſte an dieſen Productionen, die bald als: „Vermählung des heldenmüthigen Prinzen Perſeus mit der Durchlauchtigen Prinzeſſin Andromeda," bald als: „Belohnung der Tugend in der Perſon der Iſabella von Caſtilien" ſich ſehen ließen. Gewöhnlich wurde ein muſikaliſcher Prolog

oder Paſtorell und darauf eine melodramatiſche Action, welche ein Ballet beſchloß, aufgeführt. Die Vorſtellung begann in der Regel um 4 Uhr. Das Eintrittsgeld wird immer nur mit den Worten „wie ordinair" bezeichnet, das Textbuch koſtete in 4. gedruckt, zwei Bogen ſtark, 7 Kreuzer. Am 7. December 1724 beſchloſſen die polniſch-ſächſiſchen Hof-Komödianten unter der Direction eines Magiſter Hoffmann mit einem muſikaliſchen Paſtorale und der Hauptaction „Lentulus" ihre Vorſtellungen in Breslau. Ihr Schlußchor lautete:

Es grünen die Künſte, es blühe der Witz,
Es bleibe geſegnet der ſchleſiſche Sitz.

Man war der etwas rohen Geſellſchaft müde. Die höheren Stände hatten, wie wir bereits erzählt, ſich längſt ſelbſtthätig edlere Ergötzungen geſchaffen, denn die ſtarke Verbindung mit Wien hatte ſie bereits Beſſeres, namentlich in Bezug auf Tonkunſt, welche bei jenen Truppen Nebenſache blieb, kennen gelehrt. Der erreichte hohe Bildungsgrad hätte wohl auch längſt gehegte Wünſche bereits befriedigt geſehen, wenn ein ſo koſtſpieliges Unternehmen als die Herbeiſchaffung einer italieniſchen Oper nicht ſelbſt die Muthigſten abgeſchreckt hätte. Der Zufall ſorgt oft am beſten, ſo auch hier. Binnen Jahresfriſt war der Stadt ein Kunſtgenuß bereitet, der, ihr bis dahin fremd, bald einen Rang einnahm, welcher auch ein ungleich verwöhnteres Publikum hätte befriedigen können.

Der Reichsgraf Franz Anton v. Sporck, Statthalter des Königreichs Böhmen, ein reicher kinderloſer Magnat a), hatte in ſeinem an der Elbe im Königgrätzer Kreiſe gelegenen Marktflecken Kukus, woſelbſt eine Heilquelle, jetzt das Kocksbad genannt, ſich befindet, die damals viele Badegäſte verſammelt haben mag, als eifriger Freund und Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, als welchen ihn zahlreiche ſchmeichleriſche Zueignungen loben, eine Operngeſellſchaft, aus lauter italieniſchen Mitgliedern beſtehend, angeworben, die daſelbſt ohne eigentliche Bühne auf dem Raſen im

a) Man ſehe Benjamin Hankens moraliſche und geiſtliche Gedichte. Breslau, 1723 (in der Zueignung an den Grafen v. Sporck).

Freien ihre Vorstellungen gab. Wahrscheinlich war dieselbe von irgend einem einflußreichen schlesischen Cavalier beachtet und veranlaßt worden, nach Breslau zu kommen. Genug, jene Gesellschaft kam zu Anfange des Jahres 1725, nachdem die Haackische Truppe unlängst abgezogen war, nach Schlesiens Hauptstadt und ward von den zahlreichen hier lebenden Cavalieren nicht minder als von dem Magistrat der Stadt in Schutz genommen. Das alte Ballhaus, längst baufällig, ward reparirt. Der Raum war eng, doch gelang es dem geschickten Maschinenmeister und Maler der Gesellschaft, dem Venetianer Bernardo Canale, ein nettes Theater darin einzurichten. Von dem Personal der Oper ist folgendes bekannt: Der Impressario hieß Antonio Maria Peruzzi. Erste Sängerin: Signora Maria Giusti aus Rom, Virtuosin des Prinzen Constantin von Polen, von der ein sachverständiger Zeitgenosse, der berühmte Organist J. G. Hoffmann in Breslau, sagt, sie habe eine lebhafte und die beste Stimme gehabt und vor allen Andern den Preis behalten. Zweite Sängerin: Giacinta Spinola, welche in scherzenden und anmuthig spielenden Arien eine große Lieblichkeit der Stimme hören ließ, obgleich eine glasartige Schärfe des Tones auch wieder an ihr getadelt wird, sowie Unbehülflichkeit des Spiels. — Altpartieen sang Chiara Orlandi aus Mantua, deren Mann Balletmeister war. — Ein Castrat Paolo Vida, ein Tenorist Giosеppe Alberti aus Padua und ein Basso buffo Gaëtano Pinetti nebst einigen Personen zu Aushülfsrollen, — im Ganzen war die Truppe 12 Personen stark, — bildeten ein namhaftes Personal, wozu sich auch noch eine Sängerin Rosa Vivoli, von Dresden kommend, gesellte. Der Kapellmeister war ein sehr ehrenwerther und vielseitig gebildeter Musiker, Daniel Gottlieb Treu (geb. zu Stuttgart 1695, gestorben, wie aus handschriftlichen Nachrichten hervorgeht, zu Breslau am 7. August 1749 am Nervenfieber). Dieser Künstler, dessen ausführliche Lebensbeschreibung Gerber aufbewahrt hat, ursprünglich Buchdrucker, war von seinem Oheim, Sigismund Cousser (als Kapellmeister in Dublin 1727 verstorben), zunächst zur Musik gebildet worden, was für seine jetzige Stellung um so entscheidender wirkte, als jener

ſein Lehrer das Hauptverdienſt beſitzt, die italieniſche Geſangsmethode in Deutſchland verbreitet zu haben. Treu gerieth nach Italien, erwarb ſich von dem Opernweſen gründliche Kenntniß und ward in Venedig zumal ſehr beliebt, denn er war zugleich talentvoller Sänger, Dichter und Komponiſt, ja er ſollte eine eigene Oper in Venedig zur Aufführung zu bringen, glücklich genug ſeyn, als er von einem böhmiſchen Herrn abgeholt ward, um in Breslau die Stelle eines Kapellmeiſters an der neu errichteten Oper einzunehmen. Der Umſtand beweiſet mindeſtens den Ruf, den er in ſeinem dreißigſten Jahre bereits genoß. In einem eigenhändigen Briefe Treu's an Mattheſon vom Jahre 1724 unterzeichnet er ſich bereits als Kapellmeiſter des Grafen v. Henckel-Donnersmark zu Beuthen, eine Stelle, die er ſpäter allerdings bekleidete; dort ſcheint 1724 ein Druckfehler, und iſt vielmehr 1728 zu vermuthen, denn jene erſte mehrfach erzählte Thatſache würde ſich in Nichts auflöſen, wenn Treu ſchon ein Jahr vor Eröffnung der italieniſchen Oper in Breslau ſich in Schleſien befunden hätte. — Das Orcheſter, welches ſich der neue Kapellmeiſter zuſammenſtellte, beſtand aus 18—20 Perſonen, lauter Breslauern; nur ein italieniſcher Concertmeiſter Madonis war dabei. Der Kapellmeiſter dirigirte am Claviere. — Mit ſolchen Kräften begann die neue Luſtbarkeit am zweiten Pfingſtfeiertage des Jahres 1725 und zwar mit der Aufführung einer Oper von Antonio Bioni: „Orlando furioso.“ Der Beifall war allgemein; das ganze Unternehmen ward von den Vornehmen ſehr in Schutz genommen; als beſondre Patrone, welchen die Textbücher einzelner Opern, italieniſch und deutſch abgefaßt, zugeeignet wurden, erwähnen wir vor Allen den Churfürſten zu Trier und Mainz Franz Ludwig, damals Biſchof von Breslau, in welcher Stadt er bei wiederholtem Beſuche mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde, und den K. K. Ober-Amts-Director Joh. Anton Grafen v. Schaffgotſch, außer dieſen die Grafen v. Schlegenberg, Proskau, Kottulinsky, Nimptſch, Frankenberg und Schellendorf, Kinsky, Dohna, Strattmann, Gellhorn, den Prinzen von Raſini u. A. Aus Allem geht hervor, daß nicht der Bürgerſtand, ſondern

der höhere Adel, der von andern Orten her mit ſolchen Genüſſen bekannt war, die Oper erhielt. Von dem Bürgerſtande, zumal dem proteſtantiſchen, ward dies ausländiſche Weſen nicht beſonders geſchätzt, wozu noch die überhaupt ſehr geringe Achtung, in welcher alles Comödiantenweſen bei den Ehrbaren damals ſtand, getreten ſeyn mag. Der Rector Stieff, welcher den Belletriſten der vornehmen Welt abgab, hatte zwar jedesmal für eine deutſche Ueberſetzung der italieniſchen Verſe, — es werden ſpäter einige Proben ſeines Machwerks folgen, — geſorgt; doch amüſirte ſich der Bürger, welcher an den alten witzigen oder thörichten Poſſenreißereien in den Hof- und Staatsactionen ſeine Freude gehabt hatte, bei dem italieniſchen Singſang, wie die Gelehrten jener Zeit die Oper ſchalten, keineswegs. Obendrein urtheilten die Aeſthetiker jener Zeit an allen Orten über das Singſpiel überhaupt bereits ſehr ungünſtig; man fand es unnatürlich, daß Leidenſchaften auf den Bretern in Tönen verſinnlicht würden. Alle dieſe Umſtände trugen dazu bei, daß die inländiſchen literariſchen Hülfsmittel jener Zeit über die Kunſtleiſtungen der Operiſten ſämmtlich ſchwiegen. Nur unter den Muſikern der Stadt ward ihre Bedeutung richtiger gewürdigt, und den Mittheilungen, welche der gelehrte Kenner des Kontrapunkts, der Organiſt J. Georg Hoffmann (geb. 1700, geſt. 1780 zu Breslau) über den Werth der Sänger an den in der Muſikwelt damals gebieteriſch herrſchenden Mattheſon gemacht hat, verdanken wir, daß uns nicht alles Urtheil über das Inſtitut ſelbſt verloren gegangen iſt.

Was nun den Charakter der italieniſchen Geſellſchaft anbelangt, ſo ſtellten ihre Mitglieder ſich ſelbſt ziemlich in den Rang, den heute Seiltänzer oder Kunſtreiter einnehmen; ihre Ankündigungen waren unglaublich marktſchreieriſch, die Dedikationen ihrer Textbücher an die einflußreicheren Cavaliere (ſämmtlich in italieniſcher Sprache geſchrieben) ſind höchſt demüthig und kriechend, ja ſie verſchmähten ſelbſt nicht, ein Mittel anzuwenden, deſſen ſich gegenwärtig bereits ſelbſt Kunſtreitergeſellſchaften zu ſchämen beginnen, ſie zogen in den Straßen umher und ſuchten durch Production ihrer Talente daſelbſt das Publikum zu fleißigem Beſuche ihrer Vorſtellungen zu

locken. In der handschriftlichen sehr ausführlichen Chronik eines angesehenen Breslauischen Kaufmannes lesen wir z. B. unter dem 21. Juli 1725: Heute Abends haben die hiesigen italienischen Operisten ein groß von Papier verfertigtes Seeschiff oder venetianische Gondel, welche von 4 starken Männern getragen worden, bei sehr vielen Fackeln und unter starker Bedeckung der Wache, mit schöner Instrumental- und Vokalmusik, denen Standespersonen und sonderlich dem Prinzen Constantin (von Polen) und Grafen Schaffgotsch zu Ehren auf der Gasse präsentirt.

Unter der Leitung des Kapellmeisters Treu stand die Oper bis in die Mitte des Jahres 1727, doch bei manchem Wechsel des Geschicks. Es wurden 1725 vier, 1726 acht, 1727 vier neue Opern aufgeführt. Darunter sind vier von Treu's eigner Arbeit, nämlich Astarto mit Text nach Quinault, Coriolano, Ulisse e Telemaco (Dichtung von Lalli), Don Chisciotte, von denen sämmtlich viel Löbliches, was die Komposition betrifft, gesagt wird, wie man ihm auch nachrühmt, bei einer zu Ehren des im Breslauer Dom 1732 zum erstenmal pontificirenden Cardinals von Sinzendorf keine gemeine Messe, sondern eine ad stylum gregorianum, instrumentis adhibitis in stylo madrigalesco et florido aufgeführt zu haben. Außer jenen vier Opern gab man drei von Conti (geb. zu Florenz, 1703 Kapellmeister in Wien, später aus den österreichischen Staaten vertrieben und nach 1723 gestorben), nämlich Trionfo del amore, il finto Policare, Text von Pariati, und die in Wien 1714 mit großem Beifall beehrte Alba Cornelia. Ferner die Didone abandonnata von Albinoni (der 1675 zu Venedig geboren, 1745 daselbst verstorben, über 40 Opern geschrieben, wovon die Dido, welche Metastasio zu Venedig gegeben, die beste war). Einige Opern von Bioni, einem Meister, von dem sogleich ausführlicher zu handeln seyn wird, la Constanza combattuta in Amore, von Giovanni Porta, und il Dafni mit Musik von Emanuele d'Astorga, sind außer jenen das Bedeutendste, was unter Leitung Treu's vorkam. Diese letztere Oper ist besonders beachtenswerth, da über das Leben ihres Komponisten, dessen Stabat mater seines hohen Werths halber erst kürz-

lich erneuert worden iſt, wenig Genaues bekannt geworden. Rochlitz machte zuerſt wieder auf ihn aufmerkſam und bemerkt, daß jener Komponiſt ein italieniſcher Prinz geweſen, der als Tonſetzer ſich nach ſeinem Geburtsort Aſtorga benannt habe. Bei Hawkins und Gerber ſteht nun erwähnt, daß er in Breslau 1726 ſein dramatiſches Idyll „Daphne" aufgeführt habe, was Rochlitz bezweifelt, da Aſtorga nirgends mit ſeiner Kunſt öffentlich aufgetreten ſey. Jene Hiſtoriker haben indeſſen ihre Nachricht aus guter Quelle, nämlich aus Mattheſon's muſikaliſcher Ehrenpforte (S. 375) geſchöpft. Das noch exiſtirende Textbuch der Oper beweiſet das Factum endlich unzweifelhaft. Daß aber Aſtorga ſelbſt in Breslau geweſen, iſt nicht anzunehmen, da an jenem Orte dies nicht verſchwiegen geblieben wäre; vielmehr ſcheint Bioni, der kurz vorher nach Breslau gekommen war, dies Werk mitgebracht zu haben. Um einen Begriff von Einrichtung der damaligen Singgedichte zu geben, mag der Inhalt jenes Schäferſpiels hier ſtehn. Galathea, Tochter des Alpheus, eines Arkadiſchen Schäfers, als Kind von Seeräubern geraubt, war aus dem Meer von dem alten Schäfer Dameta gerettet worden. Dieſer verlobt ſie, als ſie 15 Jahr alt, mit dem Schäfer Filen, der aber Nerina liebt. Galathea liebt den Daphni und ſtürzt ſich in den Fluß Alpheus, in welchem ihr Vater als Flußgott herrſcht, dieſer ſelbſt errettet ſie, es klärt ſich Alles auf und es findet ſich, daß Filen ihr Bruder war, worauf ſie den Schäfer Daphni heirathet. Man ſieht, die Handlung iſt ziemlich willkührlich zuſammengewürfelt. Der Dichter hielt auch, da zu ſeiner Zeit das Heidenthum und namentlich die antiken Gottheiten vielen frommen Chriſten ein Aergerniß waren, für nöthig, zu bemerken: „Die Wörter, Schickſal, Gottheiten u. ſ. w. ſind wie gewöhnlich nicht des Autors ernſtliche Meinung, ſondern des Poeten Federſcherz." — Das Stück hat drei Abhandlungen (Akte) und 7 Perſonen, Ballet, aber keinen Chor und ſpielt meiſtens im Walde. Die italieniſchen Verſe ſind ganz leidlich, aber die Ueberſetzung liefert manches Lächerliche. Dies iſt faſt bei allen jenen Opern der Fall. In Treu's Oper „Coriolan" heißt es bei einer Scene, ſtatt: „ein Garten des Conſuls mit Lauben":

„Ein lustiger Garten des Burgermeisters, worin dichtbelaubte Cabinetter befindlich.“ Der Chor singt:

Jetzt hat uns recht erfreute Zeit
das holde Glück auf's Neu gegeben,
die Strahlen dessen gehn sehr weit
und lauter Ehre liegt darneben.

In Albinoni's „Dido“ singt die Heldin:

„Ich wollte gerne mein Leben erhalten, einzig und allein, um mich an dem Aenea, welcher die vornehmste Ursach meines Unglücks ist, zu rächen. Aber ach, was ich nicht auswirken kann, das mögen statt meiner die Götter, ja, Wind und Wetter verrichten; der Strahl des Blitzes und verletzende Donnerkeule müssen ihm die Luft zuwider machen, und sein Schicksal sey so grausam, daß er in Gegenhaltung desselben das Wenige dermaleinstens noch beneiden müsse u. s. w.“ Um die komischen Scenen sieht es noch seltsamer aus. In Conti's: Trionfo del Amore sagt ein Knecht zu seiner Geliebten: „Sage mir, schönes und honigsüßes Guscherle, wann wird der Tag angestochen kommen, daß ich dein Mann seyn werde?“

Diese wenigen Proben werden genügen, ein Bild des Styls, welcher in den Uebersetzungen herrschte, zu geben. Im Ganzen sind die Operngedichte sämmtlich einander ähnlich. Man erräth den Inhalt oft schon aus dem Personenverzeichniß, worin bemerkt ist, welche Personen heimlich oder offenkundig in einander verliebt seyen. Wir eilen nun, den weiteren Fortgang der Begebenheiten ununterbrochen zu erzählen. Während der zwei Jahre von Treu's Direction hatte sich sehr Vieles in dem ganzen Personal, das ihm zu Gebote stand, geändert. Der erste Impressario Peruzzi war nach einem Jahre, vermuthlich in Folge von Unordnung, nach Köln abgegangen, die Prima Donna Giusti und der Kastrat Vida gingen nach dem Karneval 1726 nach Prag, der Concertmeister Madonis starb, eine verschriebene sehr berühmte Prima Donna Bianca ließ den neuen Unternehmer an Peruzzi's Stelle, Namens Wussin, im Stich und man mußte sich mit einer Signora Diamantina Gualandi behelfen. Das Wichtigste aber war, daß der Beifall, den die Kompositionen von Bioni gefunden,

den Impreſſario, der ſich mit dem redlichen Treu nicht recht vertragen mochte, bewog, jenen Tonſetzer zu verſchreiben. Antonio Bioni (geb. zu Venedig, Schüler von Porta) kam im Juni 1726 in Breslau an. Er war ein ſehr beliebter Komponiſt, der über zwanzig Opern mit großer Schnelligkeit geſchrieben hatte. Er debütirte mit Armida al Campo und Armida abandonnata, die ſehr großen Beifall ernteten; der Churfürſt von Mainz ernannte ihn bei ſeiner Anweſenheit in Breslau 1731 zu ſeinem Kammer-Komponiſten. Er verdrängte zunächſt Treu von der oberſten Leitung der Muſik, der beſcheiden den zweiten Flügel im Orcheſter ſpielte. Zunächſt rivaliſirten beide Komponiſten. Allein Treu bekam es überdrüſſig und folgte einem Rufe nach Prag; ſpäter lebte er in Beuthen und bei dem Grafen v. Schaffgotſch in Hirſchberg. Der Impreſſario Wuſſin gab wegen Schulden das Unternehmen auf und überließ es ſeinem Dramaturgen Burigotti. Dieſer verband ſich mit dem Alt-Caſtraten Dreyer (mit welchem Treu mehrmals verwechſelt worden ſeyn ſoll, weshalb er ſich Fedele genannt) und reiſte im Sommer 1727 nach Italien, um neue Sänger zu holen. Frieden ſcheint unter der Truppe nicht geherrſcht zu haben, und ihren Eigennutz bewährt die Thatſache, daß ſie, als Treu dem durchreiſenden König von Polen eine Serenate komponirt hatte, wofür ein bedeutendes Geldgeſchenk ertheilt wurde, von dieſem, dem es eigentlich allein gebührt, die ganze Summe annahm, um ſie unter ſich zu theilen. Burigotti und Dreyer ſtellten wirklich eine neue Geſellſchaft im September 1727 zuſammen, nachdem die meiſten Mitglieder der alten nach Wien gegangen waren. Die beſte Sängerin war Bianca Nerini aus Mailand, die andern Bernina, Ferri und Geſſi unbedeutend; letztere ſoll ohne alles Taktgefühl geſungen haben. Auch gute Violinſpieler und andere Inſtrumentaliſten, ein Theatermaler Pantaleoni und ein neuer Balletmeiſter Orlandi gaben den Vorſtellungen neuen Reiz. Der Fehler iſt augenſcheinlich, daß der Kapellmeiſter Bioni faſt gar keine anderen Opern als ſeine eigenen gab. Um Abwechſelung zu ſchaffen, griff er zu dem unglücklichen Mittel, Opern aus Muſikſtücken verſchiedener Meiſter zuſammenzu-

setzen, die er durch Recitative verband. Solche waren Ariodante, Merope und auch eine Griselda. Das alte Volksbuch, dem Boccaccio getreu, wird hier ungleich weniger sentimental in Scene gesetzt, als wir in einem modernen Trauerspiel es wieder gefunden. Musikstücke von Caldara, Händel, Porpora, Vivaldi und andern beliebten Meistern werden darin bunt durch einander gewürfelt. Solches Potpourri erhielt immer mehr Beifall. Um den Genuß immer mannigfaltiger zu machen, legte Orlandi anstatt der Tänze Zwischenspiele ein, wie sie noch heute in Italien zwischen den Akten der Oper stattfinden, gewöhnlich nur aus zwei Personen bestanden und sehr lebendig waren; freilich meistens nur lose zusammengereihte Scenen, worin die auftretenden Personen einander wechselseitig foppen.

Ungeachtet der Adel für die Besoldung der Sänger, wie ausdrücklich berichtet wird, Sorge getragen, kam doch Burigotti eben so wenig, als seine beiden Vorgänger zurecht. Es muß wohl viel Leichtsinn unter den Künstlern geherrscht haben. Auch der letztgenannte Unternehmer überließ zu Anfang 1729 dem Theatermaler Pantaleoni das Directorium. Die Gesellschaft wechselte sehr schnell, sie war fast gänzlich erneuert. Schon am 10. Januar 1728 meldete der mehrerwähnte J. G. Hoffmann, der an Treu's Stelle unter Bioni's Leitung den zweiten Flügel gespielt hatte, an Mattheson, „die Herrlichkeit werde mit Pfingsten ein Ende nehmen." Die hohen Gönner waren aber unermüdet in Unterstützungen und fristeten die Existenz des ihnen lieb gewordenen Unterhaltungsmittels. Pantaleoni, der mit einem französischen Notenabschreiber zuletzt das Regiment geführt, vermochte auch nicht, die Sache im Gange zu erhalten, und so ließ sich Kapellmeister Bioni endlich bewegen, im Jahre 1731 das Impressariat selbst zu übernehmen. Er warb eine ganz neue Truppe an und unterließ es nicht, die neuen Opern, die er nun alle selbst verfertigte, gewaltig anzupreisen. Der schlesische Nouvellen-Courier vom 4. Februar 1732 enthält z. B. Folgendes: „Es wird zu wissen, daß heutiges Tags die schöne neue Opera Siroe auftritt, welches die schönste und intriganteste Piece ist, so je auf dem Theater vorge-

kommen. Der Autor davon iſt Metaſtaſio, welcher das Glück gehabt hat, wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit und ungemeinen Schreibeart in Dienſten Sr. K. K. Majeſtät zu ſtehen. Man wird darin zum größten Theil neue und zwar Perſianiſche Kleidung ſehen. Geſchieht alſo an alle Liebhaber und Liebhaberinnen der Muſik hiermit die Einladung, und man verſieht ſich eines zahlreichen Zuſpruchs."

Dieſer Zuſpruch blieb denn auch nicht aus; allein das Schlimmſte war, daß das Publikum, welches ſich auf die höheren Stände beſchränkte, mithin klein und ſchnell befriedigt, wieder etwas Neues zu ſehen und zu hören verlangte. Man konnte etwas nicht gar ſo oft wiederholen; der Vorſtellungen blieben, gegen heutige Zeit betrachtet, wenige, und die Sänger mußten doch zu leben haben. So raſch auch Bioni ſchrieb, ſo ſehr er zu äußeren Mitteln ſeine Zuflucht nahm und es ausdrücklich bemerkte, wenn irgend etwas Beſondres, etwa eine gräßliche Höhle, oder ein Seepferd, oder ein Genius in den Wolken vorkommen ſolle, ſo konnte er doch ein Inſtitut, das, nicht im Volksgeiſt wurzelnd, von mancher Seite mit Neid betrachtet, auf einen kleinen Kreis von Gönnern beſchränkt war, die ſich endlich ſelbſt dabei zu langweilen anfingen, nicht länger als bis Anfang 1734 erhalten. Die letzten Sänger, deren Namen wir wiſſen, hießen: die Damen Giuſtina Eberhardi, Catarina Perſone, Helena Rivi und Margarita Fiori. Die Männer: Luchini Borgi, Mareſchi und Bianchi, der ein ausgezeichneter Baſſiſt war. Nach Faſtnacht 1734 ſchloß Bioni die italieniſche Oper in Schleſien mit demjenigen ſeiner Werke, womit vor 9 Jahren die Eröffnung gemacht worden war, nämlich mit ſeinem Orlando furioso. Die Sänger zerſtreuten ſich, Einige gingen zu dem Könige von Polen, der eine treffliche Kapelle hatte, in Dienſte. Bioni ging nach Wien, wo er nach 1738 ſpurlos verſchollen iſt. Im Ganzen waren von ſeiner Kompoſition, wenn man die zuſammengeſetzten Arbeiten, woran er höchſtens den Antheil eines Redacteurs hatte, abrechnet, 20 Opern in Breslau gegeben worden, und zwar: Orlando furioso, Armida abandonnata, Armida al Campo, Endimione, Lucio vero, Attalo ed Arsinoë, Artabano, Filindo, la

Fede tradita e vendicata, Engelberta, Andromaca, Ercole sul Termodonte, Lucio Papirio, Siroë, Silvia, la verita sconosciuta, Issipile, Alessandro Severo, l'odio placato, Alessandro nell' Indie. Die Leichtigkeit der Production verführte ihn zuletzt zum Leichtsinn in der Arbeit und schmälerte seinen Ruhm, der ihn nicht lange überlebt hat.

Uebersieht man die Reihenfolge der hier besprochenen Kunstleistungen von ihrem Entstehen bis zu ihrem Verschwinden, so ergiebt sich, daß unter fünf verschiedenen Impressarien, Peruzzi, Wussin, Burigotti, Pantaleoni und Bioni binnen 9 Jahren im Ganzen 41 verschiedene Opern gegeben worden sind, von denen bei weitem der größte Theil eigends für Breslau komponirt worden. Die Vorstellungen fanden zu aller Jahreszeit, mit Ausnahme der Advents- und Fastenzeit, statt. Wie oft man einzelne Werke wiederholt habe, ist nicht zu ermitteln; doch wird als Zeichen, daß eine Oper mißfallen, erwähnt, daß sie nur zwei- oder dreimal gegeben worden sey. Daß Uebersättigung eintreten mußte, war leicht vorauszusehn, und wenn auch die Lust wiedergekehrt wäre, ein Unternehmen neu zu beginnen, das viel gekostet hatte und nur an Höfen (namentlich in Stuttgart) einen Glanz zu erhalten, möglich gewesen ist, so hätten es schon die über Schlesien hereinbrechenden Kriegszeiten doch unmöglich gemacht. München und Dresden haben bis in die Gegenwart herein der Ueberzeugung getrotzt, daß eine italienische Oper bei der Höhe, welche die deutsche Tonkunst erreicht hat, den Forderungen des deutschen Geschmacks auf die Dauer nicht entsprechen könne, und haben endlich dennoch die fremde Pflanze ausreißen müssen. Die Versuche zu der Wiedererweckung des Ausländischen, die man in Wien noch kürzlich gemacht hat, werden mindestens nicht zum Vortheile deutscher Musik gereichen, wenn auch Wien allerdings die Grenze zwischen Italien und Deutschland auch in der Kunst bezeichnet.

Nachweisung der benutzten Quellen. Außer einigen alten handschriftlichen Notizen: 1) Mattheson, Grundlage einer musikalischen Ehrenpforte. Hamburg, 1740. 4. S. 110 ff. S. 371. 2) Mattheson, der musikalische Patriot. Hamburg, 1728. S. 342—349. Aus diesen beiden Werken sind Notizen über den oben behandelten Gegenstand übergegangen in C. J. A. Hoffmann's Werk: „Die Tonkünstler Schlesiens." Breslau, 1830. 8. und aus diesem wieder in das „Universal-Lexikon" der Tonkunst von G. Schilling. Stuttgart, 1835. 8. 3) Der schlesische Nouvellen-Courier (Aus den Jahren 1725, 26 ff.). 4) Italienisch und deutsche Textbücher zu 23 von 1725—1734 in Breslau gegebenen Opern (sammt Inhalts-Anzeigen, Verzeichniß der Sänger und Dedicationen).